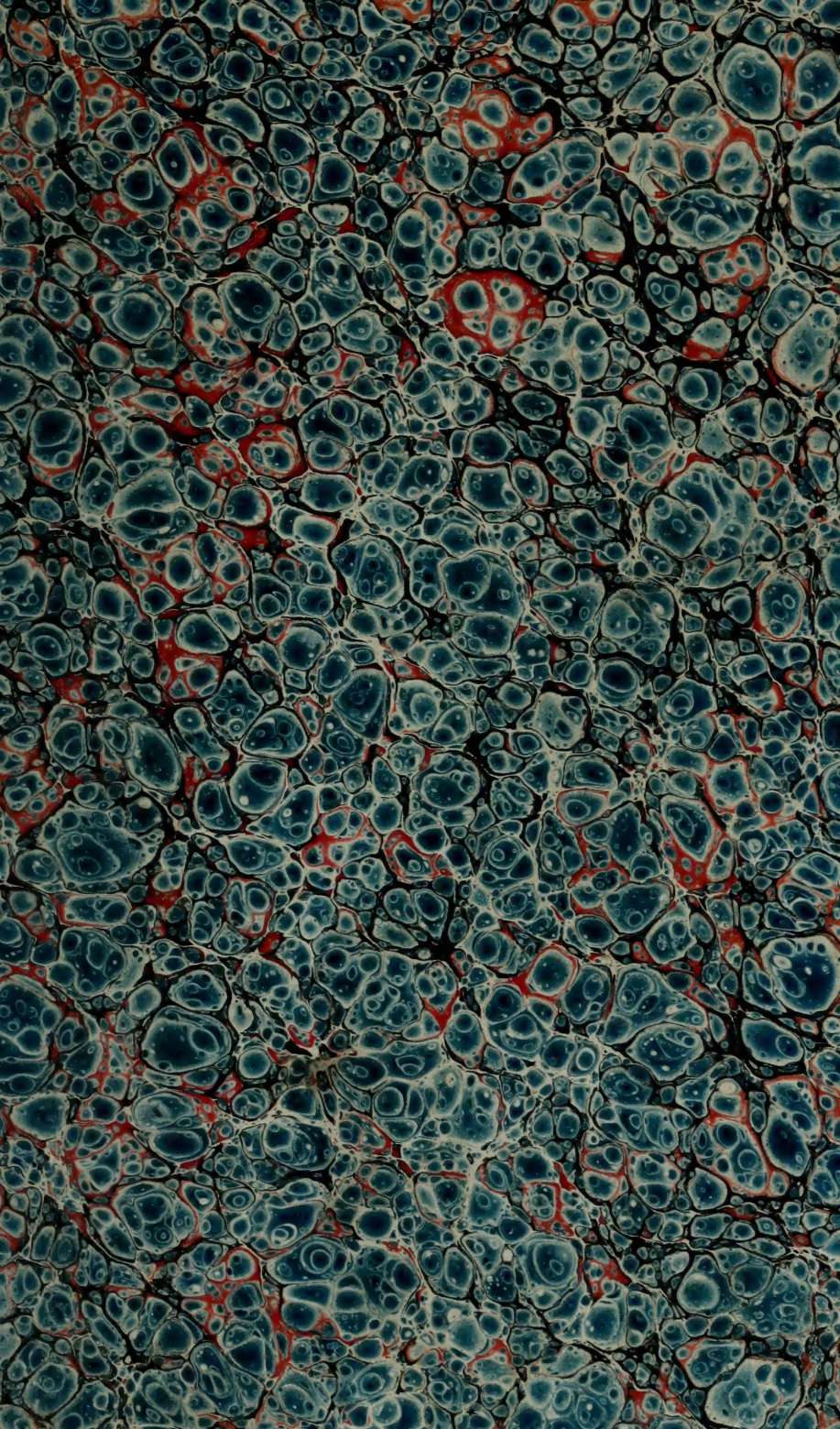

Gez. v. Mayer. Gest. v. Lacey.

HEILBRONN.

Wanderungen

durch

Schwaben.

Von

Gustav Schwab.

Mit 30 Stahlstichen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

Stack
Annex
DD
301
35254

Erste Reise.

Das Neckarthal von Canstatt bis Heidelberg.

Canstatt mit dem Rosenstein und Stuttgart. — Marbach mit Schillers Hause. — Kloster Maulbronn. — Heilbronn mit Götzens Thurm. — Weinsberg und die Weibertreue. — Wimpfen am Berg und im Thal. — Horneck, Gundelsheim und Guttenberg. — Das Schwalbennest bei Neckarsteinach. — Heidelberg.

Vorwort.

Wenige Gegenden Deutschlands vereinigen so verschiedenartige landschaftliche Reize, wie Schwaben; weniger Länder reizende Bilder schmückt Sage und Geschichte mit einem so rührenden Abendrothe ferner Erinnerungen. Bei diesem Reichthum an beiderlei Schmucke sieht sich Künstler und Verfasser des Textes in gleiche Verlegenheit gesetzt. Welche Auswahl soll jener treffen, auf dreissig Bilder beschränkt, wo das Zehnfache nicht hinreichen würde, alle romantischen und malerischen Schönheiten des Landes dem Freunde der Natur vorzuführen? In welche Verbindung soll dieser dreissig Punkte bringen, die, einer vom andern oft durch viele Meilen getrennt, jeder isolirt aufgefasst sind, und so auch dargestellt werden müssen? Die Aufgabe war unläugbar hier viel schwieriger, als in mancher andern Sektion dieses Werkes, wo entweder nur Oasen einer pittoresken Natur, auch mythisch und geschichtlich leicht zu erschöpfen, in übrigens gleichgültigerem und weder für Crayon noch für Feder verführerischem Lande sich darboten, oder der einfache Lauf eines Flusses ohne Sprünge und Winkelzüge von einer reizenden Landschaft zur andern zwanglos hinleitete. Inzwischen haben wir es versucht, in dieses bunte Gemisch von Einzelheiten doch eine gewisse Einheit zu bringen. Das weitläufige Land

ist von uns planmässig durchwandert worden, und dadurch ist es nicht nur dem Zeichner gelungen, in vier grösseren Reisecomplexen Verwandtes zusammenzustellen, sondern auch die Beschreibung konnte bei jeder der vier Wanderungen den Faden der örtlichen und geschichtlichen Schilderungen, nur selten abbrechend, von Gegend zu Gegend, fortführen, und das, was die bildliche Darstellung bei Seite lassen musste, durch das Wort flüchtig andeuten. Dabei war freilich das Land anders aufzufassen, und die Beschreibung in andrer Ordnung vorzunehmen, als es der Topograph gethan haben würde. Dieser hätte etwa mit dem höchsten Theile des Landes begonnen, und wäre von jenem zu den niedrigern Gebirgen, Hügeln und Ebenen hinabgestiegen; er hätte den Hauptfluss des Landes von seiner Quelle bis zum Ausflusse ununterbrochen verfolgt, und, wo es irgend möglich gewesen wäre, eine Totalübersicht, ein Rundgemälde des Landes geliefert. Wer aber den Beschauer vom Kleineren zum Grösseren, vom Lieblichen zum Erhabenen, von der bescheidenen Landschaft zur romantischen Naturscene führen möchte, muss einen andren Weg einschlagen, und kann seine Bilderreihe nicht einer wissenschaftlichen Ordnung unterwerfen.

Den Kern Schwabens bildet eine theils von Hügelmassen besetzte, theils wellenförmig erhabene Landschaft, welche im Westen und im Südosten von höheren Stufen, wie von Rändern eingefasst ist. Die westlichste dieser Stufen, welche landeinwärts allmählig, einem glatten Dache gleich, gegen die Ebene sich herabsenkt, ist der Schwarzwald; die südöstliche, welche plötzlich und steil, wie ein jähes Dach, gegen dieselbe abfällt, ist die Alb. Zwischen beiden, dem Schwarzwald und der Alb, welche im Südwesten bis auf eine Meile einander nahe kommen und nur noch durch die Breite des oberen Neckarthales von einander getrennt sind, dann aber schnell von einander sich abwenden, erweitert sich die Landschaft immer mehr gegen Nordosten bis zur Jaxt und hinaus bis zum Mainstrom. Der Schwarzwald selbst bildet mit seinem badischen Theile, nebst einem schmalen Streife flachen Landes, die westliche Gränze Schwa-

bens; die Alb durchzieht das Königreich Württemberg von Südwest nach Nordost in die Quere. Jenseits derselben im Süden breitet sich eine zweite grosse Landschaft aus, welche zwar niedriger liegt als die Alb, aber höher als die erste, nördliche Ebene. Es ist diess Oberschwabens Hochebene, welche von der Donau bis zum Bodensee an der südlichen Gränze Schwabens sich erstreckt.

Auf dem hier geschilderten *) Schauplatze der Natur drängt sich das Malerische und Romantische, sofern es Auszeichnung verdient, so ziemlich im Neckarthal, der Alb, dem Schwarzwald und den Ufern des Bodensees zusammen. Damit glauben wir die Eintheilung unsrer Sektion in vier Reisen oder vier Hauptabschnitte des nachbenannten Inhaltes, hinlänglich gerechtfertigt. Der erste Abschnitt umfasst die Reise durch das Neckarthal von Canstatt bis Heidelberg, denn da die Pfalz keine eigne Sektion hat, so meinten wir hier nicht streng bei der Gränze Schwabens stehen bleiben zu müssen. Sieben der schmucksten und niedlichsten Landschaftsbilder sind hier — eine kleine Auswahl aus viel Sehenswerthem — herausgehoben worden, und haben wir Bedacht darauf genommen, dass des Betrachtenswürdigen, wie des durch Vergangenheit oder Gegenwart Ausgezeichneten möglichst Vieles in Einem Blatte sich vereinige. So erscheint Canstatt, das Landhaus Rosenstein, und die Residenzstadt Stuttgart zusammen auf einem und demselben Bilde; die nächste Darstellung ist Schillers Haus auf dem Marktplatze zu Marbach gewidmet; dann folgen Kloster Maulbronn, die alte Reichsstadt Heilbronn mit dem Thurme, wohin Sage und Poesie das Gefängniss Götzens von Berlichingen verlegt; Weinsberg mit der Weibertreue; Wimpfen am Berg und im Thale, diese vier auf je einem Bilde; die schönen und ereignissreichen Burgen Hor-

*) Die Schilderung, für Schwaben angepasst, ist der soeben (1836) bei Metzler in Stuttgart erschienenen gründlichen „Geographischen Beschreibung von Württemberg, von Ludwig Völter“ entnommen, einem Buch, das Jedem zu empfehlen ist, der einen lebendigen Ueberblick über einen grossen Theil von Schwaben gewinnen will.

neck und Guttenberg füllen nebst Gundelsheim ein einziges Blatt; von den vier Burgen Neckarsteinachs stellt sich die älteste und groteskeste, das Schwalbennest, vereinzelt dar; den ganzen Zug der Neckarbilder beschliesst das köstliche Heidelberg, an welchem Kunstdarstellung und Schilderung durchs Wort oft versucht worden ist und nie sich erschöpft hat. Weiteres von dem Hügel- und Ebenlande Schwabens mitzutheilen erlaubt theils der Raum theils die Bestimmung unseres Werkes nicht.

Daher führt sofort die zweite Reise im nächsten Abschnitt unsrer Sektion in eine andre Region unsres Schwabenlandes, in die Thäler und Berge der schwäbischen Alb, wo eine grössere Natur sich vor unsrem Auge aufthut. Der Durchwanderer unsres Bilderwerkes wird von uns zuerst an den südöstlichen Abfall dieses Jurakalkgebirgs, ins Donauthal geführt, und der Repräsentant jener malerischen Felsgegenden ist hier das Schlösschen Bronnen. An vielem Schönen und Grossartigen ungerne vorbeigehend, verweilen wir erst wieder in einem Thalabschnitte dieser Albseite beim romantischen Ursprunge der Blau und dem vielseitig merkwürdigen Städtchen Blaubeuren. Die Hochebene der Alb überspringt ein Werk, das dem malerischen und romantischen Schwaben gewidmet ist, wie billig; es eilt der Ausbeute zu, welche die nordwestliche Abdachung des Gebirges verspricht, mit ihren mannigfaltigen und grossartigen Thälern, in welchen Obstwälder im Schoosse von Buchenhainen und Felsengründen, von Burgen und Schlössern überragt, von versteckten Grotten umlagert, die Erinnerungen einer üppigen Natur ins rauhe Gebirg hinübertragen, dessen Hochflächen an die Steppen und das Clima des Nordens erinnern, während volkreiche und blühende Städtchen an der Traufe des Gebirges die Pforten jener romantischen und doch so gesegneten Thäler bewachen. Aus dem Ueberflusse von Grossem, Schönem und Seltenem aller Art, heben wir hier auf sechs Blättern Rechberg und Hohenstaufen (in Einem Bilde), Hohenurach die Burgtrümmer des Reisensteins, das Schlösschen Lichtenstein, das Innre der Ne-

belhöhle, und die Burg Hohenzollern heraus. Dann entfernt sich unser Weg einige Stunden von der Alb, um die ganz einzige Lage des Städtchens Haigerloch zu betrachten und die hervorragendsten Städte des mittlern Neckargebietes Tübingen und Esslingen, die, jede in eigenthümlich reizender Lage, des Merkwürdigen so Vieles bieten, für Darstellung und Schilderung nachzuholen. Somit umfasst dieser zweite Abschnitt eilf Bilder, wovon acht der schwäbischen Alb, und drei dem Mittellande zwischen Alb und Schwarzwald angehören.

Der Granitwall des Schwarzwalds trägt, was Ausdehnung, Höhe und Gebirgsart betrifft, einen mächtigeren Charakter, als die Mauer der schwäbischen Alb; der Gang von dieser zu jenem, der im dritten Abschnitte auf der dritten Reise von uns in malerischer und romantischer Hinsicht durchforscht wurde, bildet somit in derselben Beziehung auch einen Fortschritt vom Niedrigern zum Höheren. Seine erhabeneren Schönheiten sind indessen nur im westlichen Abfalle dieses Gebirges gegen das Rheinthal, und theilweise auf der nördlichen Seite desselben zu suchen. Aus den bescheideneren Reizen der Thäler, die der südöstlichen Abdachung näher liegen, haben wir das uralte Kloster Hirsau mit seinem stillen Tannengrunde zur Darstellung gewählt, dann nach Südosten gewendet den Triberger Wasserfall, die Felsenschlünde des Höllenthals, Freiburg an der heiterernsten Ausmündung des Gebirges mit seinem erhabenen Münster, und endlich den Römersitz Badenweiler aufgesucht, in dessen waldigen Grund schon die üppigste Cultur des Rheinthales eingedrungen ist. Zwei Siebenmeilenschritte führen uns von da ins Murgthal, aus dessen Herrlichkeiten das stille Forbach und die ehrwürdige Ruine Baden ausgelesen worden. Sieben Bilder sind so dem Schwarzwalde gewidmet.

Die drei stolzesten Darstellungen liefert der letzte Abschnitt und die vierte Reise, die den Freund der schwäbischen Natur an den Bodensee und vor die Stirne der Schweizeralpen führt. Lindau's Inselstadt mit einer herrlichen Ansicht des Obersee's und ei-

ner weiten Rundsicht über die Hochgebirge ist das erste Bild in diesem Kleeblatte; das zweite zeigt den Untersee mit Constanz, von dem Napoleonidenschlosse des Arenenberges aus gezeichnet. Im dritten Bilde des vierten Abschnittes, dem dreissigsten und letzten unsrer Sektion, trennt sich der Beschauer mit der porphyrnen Felsenveste Hohentwiels und einer ganzen Gruppe verschwisterter Berge des Hegäus oder Höhgäus vom Schwabenlande.

Canstatt

mit dem Rosenstein und Stuttgart.

Unsre Gallerie malerischer Gegenden aus Schwaben eröffnet sich mit einem Thale, über welches eine südlichere Natur das Füllhorn ihres Segens ausgegossen zu haben scheint. Schon der alte Hübner in seinem jetzt hundertjährigen Zeitungslexicon sagt: „Canstatt ist nach Stuttgart und Tübingen eine der feinesten Städte im Württembergischen.“ Er konnte mit diesem rühmlichen Prädikate keineswegs unmittelbar das Städtchen Canstatt selbst bezeichnen wollen, denn dieses ist ein unansehnliches, in seinem Innern nichts weniger als „feines“ Landstädtchen, von dessen Einrichtung zu Hübners und zu unsrer Zeit galt und gilt, was schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts Martin Crusius in seiner Chronik vorgemerkt hat: „die Häuser von Canstatt sind nicht zur Pracht, sondern zum Gebrauch gebaut.“ Jenes Lob kann also nur der Umgegend gelten, und diese verdient es auch in vollem Maasse. Der Theil des Neckarthals, in dessen Schoosse Canstatt liegt, gehört nicht zu den grossartigeren, wohl aber zu den freundlichsten und fruchtbarsten von ganz Schwaben. Das üppigste Rebenlaub kleidet seine sonnigen Hügel, deren Höhen und tiefere Thaleinschnitte wuchernde Obstgärten oder vielmehr Obstwälder bedecken und ausfüllen; breite Weidenpflanzungen auf frischen grünen Wiesen ziehen sich zu beiden Seiten der Flussufer hin und machen, in der Nähe zahlreicher und lachender Ortschaften, Gärten und Aeckern, wohl auch Weinpflanzungen Platz; einzeln auf Hügeln stehende Kirchen, zu welchen nur die letzten Häuser der Dörfer sich emporziehen, erinnern, mitten im protestantischen Lande, an die alte katholische Zeit, aus der wohl auch einmal die einsame Kapelle eines verschwundenen Dorfes übrig geblieben ist; einige Dörfer sind, wie die Städte Italiens, ganz auf Hügeln gelagert; die neueste Zeit hat diesem lachenden Gemälde Landhäuser, Tempel, Badehallen und Pavillons hinzuge-

fügt, und das unscheinbare Canstatt selbst verschwindet unter einer Umkleidung von schmucken Vorwerken, Gasthöfen, Badehäusern, Fabriken und vor einer gewerbreichen, an Bauten von Jahr zu Jahr wachsenden Vorstadt jenseits des Neckars, die binnen Jahresfrist mit der Stadt selbst durch die massivste und schönste Steinbrücke des Landes verbunden sein wird.

Vom Standpunkt unsres Bildes aus, dem die ferne Hauptstadt im Hintergrunde nicht fehlen durfte, liess sich nur ein Segment dieses herrlichen Thales darstellen, aber der Künstler hat so viel Schönes als nur möglich war und die strenge Wahrheit in den Oertlichkeiten vertrug, auf seinem engen Raume zu vereinigen gewusst. Verfolgen wir die Schlangenlinie des Neckars, die sich ganz in den Vorgrund, dem auf dem linken Ufer gelegenen, im Bilde nicht mehr sichtbaren Dorfe Münster zuzieht, aufwärts, so zeigt sich den ganzen Mittelgrund einnehmend, Canstatt mit seiner Kirche und deren Thurm, einem Werke des berühmten Baumeisters Schickhardt; dann die Neckarbrücke, die Vorstadt; links vom Beschauer „der Sulzerrain“; so heisst der Hügel, hinter welchem die Sulz, d. h. die wichtigste Heilquelle der berühmten Canstatter Bäder, mit ihren neuen Bauten und Anlagen, sich verbirgt. Hinter den ersten Vorhäusern der Stadt erscheint auf einem Hügel das kleine Dorf Berg mit seiner niedlich gelegenen Kirche, ganz links in der Ferne, zwischen gabelförmigen Hügelvorsprüngen das Dorf Gablenberg, auch hügelansteigend. Rechts von unserm Auge sieht hinter der Vorstadt noch im Thale selbst das königliche Haus Bellevue hervor, und auf dem jetzt in Rasen und Rosen gekleideten Hügel, der einst der Kahlenstein hiess, ist das herrliche Landhauss „auf dem Rosenstein“ gelagert. Weiter rechts steht ein den Anlagen dieses Schlosses zugehöriger Pavillon. Im Hintergrunde schmiegt sich die erste Haupt- und Residenzstadt Württembergs, Stuttgart, durch die schönsten Anlagen mit Canstatt verbunden, ganz in den Boden des Kessels, welchen links der Esslinger- und der Bopserberg, rechts der Hasenberg, dessen Fortsetzung zum königlichen Lustschlosse Solitude führt, im hintersten Grunde endlich die hier abfallende Hochebene der „Filder“ bildet.

Vergleicht man die in so vielen Beziehungen ungemein günstige Lage Canstatts mit der eingepressten Stellung, wie sie Stuttgart in einer zwar höchst fruchtbaren aber wasserarmen Gegend zwischen lau-

ter Hügeln und Bergen einnimmt, so müsste man es unbegreiflich finden, warum die Herren von Württemberg nicht lieber das benachbarte Canstatt zu ihrer Residenz gewählt haben, wenn man nicht wüsste, dass die Gründung von Residenzen selten auf freier und bewusster Wahl ruhe, sondern dieselben gewöhnlich mit Land und Staat erst allmählig entstehen und gewissermassen da sind, ehe man sich dessen versieht. Inzwischen machte noch im Jahre 1682 ein Herr Ganniare de St. Paul dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg und seinem geheimen Rathe in einer eigenen Druckschrift den Vorschlag, zum Besten des Landes Canstatt zur Haupt- und Residenzstadt zu machen, weil sich dort Alles vereinige, was zu einer blühenden Hauptstadt gehöre.

Was uns an Canstatt nicht weniger anzieht, als die Reize seiner Umgebung, sind seine geschichtlichen und naturhistorischen Merkwürdigkeiten. Wir beginnen mit den letzteren, die gleichsam die antediluvianische Geschichte des Canstatter Bodens ausmachen. Schon im Jahr 1700 wurden nämlich in Gegenwart des württembergischen Leibarztes D. Salomon Reisel auf einem Hügel, tausend Schritte von der Stadt gegen Morgen gelegen, an der jetzigen Waiblinger Strasse, unter den Ueberresten uralter Mauern mehr als sechzig Stosszähne (Hörner heisst er sie) und unzählige Knochenreste „bissiger und etwan auch unbekannter Thiere“ gefunden, wie der ehrliche Mann in seinem ausführlichen Berichte sagt, den er „gelehrten und naturverständigen Männern zu ihrem hochvernünftigen Gutachten“ und absonderlich zur Erörterung übergiebt, „ob diese Hörner und Beine nur ein Spiel und Werk der Natur, in der Erde gewachsen, oder von lebendigen Thieren, in Mutterleib geboren, seyen; nicht weniger wie sie dahin möchten gekommen seyn.“

Auf diesen Bericht hin schrieb D. Schleiss einen „Oedipus Osteolithologicus“, in welchem er die Canstatter Fossilien für Ueberbleibsel römischer Hekatomben erklärte, dagegen D. Bayer, ein Altdorfer Professor der Theologie, sie in einer Dissertation des Jahres 1712 zu Angedenken der Sündfluth machte. Seitdem sich ähnliche Fünde bei den benachbarten Dörfern, zu Canstatt selbst im Jahre 1816*) und bei Abgrabung des Kahlensteins im Jahre 1823 wieder-

*) Durch den jetzigen Oberfinanzrath von Memminger, dessen Werke mit Sattlers historischer Beschreibung Württembergs dem Verf. die meisten Beiträge zu gegenwärtigem Aufsatze und reichliche zu manchem folgenden geliefert haben.

holten, und die Naturforscher, Kielmeier und Cuvier an der Spitze, das Gefundene ins gehörige Licht stellten, waltet kein Zweifel mehr ob, dass diese merkwürdigen Reste, deren Lagerstätten in der Regel aus aufgeschwemmtem Leimen, auch Süsswasserkalk und Sand bestehen, Zähne und Knochen von solchen Thieren sind, welche zum Theil aus der Reihe der jetzigen Schöpfung ganz verschwunden sind, und einer dunkeln Vorzeit angehört zu haben scheinen, und dass die hauptsächlichsten von dem Mammuth, jenem Riesenthiere der Urschöpfung stammen, andre dem Nashorn, einer Hyänenart, einer ungewöhnlichen Hirschart, endlich auch andern Thieren der jetzigen Schöpfung angehören. Sehr wahrscheinlich sind diese Thiere durch irgend eine gewaltige Veränderung auf unsrem Planeten zu Grunde gegangen, und durch eine zweite Umwälzung so zusammengeschwemmt worden, wie man sie jetzt findet. Die Ungebildetern unsrer Vorfahren dachten bei ihnen an Riesengebeine, und manche unsrer Leser werden hier zum erstenmal erfahren, dass schon das classische Alterthum dergleichen kannte. Kaiser Augustus schmückte, nach seinem Biographen*), sein Landhaus zu Caprea mit jenen riesigen Gliedern ungeheurer Thiere, welche man „Gigantengebeine und Heroenwaffen nennt.“

Wir lassen die Kalkfelshöhlen und Pflanzenversteinerungen, durch welche die Gegend Canstatts sich noch weiter auszeichnet, bei Seite, und gehen von der Naturgeschichte des Ortes zu seiner eigentlichen Geschichte über, die nicht weniger merkwürdig ist. An derselben Stelle, wo jetzt Canstatt gebaut ist, befand sich nämlich eine bedeutende Niederlassung der Römer. Wie noch jetzt diese Stadt der Mittelpunkt aller Hauptstrassen des Landes ist, so weisen auch in grösserer und kleinerer Entfernung von derselben die dem Antiquar wohlbekannten Namen „Steinstrasse“, „Steinerner Weg“, „Römerstrasse“, „Kaiserstrasse“, und ein zu Canstatt selbst gefundener „den Strassengöttern“ geweihter Altar auf einen ganzen Complex römischer Strassen, und es lassen sich nicht weniger als sieben Strassenzüge dieser Art erkennen. Auch findet man in der Nähe dieser Strassen in und um Canstatt, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo mit den Thierknochen der Urwelt auch die Menschenwerke früher Zeiten zu Tage kamen, fast täglich mehr oder

*) Sueton. Octav. 72.

weniger bedeutende Baureste römischer Abkunft. So wurden im Jahre 1700 über den zuerst ausgegrabenen Fossilien bei „der Uffkirche", dem letzten Ueberbleibsel eines verschwundenen Dorfes, auf einem Hügel achtzig Schuh lange und acht Schuh dicke Mauern entdeckt, welche die Gelehrten für die Grundmauern bald eines Tempels, bald eines Castells, bald eines Amphitheaters halten wollten. In einem der öffentlichen Badegärten Canstatts fand man im Jahre 1818 römisches Badegeschirr, Münzen, Spuren von Wärmeboden; in Stadt und Vorstadt schon früher römische thönerne Wasserleitungsröhren, und noch vor wenigen Jahren ein Basrelief in Werkstein, die Minerva und den Merkur mit dem Beudel vorstellend. Ganz neuerdings, beim Fundamentiren des Ortpfeilers der neuen Neckarbrücke stiess man auf dem rechten Ufer auf eine sehr merkwürdige Alluvialbildung, die ein durch eisenschüssigen Kalksinter, wie sich derselbe aus verschiedenen Mineralquellen bildet, zusammengekittetes Conglomerat von Natur- und Kunstprodukten ist; die letztern schienen Geräthschaften zerstörter Wohnungen des Mittelalters und späterer Zeiten anzugehören. Das Gestein wurde weggesprengt, und unter ihm kam eine römische Wasserleitung zum Vorschein. Auf dem Kahlenstein, bei Mühlhausen und bei Zazenhausen wurden, am erstern Orte Grundmauern und Estrich eines Gebäudes, am zweiten Spuren zweier römischen Wachtthürme, am dritten im Jahre 1701 Grundstöcke ausgedehnter Bäder, im Jahre 1816 an einer andern Stelle eilf Gemächer mit Gypsanwurf, Hypokauste, Kanäle, endlich im Jahre 1835 in der Gegend des erstentdeckten Bades abermals Einrichtungen derselben Art entdeckt oder wieder aufgedeckt, dazu allenthalben in der Umgegend Geschirre und Münzen, die letztern hauptsächlich aus dem zweiten und dritten Jahrhunderte, gefunden. Die alten Grabstätten, welche Herr v. Memminger auf dem Altenburgerfelde bei Canstatt im Jahre 1817 entdeckt hat, wiesen sich durch ihre Grablampen aus Thon und Glas, Aschenkrüge, Salbengefässe, Münzen u. A. durchweg als römisch aus. Vier zu verschiednen Zeiten gefundene Altäre sind, der erste von Emeritius Sextus, einem Krieger der zwei und zwanzigsten Legion, der zweite von P. Sedulius Julianus, aus der achten Legion, der dritte von Sattonius Juvenilis, der vierte von Gerionius (?) Severus, aus der zwei und zwanzigsten Legion, verschiedenen Göttern geweiht, und stammen wohl alle aus dem dritten Jahrhundert, der erste gewiss aus dem Jahre 223 nach Christus. Nach der Vertreibung der Römer liessen

sich auf ihren Trümmern Alemannen und Sueven nieder, deren älteste Spur ebenfalls in, theils früher theils in neuester Zeit aufgefundenen, Grabstätten zu suchen seyn dürfte, deren riesige Gebeine in ganz schmuckloser Bestattung jedenfalls römischem Ursprung widersprechen. Auf dem Boden und über den Grundmauern der Römercastelle aber erhuben sich allmählig die Burgen der freien Deutschen.

Es lag sehr nahe, bei den vielen Spuren einer so ansehnlichen Niederlassung, vielleicht der römischen Hauptstadt des mittleren Neckars, auch nach ihrem Namen zu forschen, und da diesen keine Inschrift und keine Münze nannte, ihn in dem Namen der nachmaligen Stadt Canstatt selbst aufbewahrt zu glauben. Ein sehr unorganischer Gelehrtenwitz des sechzehnten Jahrhunderts hat in den Buchstaben *C. ANT. STAT.* die *Stativa* (das Standlager) eines Cajus Antonius, oder Antoninus suchen wollen; ein Alterthumskundiger unserer Zeit, der verstorbne Leichtlin, giebt der altrömischen Colonie ohne weiteres den Namen *Cana*, weil auf einer zu Oetlingen an der Kels gefundenen Inschrift ein gewisser Occaucolus, Bürger von Cana, erscheint. Allein die Heimath dieses Kriegers dürfte eher die Stadt Cana an der nördlichen Küste Kleinasiens, oder eines der beiden Cana in Galiläa, als die Stadt Canstatt in Schwaben gewesen seyn. Die Hoffnung, den Namen Canstatts zu einem römischen zu stempeln, ist so ziemlich aufgegeben, und wenn das römische Clarenna, oder aber Grinarione hier gesucht wird, so hat diess mit dem Namen Canstatt nichts zu schaffen. Was soll aber das Wort, wenn es germanischen Ursprungs ist, bedeuten? An den mythischen Schwabenkönig Canut, der es im J. 392 gebaut und nach sich benannt haben soll, glaubt kein Mensch mehr. Man könnte, wenn der Name nicht zu allgemein wäre, mit Memminger, bei Canstatt an Schiffsanlände (Kahngestade) oder an Kantenstadt (Gränzstätte) denken. In dieser Ungewissheit sey auch uns eine neue Vermuthung erlaubt. Der Name Canstatt tritt (ganz so geschrieben) zuerst in einer Urkunde des Herzogs Gottfried von Alemannien im J. 708 hervor; nicht lange nachher hält Carl Martells Sohn Karlmann hier zu Canstatt, („Condistat") blutiges Gericht über alemannische Grosse. Von nun an erscheint der Ort in den spätern Jahrhunderten häufig, als Canstatt, Kannistat, Cannistat, Chanestatt, Chanelstatt; in der Nähe kommt ein Berg Canbach vor, und unter den Adelsgeschlechtern der Stadt ein Canli oder Chenlin. Nun sind

die altdeutschen Stammsylben Can, Kan, Chan, Chane, Cond nichts anders, als eben so viel Variationen des bekannten Wortes Kunne, was Familie, Sippschaft, bedeutet.*) Nach dieser Ableitung hiesse Canstatt nichts Anderes, als Stätte der Gesippten, gemeinschaftliche Burg von Verwandten, von Mitgliedern eines und desselben Geschlechts gegründet, und der Name der Edlen Canli oder Chenlin von Canstatt, wäre, in Neudeutsch übersetzt, nichts Andres, als „Vetterlein von Vetternstatt.“ Eine geschichtliche Parallele soll uns zu Hülfe kommen. In einer Urkundensammlung der unterösterreichischen Stadt Zwethal**) wird erzählt: die Nachkommen eines gewissen Azo, die allerlei Namen führten, wollten, als Vettern, doch auch einen gemeinschaftlichen Sitz und Namen haben. Sie bauten daher eine Burg. Als nun das Fundament fertig war, und alle Sippen im Kreise herum standen, rief einer der Angesehensten aus ihnen: „Hie habent die Chuen dieses Landes an einem Ring;“ das heisst: „hier halten sich die Kunnen, die Vettern des Landes Hand in Hand im Kreise.“ Davon hiess die Burg Chuenring (Kunuring, Vetternring). Sollte Canstatt in Schwaben, und Cunstadt in Mähren nicht dasselbe bezeichnen? Ein ganz ähnlicher Sinn möchte dann auch den schwäbischen Orts- und Geschlechtsnamen Magenhaus, Magenheim, Magstatt zu Grunde liegen, denn das altdeutsche Wort Magen trifft mit Kunnen in der Bedeutung Verwandte zusammen.

Ob nun, wie die Herren von Canstatt und die Canli, so auch die Schilling von Canstatt, die Stein zu Canstatt, die Herren der Burgen Uffkirchen auf dem rechten, Brie und Altenburg auf dem linken Neckarufer zu dieser Sippschaft der Canstatter Vettern gehörten, lassen wir dahingestellt. Von Uffkirchen oder Uffkirch ist nur noch Kirche und Kirchhof übrig, das Dorf war im sechzehnten Jahrhundert bis auf wenige Häuser verschwunden; wir hätten es zur Linken von unsrem Bilde zu suchen; Altenburg lag zur Rechten auf der Höhe; dem Namen nach zu urtheilen, auf römischen Grund-

*) *Frisch. Lexic. sub voce kunne.* Kunne, *genus, familia, sexus, uxor et maritus, conjux.* Chane, Kane, *genus.* Chanschafft, *conjugium.* Chanchi (im sal. Gesetz), *cognati*, Kungen, Kunden, *idem.* Konne, *genimen.* Chone, Konmann, *maritus.* Conleut, *conjuges.* Alles mit Belegen.

**) *Frisch.* a. a. O. aus dem *Diplomatorium Zwettalense.*

mauern; Brie, Brige, Brey war eine Burg, um die sich die Vorstadt sammelte, die auch diesen Namen führte, der noch in der Benennung der Anhöhe Brag fortdauert; die Burg selbst wurde von Kaiser Rudolph im Jahre 1287 zerstört.

Inzwischen verschwand der alte Sinn des Namens Canstatt frühzeitig und die Herren von Canstatt tragen schon im dreizehnten Jahrhunderte, wie später die Stadt, eine Kanne im Wappen. Der Ort stand nach den Römerzeiten ohne Zweifel unter den Herzogen Alemanniens und scheint nach deren Unterdrückung aus der Asche der Zerstörung auferstanden und Eigenthum der fränkischen Krone geworden zu seyn. Carl der Grosse verweilte zu Canstatt. Später ist es durch die Grafen von Calw wenigstens theilweise in Welfischen Besitz gekommen. Zur Stadt geworden, kam es mit der Gaugrafschaft und dem Landgerichte, dessen Sitz Canstatt war, an Württemberg, dessen Grafen übrigens, noch als Graf Eberhard im Jahre 1320 die Residenz von seinem Stammschlosse nach Stuttgart verlegte, wenig mehr von Canstatt besassen, ausser dem Landgericht und den alten Grafenrechten. Schon daraus erhellt, dass von einer Wahl zwischen Canstatt und Stuttgart, die Residenz betreffend, eigentlich gar keine Rede seyn konnte. Canstatt hatte frühzeitig Stadtgerechtigkeit und allerlei Freiheiten erlangt. Die Eroberung der Stadt durch Kaiser Rudolph, (1287) scheint sie wenig beeinträchtigt zu haben. Der Zusammenfluss von Strassen schuf in der Vorstadt an der Brücke frühzeitig ein gutes Wirthshaus, dessen Reisende der alten Zeit als einer besondern Merkwürdigkeit gedenken. „Canstatt, sagt vor ungefähr viertehalbhundert Jahren Ladislaus Suntheim, ein stat am Neckar, da ist gut Zehrung, da ist ein Wirtzhaus, das hat ein prun in der Stuben hinterm Ofen, darin allerley Fisch.“ Dass Petrarch dasselbe sage, scheint auf einem Irrthum zu beruhen. Noch ist das Wirthshaus zum Ochsen, an der alten Stelle neu erbaut, eine Zierde der Vorstadt, und die Fische kommen noch immer aus dem neugefassten Brunnen der Wirthsstube auf die Tafel der Gäste.

Ihre jetzige Gestalt verdankt die Stadt dem Herzog Ulrich von Württemberg, der nach der Rückkehr aus seiner Verbannung sie neuerdings befestigen liess. Als im schmalkaldischen Kriege der Herzog von Alba zu Canstatt einrückte, war Ulrich ärgerlich auf seinen Sohn Christoph: „hätte man die Spanier aufgehalten, sie würden

über die Mauren von Canstatt nit geritten seyn.“ Unbeschreiblich gross war das Elend, das Stadt und Bezirk im dreissigjährigen Kriege und durch die verheerenden Einfälle der Franzosen zwischen 1688 und 1707 betraf. Im Revolutionskriege wurde Canstatt mit der Umgegend der Kriegsschauplatz selbst. Als Moreau über den Rhein gegangen war und das österreichische Heer zurückgedrängt hatte, suchten beide Theile Canstatt zu gewinnen. Die Sachsen hatten den Kahlenstein, die Franzosen fechtend Stuttgart besetzt. Der Erzherzog Carl schlug sein Hauptquartier in einem Dorfe jenseit Canstatts in Fellbach mit achtzigtausend Mann auf. Am 20sten kam Moreau nach Stuttgart und nun erfolgte der allgemeine Angriff vom Neckardorfe Mühlhausen bis Esslingen und die „Filder“ hinauf. Der Erzherzog durcheilt die Stadt mit seinen Adjutanten, und die Brücke wird abgebrochen. Nun rücken die Franzosen vom Dorfe Berg und dem eingenommenen Kahlenstein her, und eine fürchterliche Kanonade von beiden Seiten nimmt die Stadt in die Mitte. Bis zum Abend rollt der Donner und fliegen die Kugeln pfeifend über sie hin. Mitten im Feuer plündern die Franzosen die Vorstadt. Im Gasthofe zum Ochsen werfen ihrer zwei den Wirth zu Boden, um ihn zur Entdeckung seiner Habseligkeiten zu zwingen, als eine Kanonenkugel durch die Wand geflogen kommt und beide Feinde zerschmettert. Eine bange Stille folgt auf diesen Tag. Endlich in der Nacht vom 23sten auf den 24sten Juli treten der Erzherzog und die Oestreicher den begonnenen Rückzug wieder an, und die Behörden übergeben die Stadt den Franzosen.

Seitdem hat sie den Kaiser Napoleon zweimal (1805 und 1809), und nach der Katastrophe von Moskau und Leipzig, am 17ten December 1813 den russischen General Barclay de Tolly mit neunzehn Generalen, zweiundsiebzig Obersten und Stabsofficieren und einen ganzen Tross von Officieren, dann, nach Napoleons Rückkehr von Elba, zwei Erzherzoge von Oesterreich in ihren Mauern gesehen. Die Stadt hat mehrere angesehene und berühmte Männer hervorgebracht, darunter zwei von europäischen Namen: Georg Bernhard Bilfinger und Christian Friedrich Schnurrer.

In den letzten zwanzig Friedensjahren hat Canstatt, im Innern ziemlich unverändert, viel von seiner äussern Gestalt verloren

und ist eines Theils seiner Ringmauern und seiner alterthümlichen Thürme beraubt worden. Wer den alten Neckarthorthurm abbrechen sah, der so lange Stadt und Ufer einen Halt für's Auge gab, dem kommt wohl das rührend wahre Lied des Dichters in den Sinn, so oft er die verwandelte Stadt mit der einst durch ihre Alterthümlichkeit verschönerten Gegend überschaut:

Ihr Thürme habt, ihr ernsten Mauern,
Jahrhunderte den Fluss erblickt,
Ich seh' mit schmerzlichem Bedauern,
Zu welchem Werke man sich schickt.

Zerstörung droht: es wird entrissen
Sein Herzensbild dem hellen Fluss;
Ihr sollt, entformte Steine, missen
Hinfort den schönen Wellenkuss.

Ehrwürd'ge Laute, schweigt, ihr Glocken,
Verhalle, Ruf der grauen Stadt!
Sie schlägt ihr alt Gepräg' in Brocken,
Macht sich zum Flecken, eitel, platt! *)

Indessen — das unpoetische und industrielle Jahrhundert nicht allein, auch die Sorge für die Gesundheit forderte dieses und ähnliche Opfer, und zum eitlen Flecken ist darum Canstatt doch nicht geworden. Wer über der Stelle seiner alten Wälle die Stadt umwandelt, begegnet manchem nicht nur schönen sondern ehrenwerthen städtischen Gebäude, blühenden Fabrikhäusern, mit stattlichen Gasthöfen, umbauten Badequellen und Gärten an beiden Enden der Stadt, geräumigen Schulhäusern und einem trefflichen orthopädischen Institut, dem sein rühmlichst bekannter Gründer Dr. Heine ein entsprechendes, freundliches Haus gebaut und es auf's zweckmässigste eingerichtet hat.

Canstatts Heilquellen, nicht weniger als zehn an der Zahl, die theils in der Stadt, theils vor ihren Thoren sprudeln, und zu den salinisch kohlensauren Eisenwassern gehören, haben aus dieser Stadt einen berühmten, aus allen Gegenden Deutschlands, aus der Schweiz, aus Frankreich und selbst aus entfernteren Ländern zahlreich besuchten Badeort gemacht. Die neuere Haupt-

*) Karl Mayers Gedichte.

quelle am „Sulzerrain“ kam erst im vorigen Jahrhundert zum Vorschein, wurde anfangs von privilegirten Privaten, dann seit 1772 vom Staat ausgebeutet, lange aber nur zum Betrieb einer Oelmühle benutzt. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ward für einige Bequemlichkeit der Gäste gesorgt und im Jahr 1812 die Einrichtung erweitert. Endlich bildete sich der Brunnenverein, und König Wilhelm unterstützte die Anstalt mit hoher Freigebigkeit. Die Quelle wurde 1819 und 1820 mit vieler Schwierigkeit, durch Oberst von Duttenhofer neu gefasst, 1824 das schöne Füllhaus erbaut, und seit Kurzem schmückt den Quell die von Thouret gebaute, eben so solide als geschmackvolle, säulenreiche Brunnenhalle mit zwei geräumigen Gallerien zu beiden Seiten. An die hier strömenden Brunnen schliessen sich angenehme Spaziergänge und Anlagen mit den reizendsten Aussichten auf's Neckarthal. Der schönste Punkt ist bei einer auf dem obersten Raine aufgemauerten römischen Säule, zu der sich die verschiedenen Schlangenwege an der steilen Bergwand emporwinden. Eine dreifache Allee verbindet diese Anlagen mit der Stadt. Die übrigen Quellen werden von Privaten zu Bad- und Brunnenanstalten benutzt, darunter ist das Frösner'sche Bad das älteste. Diese Anstalt Frösner's kann ihr Datum als Bad- und Schwitzstube bis zum Jahre 1538 zurückführen; das Badehaus ist indessen jetzt abgebrochen; aber der Frösner'sche „Badegarten“ datirt seinen Brunnenadel von den Römern her: dieser Theil der Anstalt wurde durch die Esslinger 1449 und abermals im dreissigjährigen Kriege zerstört, daher auch mit der andern Badestube vereinigt. In solcher Vereinigung blüht jetzt das Bad, und ein pallastartiger Gasthof füllt sich alle Jahre mit zahlreichen Brunnen- und Badegästen, die sich der vorzüglich bequemen Einrichtung erfreuen. Auch die übrigen Brunnenanstalten, das Wilhelmsbad, das Bad zum Ochsen und andere, sind gleich empfehlenswerth, und in dem sogenannten „Sulzbad“ hat Dr. Heine im Jahre 1831 eine Anstalt zum kalten Mineralbade gegründet.

Die andern Bäder Schwabens haben den Charakter waldiger oder doch ländlicher Abgeschiedenheit. Offene Natur und Nähe der Residenz geben Canstatt als Badeort eine andere Physiognomie; auch wird dieses Bad neben denjenigen, welche es wegen seiner specifischen Heilkräfte benutzen, besonders gerne von Gä-

sten aus solchen Gegenden aufgesucht, welche, wie die Schweiz, keine Residenzstädte haben oder doch eines grössern, geselligen Lebens entbehren. Das Badeleben ist hier sehr angenehm und unterhaltend, und von Lustpartien gewährt die Gegend eine seltene Auswahl. Der schöne Tempel, welcher die irdischen Reste der verewigten Königin Catharina umschliesst und in der Fortsetzung unsres Bildes linker Hand sichtbar werden müsste, die Catharinenlinde in derselben Richtung mit einer herrlichen Albaussicht, sämmtliche Dörfer des obern Neckarthales bis Esslingen mit den lieblichsten Standpunkten, die Neckarfahrten nach Münster und Mühlhausen, das königliche Schlösschen Weil mit der reizendsten Einrichtung und herrlichen Marställen, der Rosenstein und Stuttgart — das Alles reicht für eine volle Kurzeit zu täglicher Abwechslung der mannigfaltigsten Genüsse hin.

Nach den zwei letzten der genannten Punkte, die auch auf unserm Stahlstiche sichtbar sind, werfen wir noch einen verweilenden Blick.

Für das Landhaus auf dem Rosenstein hat S. M. der König Wilhelm die günstigste Stelle in der ganzen Umgegend gewählt, von der man eine entzückende Aussicht auf das Canstatter- und Esslinger-Thal und auf die Gebirgsmündung, deren fruchtbare Tiefe die Hauptstrecke ausfüllt, unter den schönsten Säulenhallen und aus den hohen Zimmern voll einfachen, doch gewählten Schmuckes, geniessen kann. Von diesem Standpunkt aus, sollte man meinen, hat der geniale Ritter Ulrich von Hutten die Umgegend angesehen, wenn er an einen Freund schreibend sich über Stuttgarts Lage in den Worten äussert: „Nicht leicht hat Deutschland eine schönere Gegend als diese, das fruchtbarste Gefilde, wunderbar gutes und gesundes Clima, Berge, Wiesen, Thal, Flüsse, Quellen, Wälder, alles auf's Anmuthigste; Früchte wie nirgends sonst, und ohne Mühe aufwachsend; Wein, wie man ihn in diesem Lande erwarten kann. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies; so lieblich ist es gelegen.“

Das Landhaus selbst bildet ein längliches Viereck, hat fünf Flügel, ist mit Ausnahme des mittlern Flügels einstockig, und, ausser den Zwischenwandungen und der Attique, durchaus von den feinkörnigsten Sandsteinquadern, deren reine und präcise Be-

arbeitung man bewundert, nach dem anspruchlos Schönes und Solides liebenden Geschmacke des Königs, aufgeführt. Das Mittelgebäude bildet mit den verbundenen Flügeln die zwei Hauptfaçaden gegen Stuttgart und Canstatt, in deren Mitte jedesmal ein vorspringender Porticus mit einer Haupttreppe vor demselben und sechs Säulen jonischer Ordnung die Haupteingänge bilden. In den Giebelfeldern über den zwei Hauptportiken sind nach der Composition eines Künstlers von anerkanntem Rufe, des jetzigen Professors Dietrich, von den jetzt verstorbenen Bildhauern Distelbart und Mack Reliefs mit Darstellungen aus der griechischen Mythe von Helios und Artemis-Selene ausgeführt; die kleinen Portiken zieren Medaillons mit colossalen Büsten griechischer Gottheiten und chimärischen Thierfiguren zur Seite. Die Dächer sind mit Schiefer bedeckt; das Gebäude fasst eine Quaderterrasse ein. Der Entwurf des Ganzen gehört dem Hofbaumeister Salucci an. Die ersten Grab-Arbeiten wurden im Mai 1822 angefangen, im Spätjahr 1825 kam das Schloss unter Dach, und im Sommer 1829 stand es vollendet und wohnlich da. Die innere Einrichtung, welche Fremden und Einheimischen gegen eine Eintrittskarte mit freundlicher Bereitwilligkeit gezeigt wird, steht durchaus im Einklange mit dem Charakter der äussern Form; alles solid, einfach und schön, die Pracht eher versteckt als zur Schau getragen. Meubles, Vorhänge, Lustres, Tapeten, auf's sinnigste gewählt. Im Ganzen enthält das Gebäude vierzig Zimmer, eine grosse Gallerie und einen Speisesaal, alles mit den schönsten Arbeiten namhafter Meister, Steinkopf, Schnitzer, Heideck, Adam, Hetsch, verziert; Dekorations- und Zimmermalereien von Gajani, Neher, Sauter. Unter den Sälen zeichnet sich ein Speisesaal mit vortrefflicher Freskomalerei, Dietrichs Composition, aus der Dionysos-Mythe aus; die grosse Gallerie, die ihr Licht durch zwölf Fenster, zwei Glasthüren und eine Laterne über der Kuppel erhält, und deren Fries sechzehn Säulen tragen, ist mit sehr schönen Freskomalereien von Gutekunst, und in der Kuppel mit Götterscenen in Fresco, vortrefflicher Arbeit von Gegenbauer, vaterländischen Künstlern, geschmückt. Die Reliefs an dem Fries, die vier Jahreszeiten in ländlichen Beschäftigungen darstellend, deren Umrisse bei Cotta erschienen, sind das Werk des der Kunst zu frühe entrissenen Professors Conrad Weitbrecht und

werden allgemein als eine der schönsten Zierden des reichausgestatteten Landhauses betrachtet.

Von Stuttgart, dessen Häusermasse auf dem glücklich gewählten Standpunkt unsers Künstlers gesehen, die ganze Tiefe zwischen den Bergen im Hintergrunde des Bildes einnimmt, erwartet der Leser hier keine ausführliche Beschreibung. Für dieses Bedürfniss haben gelehrte und populäre Werke zur Genüge gesorgt; aus ihnen auch nur das Allerwesentlichste auf einige Seiten zusammendrängen zu wollen, wäre ein vergebliches Unterfangen. Wir begnügen uns daher, nur dem Auge zum Wegweiser auf unserm Bilde zu dienen.

Das äusserste Gebäude zur linken Hand des Betrachters, halb vom Berge bedeckt, ist das königliche Residenzschloss, zur Unterscheidung das neue genannt, von Herzog Carl im J. 1746 begonnen, und, nachdem der rechte Flügel 1762 abgebrannt war, vom verewigten König Friedrich im Jahr 1806 vollständig ausgebaut. Es besteht in einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln und ist streng symmetrisch geordnet. Nach dem anfänglichen Plane sollten an den Enden noch lange Gallerien angebaut und dadurch ein grosser, durch eine Grillage geschlossener Vorhof gebildet werden. Aber auch in seiner nicht ganz vollendeten Gestalt macht die Harmonie und der edle Geschmack, der in dem Ganzen herrscht, diesen Bau zu einem der schönsten Königshäuser, dessen Anblick, mehr als der eines andern deutschen Schlosses, an den Prachtpallast von Versailles erinnert. Zum Schmucke seines Innern, in welchem die trefflichsten inländischen Künstler sich ein bleibendes Andenken gestiftet haben, soll bald Neues hinzu kommen. Auf Befehl des Königs hat der Historienmaler Gegenbauer vier Zimmer des Schlosses mit Gegenständen aus der württembergischen Geschichte, worunter namentlich Scenen aus Ludwig Uhlands „Eberhard der Rauschebart," zu zieren.

Neben der Residenz erscheint das hochgethürmte „alte Schloss," dessen Schilderung mit allen seinen architektonischen Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten einem historischen Romane in Walter Scott's Manier Ehre machen würde. Es ist ein Werk des unsterblichen Herzogs Christoph, der es auf der Stelle des von ihm abgebrochenen hölzernen Schlosses, das aus der Grafenzeit stammte, im Jahre 1553 zu bauen anfing, aber, noch ehe

der Bau fertig war (1558) starb. Erst sein Sohn Ludwig vollendete das Werk im J. 1570. Bald darauf drohte ihm wieder der Einsturz, und Ludwig führte an den am meisten beschädigten Ecken zwei Thürme auf, wovon der eine seine Rundung Canstatt zukehrt. Der dritte und schönste Thurm gegen Südosten wurde erst im J. 1687 angebaut. Ein grosser Theil des Schlosses steckt jetzt in der Erde verborgen, denn ursprünglich war es mit einem tiefen Graben umgeben, der von seinen Bewohnern der Hirschgraben hiess. Er ward erst in neuern Zeiten ausgefüllt und enthielt unter anderm auch eine unterirdische Mühle, die von demselben Wasser getrieben wurde, das die königlichen Anlagen bewässert.

Das nächste auf unserm Bild hervorragende Gebäude ist die Stiftskirche. Sie hiess ursprünglich die Collegiatkirche zum heiligen Kreuz, und war von Holz. Wann und von wem sie zuerst erbaut worden, ist unbekannt. Der Chor der Kirche rührte ursprünglich vom Jahr 1289 her und hat den Grafen Ulrich, denselben, der das erste Schloss in Stuttgart baute, zum Urheber. Im Jahr 1321 baute Eberhard der Erlauchte weiter. Nachdem der Chor 1419 zusammengestürzt, wurde im vollen Laufe eines Jahrhunderts (1432 — 1531) das jetzige steinerne Gebäude mit dem grossen Thurme aufgeführt. Den letztern höher zu bauen hinderte die Stiftsherren das Reformationswerk; denn schon im Jahr 1532 wurde die erste evangelische Predigt in der Stiftskirche gehalten, und der berühmte Reformator Johannes Brenz liegt, als evangelischer Probst, in ihren Hallen begraben. Zwischen dem Chor und Schiffe steht ein kleiner, wahrscheinlich älterer Thurm, und im Chore sind die steinernen Bildnisse von eilf Grafen von Württemberg in Lebensgrösse an den Wänden aufgestellt, wahre Prachtbilder, die obgleich erst aus dem siebzehnten Jahrhunderte herrührend, nach dem Urtheile competenter Richter von nicht geringem Kunstwerthe sind. Sie werden dem Künstler Gegenbauer zu Modellen dienen, und durch seinen Pinsel in den Sälen des Residenzschlosses Farbe und Leben erhalten. Unter der Kirche ist die fürstliche Gruft befindlich; in der Kirche hallt die berühmte Zwifalterorgel, der hoffentlich bald ein angemessenerer Platz angewiesen wird; vom Thurm schallt die grosse

Glocke, Osanna von ihrem Giesser getauft, mit sonorem Klange seit Jahrhunderten das Thal hinab.

Zur rechten der Stiftskirche erhebt sich herwärts auf unserm Bilde noch das Gibeldach eines ansehnlichen Gebäudes. Dies ist seit langer Zeit das einzige Theater Stuttgarts, aber auch eines der ältesten in Deutschland. In den Jahren 1580 — 1593 von Herzog Ludwig erbaut, bestand es anfangs aus zwei Sälen, wovon der eine zu ebener Erde, mit künstlichen Wasserwerken versehen und mit römischen Alterthümern ausgeschmückt, der andere aber als ein eigentlicher Lustsaal eingerichtet und zweihundert und ein Fuss Länge, einundsiebzig Breite, einundfünfzig Fuss Höhe hatte. Es hiess das Lusthaus und diente, während Theaterversuche bald auf dem Markte, bald in einem andern Gebäude des fürstlichen Lustgartens angestellt wurden, lange nur balletähnlichen Lustbarkeiten. Ein prachtvolles Fest in dieser Art, dessen ausführliche Beschreibung mit vielen Kupfern vor unsern Augen liegt, wurde im März 1616, und wieder im Juli 1617 bei der Vermählung Herzogs Johann Friedrich hier gefeiert. Götteraufzüge, allegorische Darstellungen, Masken aus aller Welt gingen da wochenlang über diese Bühne, viele Fürsten und Fürstinnen und unzählige Edle und Edelfrauen des Inn- und Auslandes nahmen thätigen Antheil an der Aufführung, und der Vater aller schwäbischen Dichter der neuern Zeit, Georg Rodolph Weckherlin, hatte den Text der Sprüche und Gesänge gedichtet und ohne Zweifel auch an der Erfindung der verschiedenen Aufzüge und Tänze den Hauptantheil.

Das Lusthaus, später das Opernhaus genannt, vom Herzog Karl hierzu eingerichtet und dadurch in einen Mantel moderner Nebengebäude gehüllt, war einst der Ruhm unserer Stadt, und ist noch jetzt sowohl in Rücksicht seiner kühnen Constructionen, als seiner meisterhaften Ausführung und unverwüstlichen Festigkeit, ein Gegenstand der Bewunderung aller Kunstverständigen.

Seitdem im Jahre 1802 das kleinere Theater abgebrannt, und sein späteres Surrogat in den Redoutensaal verwandelt worden, ist das Opernhaus von Thouret um 1812, im Innern würdig erneuert, der Schauplatz der rühmlichsten dramatischen und musikalischen Leistungen. Esslair hat die beste Zeit seines Kunstlebens dieser Bühne gewidmet, und seit acht Jahren ist Seidelmann ihre erste Zierde.

Was sonst noch auf unserm Bilde von Stuttgart erblickt wird, ist ein Agglomerat von Häusern der sogenannten „reichen Vorstadt," welche, im sechzehnten Jahrhundert entstanden, jetzt die schönere Hälfte der Stadt bildet, aber wenig Merkwürdiges enthält. Sie ist allein von der Hospitalkirche mit ihrem noch nicht hundertjährigen Thurme überragt. Sie war ursprünglich eine Kapelle, die im freien Felde stand. Graf Ulrich vergrösserte sie (1471) und überliess ihre Vollendung den daneben angesiedelten Dominikanermönchen. Der Kreuzgang dieses Klosters enthält unter andern Merkwürdigkeiten Reuchlins Grabstein, und im Chor der Kirche hat Dannecker an der Stelle, wo er vor fünfund sechzig Jahren als Confirmand eingesegnet worden ist, das Gypsmodell seiner berühmten Christusstatue als Stiftung aufgestellt.

Wir kehren von unserm kurzen Augenausfluge auf den Rosenstein und nach Stuttgart, zu Canstatt zurück, um uns von dieser Stadt zu verabschieden und unsere weite Reisefahrt durch's Neckarthal anzutreten. Was den Neckarfluss betrifft, so beginnt seine Schiffbarkeit bei dieser Stadt und er ist ohne Zweifel schon zur Zeit der Römer zu diesem Ende benutzt worden. In der neuern Zeit wurde jedoch erst unter Herzog Eberhard Ludwig ernstlich an die Neckarschifffahrt gedacht, und dieselbe im Jahr 1713 „mit vielen Solennitäten auf- und eingerichtet." Allein auch so stand ihrem Aufblühen noch gar Vieles entgegen, und erst die Erbauung des schönen Neckarkanals bei Heilbronn, die Einrichtung neuer Schleussen aufwärts, die Beseitigung hinderlicher Mühlwerke verspricht derselben höhern Aufschwung, zu welchem Zwecke Canstatt auch im Jahre 1831 durch königliche Entschliessung zum Freihafen erklärt worden ist. Inzwischen hindert uns nichts, dem nächsten Ziele unserer pittoresken Reise, der Geburtsstadt Schillers, Marbach, mit fröhlichen Badegästen auf bekränzten Nachen zu Wasser uns zu nahen.

Marbach.

Seht ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluss beschauet? *)
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide.
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier ein finstres Haus,
Dem ganzen Gau zum Leide.

Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen,
Er warf sie auf die Erde nur,
Dass einer auf den andern fuhr,
Bis fertig stand das Grauen.

Es sei der Riese, sagt das Buch,
Aus Asia gekommen;
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bachus sei das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längst verschwunden sind,
Der Wald ist ausgereutet,
Ein Mährchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umsonst mit seinem Klang,
Es jetzt zurück euch läutet.

---

*) Da unsere Absicht war, den Freunden unsers Werkes Schillers Geburtshaus zu zeigen, so konnte auf unserm Bilde nur das Innere der Stadt dargestellt werden.

Schiller

Denn ob des Schlosses Felsengrund
Versunken ist in Schweigen,
Wird man doch drauf zu dieser Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine sechzig Jahr' es sind,
Dass drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem guten Weibe,
Auf wuchs es und gedieh geschwind,
Kein Riese zwar von Leibe:
Von Geist ein Riese wundersam,
Als ob der alte Heidenstamm
Ein junges Reis noch treibe. *)

Die Hütte, in welcher Schiller, der Riese, am zehnten November 1759 geboren ward, zeigt seinen Freunden in aller Welt dieses Bild in der Gestalt, in welcher sie noch vor zwei Decennien bestand. Seitdem ist das Haus verwandelt worden. Zur Schilderung der eigenthümlichen Lage der Stadt Marbach stehe hier eine kleine Skizze, die an Ort und Stelle nach dem Leben gezeichnet worden, und jetzt umgearbeitet sein möchte. Es werden vier Freunde dargestellt, die über den poetischen Charakter von Schillers Genius streiten.

Der Erste spricht:

Was? zankt ihr über Schiller immer noch?
Und ehret alle drei so herzlich ihn!

Zweiter:

Ach ja! Doch diese reihen, engen Blick's
Den Unvergleichlichen, den Einzigen,
Der Eine Klassikern, der Andre gar
Tief mystischen Romantikern ihn zu!
Doch Er ist nicht romantisch, noch antik,
Der Gegenwart, der Zukunft Geist ist Er;
Der neuen Zeit, der in Geburtsweh'n längst
Geängstet das Geschlecht entgegenharrt,
Geflügelten Vorläufer nenn' ich ihn.
Ergehet euch in seinem Tell, und schaut!

*) Aus des Verf. Romanze: „Der Riese von Marbach." 1815.

Da waltet reine, freie Menschlichkeit,
Nicht in romantischer Gefühle Schlucht
Versteckt, nicht in der eis'gen Atmosphäre
Antiker Bildung gletscherisch versteint.

Dritter:

Was schmähst du auf antike Gletscherluft?
Wo weht sie frischer, kräftiger uns an,
Als aus den Chören der sicil'schen Braut?
Von menschlichen Entwurfes Eitelkeit,
Von jeder Hoffnung trügerischem Grund,
Von menschenfreier Berge reinem Hauch,
Weht wo der Alten Geist, so ist es hier!

Vierter:

O weg mit diesem kranken Zwitterkind,
Das Zeus, der Alte, wider Wunsch vermählt,
Mit der kathol'schen Mutter Kirch' erzeugt.
Romantisch ist Er, d'rum gelang's ihm nicht,
Ihm, dem Johanna's heilig Bild entstieg,
Dem aus der Tiefe sehnenden Gemüth's
Aus jungfräulichem Schoos ein himmlisch Wunder
Entsprang: die Liebe, die der Heiden Welt
Nicht kennt, die erst der christgeword'ne Norden
Heraufbeschwor aus jener andern Welt,
Der schlummernden in jeder Menschenbrust,
Die Liebe Thekla's und des Toggenburgers.
Ich preise Schiller, den Romantiker!

Erster.

Hört an, zum Zwischenspiel in eurem Streit,
Den ich zu schlichten hier mich nicht erkühne,
Den Schwank, den mir ein Bauer heut erzählt:
Jüngst stritten drei, und Alle hatten Recht.
Der Eine sagte: „Marbach liegt im Teich!“ *)
Der Andre sprach: „In Ebenen liegt Marbach!“
Der Dritte: „Was? auf einem Berge liegt's!“
Und d'rüber kamen sie sich in die Haare
Und prügelten bei'm Kruge sich auf's Blut;
Und hätten sie sich recht verstehen wollen,
Gewiss, behalten hätten Alle Recht!

*) Teich, schwäbisch für: Tiefe.

Zweiter:

Wie mag das sein?

Erster:

Kommst du vom Lemberg her, *)
Der mächtig über alle Hügel ragt,
Von dem der Hauptstadt Thürm' und Schlossesschiefer
Du sieben Stunden weit im Abendglanz
Der Sonne schimmern siehst: nun ja, da liegt
Das Marbach drunten, als im tiefsten Thal.
Und der, so sagte, Marbach lieg' im Teich,
Der wohnte drüben, schier auf jenem Berg.
Doch der da sprach: In Ebenen liegt Marbach!
Das war ein Bürger von dem Dörfchen links,
Das an des schönen Lembergs Fusse sich,
Rings in der Gegend sichtbar, freundlich lehnet;
Und eben war er durch das ebne Feld
Gemächlich hin, am späten Feierabend,
In Ruh' sein Schöppchen einzuzieh'n, gewallt.
Und endlich, der da poltert' auf den Tisch,
Und zornig schwur, ein Glas dem andern nach
Im Unverstand die Gurgel niederstürzend:
Dass Marbach lieg' auf einem steilen Berg!
Das war ein müder Handwerksbursch, und just
Mit seines schweren Reisebündels Last,
Kam er von Ludwigsburg heraufgekeucht
Und hatte zehenmal den Weg verflucht,
Der sich an seiner Tagereise Schluss
Uneben und mühselig aufwärts windet.
Wahr aber ist's, auf jenem schroffen Pfad
Liegt Marbach hoch, wie eine Veste, da.
D'rob stritten diese Drei in Marbach's Schenke;
Vergossen ward der Wein, zuletzt das Blut.

Dritter.

Was soll uns das? Was will dein Marbach hier?

Erster:

's Will euch erinnern dass, bestritten es,
Des Vielbestrittenen Geburtsstadt ist.

---

*) Der Lemberg, ein schöner, waldiger Hügel, ein und eine halbe Stunde von Marbach. Ludwigsburg, eine Meile von Marbach, zweite Residenz des Königs von Württemberg.

Schiller wird in Marbach sein eignes Denkmal erhalten, und es ist zu dem Ende ein hübscher Platz, „die Schillershöhe“ geschmackvoll angelegt und bepflanzt worden. Bis jetzt ist die auf unserm Bilde dargestellte alte Alexanderskirche vor der Stadt, mit Bogengängen, die auf schlanken Mittelpfeilern hoch emporstreben, und einem kunstreichen Presbyterium geschmückt, so ziemlich die einzige Zierde der kleinen Landstadt, die ausserdem nur noch durch die verschiedenen römischen Alterthümer bemerkenswerth ist, welche schon vor Jahrhunderten in ihrer Nähe (zwischen Marbach und dem Dorfe Benningen) auf dem jenseitigen Neckarufer aufgefunden worden sind. Schon im Jahre 1597 wurden bedeutende Mauerreste eines römischen Castrums, mit Wasserleitung, Cisternen, Vormauern und andern Ueberbleibseln hervorgegraben, die seitdem wieder mit Ackerboden bedeckt sind. Mehrere Altäre wurden vor und nach dieser ersten Entdeckung aufgefunden. Der eine ist von den Dorfbewohnern von Murr (*vicani Murrenses*) — ein Name, den ein Dorf und Flüsschen in der Nähe Marbachs noch heutzutage führt — dem Vulkan, der andere von den Schiffsleuten dem Genius der Schiffsleute (*NAVTAE GENIO NAVTARUM*), ein dritter von einem römischen Krieger der vierundzwanzigsten Cohorte den Landgöttern (*Campestribus*) gewidmet. Der letztere Stein hat zu einem groben Missverständnisse Anlass gegeben. Auf sein Zeugniss hin ist lange Zeit Marbach als die alte Römerstadt *Sicca Veneria* aufgeführt worden. Genauere Untersuchung hat ergeben, dass die Inschrift nur so viel meldet, der Stifter sei aus der numidischen Stadt *Sicca Veneria*, deren schon Sallustius erwähnt, gebürtig. Dagegen haben andere Gelehrte auch hier in dem jetzigen Namen der Stadt selbst eine Anspielung auf die alte Niederlassung der Römer gesucht und entweder *Ara Martis*, oder die Stätte der römischen Gränzmark, Markbach, darin finden wollen. Gewiss ist der Name, der mehrfach in deutschen Landen vorkommt, ächt deutsch, und scheint eher auf eine Pferdeschwemme der Alemannen und eine Stuterei hinzudeuten, als auf eine Römerstadt.

Kloster Maulbronn. *)

Von der Stadt Marbach aus einige Meilen nach Westen gewendet, gelangen wir durch Wälder, Wiesen, Kornfelder und Fruchtbaumgärten in die Gegend, welche nach der uralten Eintheilung Schwabens in Gauen, den Hauptheil des Kreisgaues bildete, und das Schmiechgau, Enzgau und Salzgau, sämmtlich nach den Namen kleiner Flüsse benannt, umfasste. Unter diesen hatte das Salzgau seinen Namen von dem kleinen Wasser Salzach oder Salzbach, dessen Ursprung bei Maulbronn zu suchen ist; ein Bach, der mit mehreren andern die Ehre theilt, unmittelbar in den Rhein auszumünden, den er bei der bekannten Veste Philippsburg erreicht.

Wo seine Quelle aus dem Boden schlüpft, war vor der Gründung des Klosters eine wilde Einöde, deren Wälder sich erst spät vor der Axt cultivirter Bewohner aus dem Thale zurückgezogen haben und jetzt nur noch die Höhenzüge mit ihrer dichten Laubung bedecken. Zu den Zeiten, wo das Faustrecht herrschte, so erzählt die Sage, wurde diese Gegend häufig von Räuberhorden besucht, und der friedliche Wanderer betrat nur mit Angst die verrufene Gegend. Gegen diese Schrecken vermochte nur Ein Mittel zu schützen, die Errichtung eines Heiligenwohnsitzes, eines Klosters in der unwirthlichen Einsamkeit. Der Klang einer nahen Klosterglocke wies jedes Schwert in die Scheide und kehrte selbst das Herz des rohesten Räubers um. Darum, heisst es, fasste der Edle Walther von Lomersheim, der schon früher vom Bischof Günther zu Speyer aufgemuntert, ein Kloster auf seinem Gute Eckenweiler zu bauen angefangen, auf des Bischofs Rath aber den untauglichen Platz verlassen hatte, den Entschluss, in der Mitte des Waldes ein Kloster zu bauen, damit hinfort freier Verkehr in dieser Gegend sich beleben könnte. Der Platz war vormals Eigenthum des Hochstifts Speyer gewesen, damals aber, wegen seiner Wildniss, als Schlupfwinkel der Räuber, unangebauet. Günther brachte die Grundstücke wieder zusammen, wovon ein Theil schon unter Abt Bruno dem Württemberger vom Kloster Hirschau abgetreten worden, und bewog mehrere edle

*) Für dieses und die folgenden Bilder, bis Neckarsteinach ist von uns besonders auch C. Jägers Reisehandbuch benutzt worden.

Nachbarn zu Schenkungen; darunter war ein Conrad von Lomersheim, ein Werner von Rosswag, und Bertha von Grüningen, eine Edelfrau mit ihren drei Söhnen.

So machte sich denn Walther von Lomersheim auch an die Quellen der Salzach, und fing hier an um's Jahr des Heils 1137 sein Cistercienserkloster zu bauen. Schon wurde, spricht die Volkssage, rings umher der Wald gelichtet, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt und aus den nahen Steingruben mächtige Quadern gehauen. Schon wölbte sich auf dem starken Grunde der schöne Kreuzgang, schon strömten Mönche herbei, den vollendeten Theil des Klosters zu bewohnen, und der Grundstein zur Kirche wurde eben gelegt, als die Räuber, die es verdross, aus ihrer so günstig gelegenen Gegend vertrieben zu werden, hereinbrachen, den Arbeitern Stillestand auflegten und die Mönche zu sprechen begehrten. Ihnen erklärten sie ihren festen Entschluss, den Klosterbau nicht vollenden zu lassen, und drohten mit Niederreissung des Gebäudes. Da trat ein schlauer Mönch hervor und sprach mit freundlichen Worten: Gebt euch die Mühe nicht; wir selbst wollen euch geloben, den Bau nicht zu vollenden; die Räuber liessen sich einen Eid darauf schwören und zogen arglos von dannen. Die Mönche aber bauten an der Kirche fort, als wenn nichts geschehen wäre, bis an der linken Seitenwand noch ein einziger Stein fehlte: den liessen sie mit Wohlbedacht unten am Boden liegen. Weit durch den Wald hallte nun die Klosterglocke, und auf dieses Zeichen des Treubruchs eilten die Räuber auf's Neue herbei, strenge Rechenschaft von den Mönchen zu fordern. Diese öffneten ihre schöne Klosterkirche und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag und oben die Oeffnung war. „Ihr sehet, sprachen sie, die Kirche wartet noch den heutigen Tag auf ihre Vollendung und soll, unserm Eide gemäss, warten bis an den jüngsten Tag.“ So sahen sich die Räuber durch die Schlauheit der Mönche hintergangen, doch konnten sie dieselben eines Eidbruches nicht beschuldigen, fürchteten die mächtigen Beschirmer des jungen Klosters und mieden fortan diese Wälder.

Noch zeigt man in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Klosterkirche die Steinplatte am Boden, unterhalb der Oeffnung, welche die klugen Mönche gelassen hatten. Nicht weit davon ist

in Stein ausgehauen Mörtel, Spaten und Haken zu sehen, und darüber eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen wie die Mönche ihr Wort gehalten. Und in einer hochgewölbten Zelle, welche die kleine Bibliothek des Klosters aufbewahrt, ist auf einer mit Flügeln verschlossenen Holztafel in Mönchshexametern die Geschichte der Stiftung zu lesen, während die Aussenseite der Flügel zu der Rechten eine Wildniss zeigt, in welcher etliche Wanderer von Strassenräubern jämmerlich ermordet werden, zur linken aber Cistercienser Bauleute im Ordenshabit, emsig Holz zu fällen, Steine zu behauen, Mauerwerk an einer emporsteigenden Kirche aufzuführen, beschäftigt sind. Auf der innern Seite des rechten Flügels halten Bischof Günther und Walther von Lomersheim die Klosterkirche der Jungfrau Maria mit den Händen entgegen, darüber die Worte: „Lass dir diess Opfer gnädiglich befohlen seyn," im Innern des linken Flügels aber kniet der erste Abt des Gotteshauses, aus dessen Mund die Worte gehen: „O Mutter Gottes empfahe diess Opfer!" Die Tafel wurde im Jahr 1450 vom Abte Berthold gestiftet und im Jahre 1516 erneuert.

Wenige Klöster haben so grossen Zuwachs an Land und Leuten erhalten als Maulbronn. Von vier und neunzig umliegenden Orten kamen die meisten allmählig an das Kloster und brachten ihm schöne Güter und die trefflichsten Waldungen zu; die angesehensten Freiherrngeschlechter stifteten und verkauften ihm, bis sie grösstentheils erloschen sind. Bei diesen Erwerbungen des Klosters findet sich so viel Planmässigkeit, dass es scheint, derselbe Abt, der die ersten Käufe geschlossen, habe hundert und mehrere Jahre gelebt. Mit der ganzen Umgegend waren die Mönche im steten Handel, und wenn sie einmal einen kleinen Antheil an Dörfern oder Bauern erlangt hatten, so blieb keine Kunst unversucht, bis sie dieselben ganz in ihre Hände bekamen.

Inzwischen wollte Bischof Günther nicht faule Bäuche mästen, sondern gemeinnüzige Thätigkeit begründen, und mit Recht wurde ihm im Chor der Kirche das Denkmal gestiftet, das noch dort zu sehen ist. Wenn Hirschau durch den Fleiss seiner gelehrten Mönche, zunächst nach St. Gallen steht, so hat dagegen Maulbronn vorzüglich das Institut der Laienbrüder und Bärtlinge zu seiner Aufnahme benutzt, d. h. diejenige Klasse von Mönchen,

welche hauptsächlich zu Hand- und Feldarbeiten bestimmt waren. Ihnen mussten, als der Eilfingerhof verkauft war, dort die alten Bauersleute weichen, und sie waren es, die hier den edeln Wein zuerst gepflanzt haben, nach welchem manchem ehrlichen Württemberger der Mund noch wässert, und der, seitdem das Kloster Maulbronn Herrschaftsgut geworden war, die Keller der vornehmsten Regierungs- und Kirchenbeamten unter dem Namen des Eilfingers mit seinem köstlichen „Morgentrunke" füllte. Ausserdem beschäftigte das wachsende Kloster eine Menge Handarbeiter, Schreiber, Aerzte, Maler, Handwerker aller Art, Köche, Fischer, Gärtner, Wirthe; dann noch ein Heer von Stalldienerschaft, Vogelsteller, Waldknechten, die höheren Officialen nicht mit gerechnet, die freilich oft in jene übergegangen zu sein scheinen, wie denn im J. 1519 der Prälat von Maulbronn einen Kanzler hatte, „der etwan sein Scheerknecht was." — Ohne so viele geschickte und fleissige Hände wäre es auch nicht möglich gewesen, so mühsame und kunstreiche Arbeiten auszuführen, wie wir sie noch an den Gebäuden dieses Klosters bewundern. So waren die Klöster nicht nur die Pflanzschule der wissenschaftlichen Cultur, sondern auch des Kunst- und Gewerbfleisses.

Freilich artete der Wohlstand des Klosters zuletzt in Wohlleben aus, und ein schamloser Witz der Mönche hat sich hierüber selbst ein Denkmal gesetzt. Oben im Vorhofe der Kirche ist nämlich unter andern Verzierungen im Gewölbe eine Gans am Bratspiess angebracht, mit Würsten, Flaschen und einer dazu componirten Fuge mit unterlegtem Texte: A. V. K. L. W. H. das soll heissen: Alle voll; Keiner leer; Wein her!

Ursprünglich stand das Kloster unter des Reiches unmittelbarem Schutz; aber bald fanden die Aebte Ursache, theils freiwillig, theils gedrungen, unter den besondern Schutz der benachbarten Landesherren zu treten. Dadurch entstanden Streitigkeiten, welche Herzog Ulrich von Württemberg damit abschnitt, dass er unter Kaisers Maximilian I. Begünstigung, im pfalzbaierischen Erbfolgekrieg, das feste und vertheidigte Kloster im J. 1504 mit Waffengewalt nach siebentägiger Belagerung in Besitz nahm und Kurpfalz zum Verzichte bewog. Doch weder die Aebte, noch die nachfolgenden Kaiser wollten die frühere Freiheit des Klosters vergessen. Als Ulrich die Reformation ein-

führte, wurde von jener Seite Alles aufgeboten, um das reiche Kloster unter des Kaisers und Oestreichs Schutz zurückzubringen. Das Interim ward durchgesetzt. Dagegen hat Herzog Christoph das Kloster zum zweitenmal erobert und seiner wahren Bestimmung zurückgegeben, indem er es, wie viele andere Klöster, in ein evangelisches Seminar umschuf, das einzige, das ununterbrochen bis auf den heutigen Tag dieser Bestimmung geblieben ist.*) Ueber die Einrichtung dieser Vorbereitungsschulen behalten wir uns vor, beim Bilde Blaubeurens zu sprechen.

Von den katholischen Aebten und Mönchen des Klosters hat sich keiner einen historischen Ruf erworben. Zum ersten evangelischen Abte ward Joh. Egelin im J. 1558 verordnet; ihm folgte Valentin Vanicius, der sich zuerst der für die protestantische Geistlichkeit errungenen Freiheit bediente und ein Weib nahm. Um diese Zeit (10. April 1564) wurde zu Maulbronn in Gegenwart des Churfürsten Friedrich III. von der Pfalz und Herzogs Christoph von Württemberg zwischen pfälzischen und württembergischen Theologen ein Religionsgespräch abgehalten. Unter den folgenden Aebten haben sich Felix Bidenbach und Lucas Osiander in der literarischen Welt bekannt gemacht. Johann Heinrich Wieland aber musste im J. 1630 vor den eingedrungenen Katholiken fliehen, und am 9. Novbr. verordneten die kaiserlichen Commissarien, vermöge des Ferdinandëischen Edikts, Christoph Schaller zum katholischen Abte; diesen vertrieb Gustav Adolph 1633, und Maulbronn erhielt in Ludwig Leipzig wieder einen evangelischen Vorstand, der aber das folgende Jahr den katholischen Aebten aufs neue weichen musste, die es bis zum westphälischen Frieden besetzt hielten, bis 1651 mit Heinrich Dauber die ununterbrochene Reihe von evangelischen Aebten, als Vorstehern der niedern Klosterschule, beginnt, die erst in der neuesten Zeit bei veränderter Organisation einem Ephorus Platz gemacht haben.

Viel würdige und ausgezeichnete Männer haben in dieser Schule ihre Vorbildung empfangen, und in befruchtender Stille hat mancher Geist in ihr über künftigen Werken gebrütet; rühmlich

---

* Bis hierher grossentheils aus Pfisters trefflichem Aufsatz im Schwäbischen Taschenbuch für 1820. S. LVII—LXIII., ins Kurze gezogen.

bekannt gewordene Namen stehen hier und dort von Knabenhand in die Vorhallen des alten Klosters gekritzelt. Friedrich Wilhelm Joseph, Schellings Vater, ist als Prälat dieses Klosters gestorben, nachdem er den höchsten Ruhm seines Sohnes erlebt hatte; auf dem Gottesacker vor der Klosterkirche hat die erste Gattin des Philosophen Schelling ihr Grab und ihr Denkmal.

In diesen düstern Klosterzellen sass vor sechs und siebzig Jahren der Vater des Verfassers, Joh. Christ. Schwab, einer der letzten Vorkämpfer für ein System, das eine wesentliche Entwickelung des philosophirenden Geistes bildet, über seinem Leibnitz; hier erwuchs Schelling, der gewaltige Befruchter so vieles Hohen in Kunst und Wissenschaft; hier J. C. Pfister, der Geschichtsschreiber Schwabens und Deutschlands. Und was derzeit die Jugend in diesen abgeschiedenen Hallen, in den stillen Thälern, auf den waldigen Höhen brütet, mag ein junger Schwabendichter uns erzählen:

Maulbronn. *)

Dich, entlegnes, stilles Kloster zeigt mir oft die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Bilder lieh.
Deine alte Kirche steigt mir wieder aus der Jahre Kluft,
Mit dem Glöcklein, das so schrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.
In dem Kreuzgang alterthümelnd wandl' ich, wo in steinern Truh'n
Deine alten Mönche mit dem schlau verborgnen Golde ruhn;
Lehn' im Chor mich an der Stühle künstlich ausgeschnitztes Holz,
Und es macht mich manche Inschrift, die ich klug entziffre, stolz.
Ach wie oft schlug meine Sehnsucht eine Brücke durch die Luft
Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich frischen Duft.
Dort in halbem Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Frist versäumt,
Habe, wie ein Siebenschläfer, manch' Jahrhundert durchgeträumt.
Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt' ich oft der eignen Spur,
Oder schweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal und Flur.
Deine Maierhöfe haben kühle Milch mir aufgetischt,
Und die stillen Seen der Wälder mir das heisse Blut erfrischt.
Meine Flöte blies ich Abends, einsam nicht allein, im Wald,
Denn als Kenner schaarten lauschend sich zu mir Eidechschen bald.
Dann vereint ward mancher Anschlag, manches Wagstück ausgeführt:
Ob es wohl als Heldensage deine finstern Mauern ziert?

*) Gedichte von Herrmann Kurtz, Stuttg. Hallberger 1836. S. 53 ff.

Noch gedenk' ich, wie wir stiegen zum Gemach, wo Doktor Faust
Bis zu seinem blutig an die Wand geschriebnen Tod gehaust,*)
Wie wir bauten eine Hütte, sie bewohnten mit Gesang,
Und wie auf den sieben Hügeln Jugendlust die Fahne schwang.
Aber Nachts, wenn alle schliefen, wacht' ich bei der Lampe Licht,
Forschend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich nicht.
Und es stieg vor mir der Schatten jenes bleichen Briten auf,
Und ich folgte bebend seinem schmerzenreichen Pilgerlauf
Durch die langen düstern Räume, wo er aus der halben Welt
Schätze, die er wild erbeutet, als Trophäen aufgestellt;
Todesluft einathmend bin ich scheu mit ihm hindurchgeeilt,
Habe Wunden dort empfangen, welche lange nicht geheilt.
Doch, des Blutes Ströme dämmend und dem lauten Sturm des Weh's,
Streng durch feste Grenzen hemmend meisterte mich Sophokles.
Dann versöhnten Sinn's erging ich mich in Tasso's Zauberpracht
Und entschlief mit trunkner Seele in dem Traum der Sommernacht.
Aber zu erneutem Leben weckend aus dem fremden Hain
Führten mich die heimathlichen Sänger in die Heimath ein.
Deutscher Art und deutschen Wesens Hallen, die ich lange mied,
Du hast sie mir aufgeschlossen, edles Niebelungenlied! —
Also war mein Frühling, selber wagt' ich manchen kurzen Sang,
Der in scheuen Tönen zwischen fernem Waldgebüsch verklang.
War mir doch Arkadien offen, keine Stunde schien mir grau,
Und ein Doppelregenbogen stand an meines Himmels Blau:
Lieb' und Freundschaft, wie erhellten sie mein dunkles Herz zugleich!
Wie mit Leid und Freude machten sie mein armes Leben reich!
Wenn ich's denke, wie als Gast ich weilt' in ihrem lichten Haus,
Sprech' ich beide seufzend immer noch mit Einem Namen aus!
Schönes Thal, du liegst mir ferne, eine fromme Siedelei,
Dran mich kaum im raschen Fluge einsam trägt mein Weg vorbei;
Aber oft, du stilles Kloster, zeigt mir dich die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Träume lieh.

Maulbronn liegt zwischen ziemlich hohen mit Wäldern und Weinreben bewachsenen Hügeln in einem beengten Thale. Die vielen kleinen Seen und Sümpfe, die der Salzbach bildet, und welche das Wechselfieber unter der kleinen Seminaristen-Colonie früher endemisch machten, sind zum grössten Theile ausgetrocknet.

---

*) Vom Dorment des Klosters steigt man durch ein Fenster über mehrere Dächer in ein ausgemauertes Gemach, wo die Sage den Dr. Faust vom Teufel holen lässt, und ein grosser Blutflecken von ihm gezeigt wird. Zum Geburtsort gibt ihm die Sage das benachbarte Städtchen Knittlingen.

Die Gegend selbst war ursprünglich so sumpfig, dass das Kloster selbst auf einem Roste gebaut ist. Das Aeussere desselben hat sich fast unverändert erhalten; nur ist seit den letzten Jahrzehenten ein viereckigter unbedeckter Thurm verschwunden, der das sogenannte „Wahrzeichen" enthielt. Ueber dem Eingange nämlich war in halberhabener Arbeit das Maulthier abgebildet, das laut der Sage, mit Geld zum Klosterbau beladen, hier bei dem Brunnen stille gestanden sein, getrunken, und den nachgefolgten Mönchen die Stelle bezeichnet haben soll, wo sie das Kloster aufzuführen hätten; und nach diesem Wahrzeichen wäre dann von ihnen die neue Stiftung Maulbronn (Mulenbronnen) genannt worden. Der Thurm hiess, zu Ehren jenes unschuldigen Geschöpfes, der Eselsthurm.

Die Hauptgebäude, Klosterschule, Lehrerwohnungen, Kirche, sind noch dieselben, wie ursprünglich. Die Wahl wurde dem Künstler schwer, unter dem vielen Herrlichen, was die uralte Kirche *) mit Zubehör, von innen und aussen bietet, den Standpunkt für ein einziges Bild herauszusuchen, denn Maulbronn verdiente ein eigenes Prachtwerk durch einen kunstgeschichtkundigen Architekten.

Von den äussern Ansichten der Klosterkirche bot sich uns als die vortheilhafteste diejenige dar, die den Röhrbrunnen unter schönen Linden, einen Theil des Klosters, mehrere Seitengebäude, Pfeiler und Hallen, die Kirche aber von der Fronte darstellt. Façade und Schiff sind ganz byzantinisch. Sechs rundbogige, schlanke Portale, je zwei zwischen einem Pfeiler, schmücken das Atrium, hinter dessen Dache die höchst zierliche Kirche selbst, mit zwei rundbogigen Fenstern in der Fronte und deren sechs an den Seiten und einem mit einfach gewohnter Einfassung verzierten und einer kleinen Rose gekrönten Frontispiz emporsteigt. Im Grunde wird die Hinterseite mit ihren thurmartigen Zierrathen sichtbar, deren Bauart ganz die altdeutsche sogenannt gothische ist; hier bewundert man ein schönes, grosses Kirchenfenster, das aber auf unserm Bilde nicht sichtbar wird. Dafür zeigt uns dasselbe, ausser dem kleinen Glockenthürmchen auf dem Frontispiz, auch den hintern (Haupt-) Thurm der Kirche, der jedoch selbst nicht sonder-

*) Sie heisst die Sommerkirche, ein Betsaal für die Seminaristen heisst die Winterkirche.

lich hoch, obwohl schlank, und schmuck mit Blech und Schiefer gedeckt ist. Er steht über dem Kreuzbau, den die Kirche bildet, einzig auf das Dach gesetzt; denn die Cisterzienser durften, ihrer Ordensregel gemäss, keinen Thurm aus dem Grunde aufführen. Die Kirche soll, einem vorgefundenen Plane nach, nicht ganz vollendet sein (s. auch oben); die Steine, welche dazu verwendet wurden, sind schön behauen und von dunkelgrauer Farbe, welche die Zeit in finstres Schwarz verwandelt hat. Hohe Mauern, Thürme und einst volle Wassergräben umgeben das ganze Gotteshaus.

Im Innern des Klosters hätte, wenn Einzelnheiten statt einer Hauptansicht hätten mitgetheilt werden dürfen, der grossartige Kreuzgang des Schönen viel geboten. Die schönsten Bögen, die mannigfaltigsten Verzierungen finden sich hier. Namentlich ist in einem der Gänge, gegen das Viridarium hinein, eine hohe und ziemlich breite Halle gesprengt, in deren Mitte, von einem steinernen Fusse getragen, eine kolossale Steinschale ruht, in welcher die Mönche Sommers ihre Labeweine gekühlt haben sollen; auch ist an einer Säule des Kreuzganges als Capitäl ein kleiner, nackter Mönch mit Tonsur ausgehauen, der, Trauben naschend, auf einer Traube reitet, und so ganz im Weine schwelgt.

Der Einbau der Kirche, hochgesprengten Gewölbes, mit schlanken Säulen und schönen spitzbögigen Fenstern an den beiden Seitenflügeln des Kirchenkreuzes, wäre ebenfalls der Darstellung sehr werth gewesen, und es liegt uns die sorgfältig ausgeführte Skizze einer Seitenhalle vom Künstler vor Augen. Höchst interessant, aber einer übersichtlichen Darstellung nicht zugänglich, ist endlich das sogenannte Flagellarium, zu dem aus dem Musiksaale eine schöne Wendeltreppe hinabführt, eine herrlich gewölbte, geräumige, hohe Seitenkapelle, mit einem Walde von Säulen, verschiedener Höhe und Dicke; sie soll zu Mahlzeiten der Mönche gedient haben, und ist mit bunten, noch glühenden Farben ausgemalt.

Im Schiffe der Kirche selbst schmückt die Mitte ein zwölf Schuh hohes Cruzifix aus Einem Steine; der steinerne Kreuzesstamm ahmt täuschend das Holz nach. In den Seitengängen sind viele Grabmäler zu sehen; im Chore endlich finden wir uns ganz in das zwölfte Jahrhundert versetzt; in den Chorstühlen sind die tief ausgetretenen Fusstapfen der Mönche noch zu schauen, und von

den Seitenwänden blicken uns die Steinbilder des Bischofs Günther und des edeln Walthers von Lomersheim an. Der ganze Chor schimmert im magischen Lichte gemalter Glasfenster.

Heilbronn mit Götzens Thurm.

Heilbronn, am rechten Ufer des hier breit durch die Ebene sich hinschlängelnden Neckarflusses, zur andern Seite von mässigen Hügeln gedeckt, in einer mehr lachenden als charakteristischen Gegend gelegen, ist eine junge blühende Handelstadt, gepfropft auf den knorrigen Stamm einer uralten Reichsstadt. So kommt es, dass uns unweit der Brücke der Neckarkanal und ein geräumiger Hafen, aus frischgehauenen Quadern, mit einer kleinen Flotte von Handelsnachen besäet, im blendenden Schmucke der Jugend entgegenstrahlt, während an der Einfassung uralter Stadtmauern sich von Zwischenraum zu Zwischenraum Thürme aus rauhem Gestein, von Jahrhunderten geschwärzt, erheben. Auch im Innern der Stadt findet sich derselbe Contrast, und auf dem geräumig gemachten Marktplatze steht die winklichte Wohnung irgend eines alten Reichsbürgers, oder gar des Reichsschultheissen, an welchem das Auge des Antiquars Spuren einer karolingischen Königspfalz entdecken will, und das die Sage zum ersten Hause in einer germanischen Waldwildniss macht, — gegenüber dem regelrechten, ins Gevierte gebauten modernen Palast eines reichen und angesehenen Handelsherren.

Einer schriftlich aufbewahrten Sage zu Folge, soll die Auffindung der mitten in der Stadt befindlichen, längst schön in Stein gefassten Quelle des Siebenrohrbrunnens, und die Belebung des christlichen Missionswerkes durch Karl den Grossen eine Ansiedelung an diesem Orte zur Folge gehabt haben; der Name Heilicobrunn als *palatium regium* kommt urkundlich im Jahr 841 vor. Zu der schönen Hauptkirche St. Kilian, — ein ehrwürdiges Alterthum, an dessen Aeusseres und Inneres viel bewundernswürdige Kunst verschwendet ist, und dessen grosser einst noch zu nahmhafterer Höhe bestimmte Thurm die ganze Stadt und Gegend überragt — wurde im Jahr 1013 der erste Stein gelegt. Doch liess das Salische und Hohenstaufen'sche Zeitalter

wenig Spuren an dem Gebäude zurück; die Ausführung ist aus dem 15ten, der letzte mit Inschrift behauene Stein aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts (1510). Im Chor hängt ein vielleicht schon bei den ersten Arbeiten ausgegrabenes Riesenbein, das die Naturkunde unsrer Zeit in einen Mammuthsknochen zurückübersetzt hat. Dieser Chor, im Jahr 1475 zu bauen angefangen, zeigt von der Blüthe deutscher Baukunst; das Innere der Kirche ist sehr schön; die Gewölbe sind hoch gesprengt, Säulen und Pfeiler niedlich gearbeitet. Die grosse Glocke des Thurms hat im J. 1479 Bernhard Bachmann, der Vater des berühmten Theologen, der Reformator der Stadt Heilbronn geworden ist, gegossen. Unter dem Hochaltar will man das geheimnissvolle Murmeln der Quelle des Siebenrohrbrunnens vernehmen; was aber gewiss eine acustische Täuschung ist, denn jenes Brausen aus einer Höhlung des Kirchenbodens dauert noch fort, während die sonst so reiche Quelle seit Jahr und Tag in allen ihren sieben Röhren versiegen gegangen ist; das letztere vielleicht zum Zeichen, dass die Stadt ihr neuestes Heil nicht mehr vom Brunnenrohr eines heiligen Borns, sondern von den industriellen Dampfröhren und dem merkantilischen Zuckerrohr erwartet. Unser prosaisches Jahrhundert hat auch dem Brunnen ohne alle Noth die schönste architektonische Zierde, seine gothische Ueberdachung, geraubt.

Wir könnten noch von allerlei Sehenswerthem der altneuen Stadt, vom Rathhaus (1550) und seinem sehenswerthen Uhrwerk, von der deutschen Hauskirche zu St. Joseph, vom deutschen Hause, von der Franciskanerkirche, die, durch die Franzosen im J. 1688 ausgebrannt, noch in ihren Trümmern einen edeln Styl verräth, dann von dem neuen Archiv, dem neuen Gymnasium, den schönen Lustgärten, den heitern Wartberg an der Spitze, von dessen Höhe immer Tanzmusik herabschallt und das lustige Städtervolk Heilbronns zu sich hinauflockt, endlich von dem zauberisch im Walde gegen Weinsberg gelegenen Jägerhause erzählen; doch eilen wir der Merkwürdigkeit zu, welche unser Maler nicht ohne Absicht in den Vordergrund gestellt hat.

Von der Stadt her führt eine schmale und krumme Gasse, die Allerheiligenstrasse, zu einer Seitenpforte am Neckar und dem mit der Stadtmauer verbundenen „viereckigten Thurme,“

von den Einwohnern auch „Götzens Thurm“ genannt. Die allgemeine Volkssage lässt nämlich in diesem Thurme den Ritter Götz von Berlichingen in der Gefangenschaft der Stadt Heilbronn schmachten. Ein schauerlicheres Gefängniss hätte sie dem edelsten aller Ritter nicht anweisen können. Der aus rauhen Quadern aufgeführte Thurm mag an hundert Fuss hoch sein, die Breite jeder Seite zehen Fuss. Er ist oben mit einer Zinne versehen und scheint überhaupt in Allem seine ursprüngliche Anlage behalten zu haben; an der ganzen Nordseite zeigt er nur zwei kleine Fensterlöcher, beide weit von einander, in der Höhe; gegen Osten, in der Mitte ist ein hoher Schwibbogen gesprengt, der jetzt mit Holz ausgefüllt ist; vielleicht, dass die Gefängnisszellen des jetzt innen ganz unwohnlichen Gebäudes hier befindlich waren und ein jetzt versperrtes Licht erhielten. Ohne diese Annahme müsste Götz von Berlichingen hier ganz in Nacht gesessen sein. Innere Unwahrscheinlichkeit hat indessen jene Sage nicht: eine Inschrift an der nördlichen Seite des Thurms, in 10—12 Fuss Höhe, zeigt in deutlicher Mönchsschrift die Jahreszahl MCCCLXXXXII (1392), der Thurm war mithin schon weit über 100 Jahre alt, als Götz in Heilbronn gefangen sass.

Lassen wir der Phantasie den Lauf! Schlage deinen Göthe auf, Wanderer! In diesem schwarzen Thurme sitzt der gefangene Götz bei seiner treuen Gattin Elisabeth, und sie spricht: „In der muthlosen Finsterniss erkenne ich dich nicht mehr!“ dann wird der Wächter beredet, ihn „in sein klein Gärtlein zu lassen, auf eine halbe Stunde, dass er der lieben Sonne genösse, des heitern Himmels und der reinen Luft.“

Hier in der Natur ist freilich kein Raum zu einem Gärtlein; unsre Phantasie muss eine Holzlege wegräumen, die sich in dem schmalen Zwinger breit macht, und einige Mauern niederreissen, bis sie eins geschaffen hat. Dann aber versenkt sie sich mit andächtigem Schmerz in die Worte des Dichters: „Löse meine Seele nun! — Arme Frau! Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlass sie nicht! Schliesst eure Herzen sorgfältiger, als eure Thore! Es kommen Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit!“ —

Hier blickt uns die historische Kritik über die Achsel in's Buch und zerstört, mit jenem Lächeln der Ironie um den Mund, das in unsrer Zeit bei ihr stehend geworden ist, die schöne Illusion der Dichtung. Der geschichtliche Götz ist nicht hier gestorben, er hat diese rührende Scene, die ins Jahr 1525 fallen würde, um sieben und dreissig Jahre überlebt, ist auf seiner Burg Hornberg am Neckar, mehr als achtzig Jahre alt, in Frieden und Freiheit den 23. Juli 1562 verschieden, und die Leiche, nach Kloster Schönthal geführt, ruht dort unter einem metallenen Denkmal im Kreuzgange. Die Gefangenschaft Götzens zu Heilbronn fällt auch sechs Jahre früher als der Bauernkrieg, mit welchem sie Göthe in Verbindung setzt, und wurde durch seine Anhänglichkeit an den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg im J. 1519 herbeigeführt. Und wenn es, was sehr möglich ist, dieser Thurm war, der ihn aufgenommen hat, so beschränkt sich doch während viertehalb Jahren Haft, sein Gefängniss in demselben auf eine einzige Nacht. Zu einiger Entschädigung theilen wir dem Leser die naive, von Göthe selbst mehrfach benützte Erzählung dieser Begebenheit aus des Ritters eigenem Munde mit.

Götz war dem schwäbischen Bunde zu Möckmühl „in der Mausfalle" unterlegen und nach Heilbronn zu Verfügung des Rathes abgeführt worden. „Wie ich nun," erzählt er in seiner Selbstbiographie, „zu Heilbronn etliche Wochen in einer Herberge verhaftet gelegen bin, da schickt der Bund Einen, der war von Kostanz, ein Schweizer — Stadtschreiber oder was er war — und hätt' eine Urphed' bei ihm. Die las er mir für, in der Stuben, in Beiwesen Vieler von Heilbronn, alsodass die Stube voller Leut' war; und begehrt', ich sollt' solche schwören und annehmen; und wo ich's nit thät', hätt' der Bund geschrieben, sollten sie mich nehmen und in Thurm legen. Aber ich schlug solche Urphed stracks ab; wollt' ehe ein Jahr im Thurm liegen." Götz berief sich darauf, dass er in ehrlicher Fehde betreten worden sei und vertragsmässig ein ehrlich, ritterlich Gefängniss anzusprechen habe. Aber seine Feinde bestellten die „Weinschröter," handfeste Gehülfen der Küfer; „die traten," erzählt er, „zu mir in des Diezen Herberg' in die Stuben und wollten mich fangen. Ich, demnächst vom Leder und mit der Wehr' heraus. Da schnappten sie wieder hinter sich, und baten mich die Bürger des Raths

fleissig, ich sollt' einstecken und Fried' halten; sie wollten mich nit weiter führen, denn auf das Rathhaus. Da glaubt' ich ihnen auch; und wie sie mich in der Herberg' zur Stuben hinaus führten, ging meine Hausfrau gleich (eben) die Stiegen heruf, und war in der Kirchen gewest. Da riss ich mich von ihnen, und ging zu ihr und sagt': Weib, erschrick nicht; sie wollen mir eine Urphed fürlegen, die will ich nit annehmen; will mich ehe in Thurm legen lassen. Thue ihm aber also: reit hinauf zu Franciscus von Sickingen und Herrn Georgen von Fronsperg" — diese waren Hauptleute des Bundes — „und zeig' ihnen an, die ritterliche Gefängniss, wie mir zugesagt, wolle nicht gehalten werden; (ich) versehe mich, sie werden sich als Redliche vom Adel und Hauptleute wohl wissen zu halten. Das thät nun mein Weib; und führten mich die Bündischen mit uf das Rathhaus, und von dem Rathhaus in Thurm, und musst dieselbige Nacht darin liegen. Und wie sie mich uf den Pfingstabend hineinlegten, mussten sie mich auf den Pfingsttag frühe wiederum herausthun, und führten mich also darnach wieder auf das Rathhaus, da waren etliche des Raths bei mir in der Stuben."

Inzwischen war des Ritters treue Hausfrau vom Bundeslager zurückgekommen. Der ganze Haufe des schwäbischen Bundes zu Ross und zu Fuss zog dem gefangenen Feinde gegen die wortbrüchigen Rathsherren von Heilbronn zu Hülfe. Diese fingen an zu zagen und ersuchten den Ritter, er möchte seine Hausfrau wieder hinausreiten und für sie bitten lassen. Aber der ergrimmte Götz trat zu seiner Frau und flüsterte ihr ins Ohr: „Sag zu meinem Schwager Franciscus von Sickingen und Georg von Fronsperg, sie haben mich gebeten, ich sollt' für sie bitten. Aber sag' zu ihnen, was sie haben im Sinn, so sollten sie fortfahren. Ich wollt' gern sterben und erstochen werden; allein dass sie all' mit mir erstochen würden." Die Frau richtete es aus, und die Herren erwirkten dem Ritter ehrliche Haft, aus welcher er endlich im vierten Jahr (1522) um zweitausend Goldgülden, die er bei guten Herren und Freunden aufbrachte, erlöset ward.

Das Geschlecht der Berlichingen steht noch auf den heutigen Tag in voller Blüthe und theilt sich in die zwei Linien der

Berlichingen-Rossach, welche unmittelbar von Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand abstammen, und der Berlichingen-Jaxthausen, die ihren Ursprung auf einen Bruder des Götz zurückführen. Der letztern Linie gehörte der edle Graf Joseph von Berlichingen, Königl. Württemb. Landvogt und Staatsrath an, ein eben so fein gebildeter als ritterlicher Mann, der noch im höchsten Alter dem Verherrlicher seines Verwandten seinen Dank durch eine gelungene Uebersetzung von Göthe's Herrmann und Dorothea in schönen lateinischen Hexametern darbrachte. Er starb auf dem Stammgute Jaxthausen, wo sich noch Götzens ächte eiserne Hand befindet, die, durch Heirath an eine Gräfin Hadick zu Wien gekommen, von ihm wieder für die Familie Berlichingen erworben ward und seinem jungen Verwandten, Götz von Berlichingen auf Jaxthausen, vermacht worden ist, weil sie dieses Stammschloss des Ritters nicht verlassen soll. Freiherr Gustav von Berlichingen-Rossach ist gewähltes Adelsmitglied zur Abgeordneten-Kammer der Württembergischen Landstände. —

Heilbronn hat, wie Esslingen, eine bedeutende Fabrik moussirender Weine, von seinen eigenen Weinbauern besorgt, welche mit dem Erzeugnisse ihrer alten Schwesterstadt wetteifert. Der Weinbau ist hier im höchsten Flore, und die Heilbronner „Herbste," die auch unser Bild andeutet, das Heiterste, was man in Schwaben sehen kann. Unter einem steten *Evoe Liber!* werden diese Weinfeste mit wahrhaft orgiostischem Jubel von den zahlreichen Gutsbesitzern auf ihren Weinbergen, auf den Wiesplätzen am Neckar mit Feuerwerk und in den Tanzsälen ihrer schmucken Gasthäuser begangen, und jeder Fremde, der des Wegs gezogen kommt, ist gastlich eingeladen und wird in den jauchzenden Kreis hineingezogen.

Des Herbstes goldner Sonnenstaub
Umwebt der Reben üppig Laub,
Und aus dem Laube blinkt hervor
Der Winzerinnen bunter Chor;
Den Trägern in den Furchen all
Wächst übers Haupt der Trauben Schwall,
Die Treterknaben sieht man kaum,
So spritzt um sie der edle Schaum;
Gelächter und Gesang erschallt,
Die Pritsche klatscht, der Puffer knallt.

Wohl senkt die Sonne jetzt den Lauf,
Doch rauschen Feuergarben auf
Und werfen Sterne gross und licht'
Dem Abendhimmel ins Gesicht. *)

Weinsberg und die Weibertreu.

Zu Weinsberg, der gepriesnen Stadt,
Die von dem Wein den Namen hat,
Wo Lieder klingen, schön und neu,
Und wo die Burg heisst Weibertreu:
Bei Wein und Weib und bei Gesang
Wär' Luthern dort die Zeit nicht lang,
Auch fänd' er Herberg' und Gelass
Für Teufel und für Dintenfass,
Denn Alle Geister wandeln da —.

Diese neuesten Verse Uhland's **) umschliessen Alles, was Weinsberg Merkwürdigstes hat, seine köstlichen Weinhügel, deren Reben, gepflegt, wie man sie neuerdings in Schwaben pflegen lernt, einen Trank geben, der den edlern Rheinweinen wenig nachsteht; dann den Ruhm seiner Frauen; endlich die Lieder und den Geisterglauben, durch welche Weinsbergs Arzt, der liebenswerthe und geniale Justinus Kerner, einen doppelten, wenn auch verschiedenartigen Ruhm erlangt hat.

Der Leser kann vor allen Dingen einen Fingerzeig über die vielangefochtene Geschichte der Weibertreue von Weinsberg erwarten, und diese Hoffnung soll nicht getäuscht werden. Raumer, in seiner Geschichte der Hohenstaufen, erklärt uns, dass der Ruhm der Weiber von Weinsberg bei Mitwelt und bei Nachwelt ein wohlbegründeter, dass ganz unerheblich sei, was man später aus übertriebener Zweifelsucht gegen die Wahrheit dieser preiswürdigen That, drehend und deutelnd, gesagt hat. Er führt für die Begebenheit im Allgemeinen vier Zeugen auf; davon gehört aber der letzte in das 17te Jahrhundert und hat sichtlich aus dem ersten geschöpft, die beiden andern sprechen

*) Uhland's Gedichte. X. S. 398.
**) Uhland's Gedichte. X. S. 397.

zwar von der Belagerung von Weinsberg, enthalten jedoch kein Wort von der That seiner Weiber.

So bleibt als Zeuge für diese nur eine Feder, aber allerdings die Feder eines Zeitgenossen übrig. Es ist dies die lateinische Cölner Chronik der Benediktinermönche von Sanct Pantaleon, die mit dem Jahre 1162 schliesst, also ohne Zweifel als mit erlebt auf folgende schlichte Weise erzählt, was im Jahr 1140 geschehen sein soll.

„Im Jahre des Herrn 1140 belagerte der König (Konrad III., der Hohenstaufe) die Stadt des Herzogs Welf von Bayern, Winesberg genannt, und bekam sie vermöge einer Uebereinkunft in seine Hand. Den Matronen und Frauen, die er dort fand, ertheilte er aus königlicher Milde die Erlaubniss, dass sie sollten forttragen dürfen, was jede auf den Schultern zu tragen vermöchte. Sie aber dachten mehr an die Treue, die sie ihren Männern schuldig waren, als an die Rettung ihrer übrigen Habe, liessen allen Hausrath dahinten und stiegen herab, ihre Männer auf den Schultern tragend. Als nun der Herzog Friedrich (der Bruder des Königs) Einsprache that und solches nicht geschehen lassen wollte, da sprach der König zu Gunsten des Weibertrugs: An einem Königsworte zieme sich nicht zu rütteln (REGIVM VERBVM NON DECERE IMMVTARI).“

Dies ist die einfache Erzählung, die allerdings keine innern Spuren von Unwahrscheinlichkeit enthält und nur dadurch etwas verdächtig wird, dass ein berühmterer Zeitgenosse, Otto von Freisingen, der eigentliche Historiograph seiner Zeit, dessen Chronik nur sehs Jahre später als die eben erzählte Begebenheit schliesst, zwar den Krieg des Gibellinen mit dem Welfen ausführlich erzählt und auch der Belagerung Weinsbergs gedenkt, aber über die That der Weiber ein eben so tiefes Stillschweigen beobachtet, wie alle übrigen Geschichtsbücher jener alten Zeit.

Aus den wenigen Worten des Benedictiners hat nun im 17ten Jahrhunderte der Verfasser der Bojischen Annalen, der gelehrte Adlzreiter (um 1662), eine mit Livianischer Beredsamkeit ausgeschmückte Geschichte gemacht, und aus dieser Quelle ist die Sage von der Weinsberger Weibertreue wohl zunächst in den Mund des Volkes und aus ihm in den Mund des Dichters gekommen. „Man erwartete, sagt er, die Frauen würden ihren

Weiberschmuck, Gold, Edelgestein, und was sie sonst von edler Bürde finden könnten, in Sicherheit bringen. Sie aber bedachten, dass es keinen kostbareren Schatz gebe, als ihre Männer und zogen aus in einer kläglichen, aber für die Zuschauenden zugleich anmuthigen Reihe, jede ihren Mann auf dem Nacken tragend. Solche Frauenliebe presste dem König Konrad Freudenthränen aus. Da war Niemand, dem diese sinnreiche Liebe nicht wohlgethan hätte, ausser Friedrich, dem Bruder des Königs, der, den Betrug scheltend, erklärte, dass der unterhandelnde König gewiss nicht an diese Gattung von List gedacht habe, und dass er mithin nicht den Schutzherrn der Männer machen sollte; diese, verlangte er, sollten auf die Schlachtbank geschleppt werden. Aber er erhielt von Konrad eine wahrhaft königliche Antwort. „Mein Bruder! nicht darf ein König, in keinem Falle, die Treue brechen; an einem Königsworte soll man nicht rütteln. Mir muss der Ruf und die Gnade der Gottheit weit mehr gelten, als der Tod meiner Feinde. Wenn die Treue einem Fürsten nichts mehr gilt, für wen soll sie dann noch einen Werth haben? Ein Lügner gescholten zu werden, ist an jedem freigeborenen Mann eine schimpfliche Makel; wie ganz ehrlos muss es an Herrschern sein!“

Die Wahrheit der Erzählung vorausgesetzt, lässt sich noch fragen, ob der Schauplatz der That die Burg Weinsberg, oder die Stadt war. Der ursprüngliche Erzähler nennt Weinsberg ein Städtchen; Otto von Freisingen und die andern Chronisten nennen es ein Castrum, was eben sowohl Burg als befestigte Stadt heissen kann. Doch sagt der Mönch, die Weiber seien mit ihren Männern auf den Schultern herabgestiegen, was auf einen Ort deutet, der auf einer Anhöhe liegt, und nur auf die Burg Weinsberg passt, da das Städtchen selbst in der Tiefe gelegen ist, auch ohne die Burg sich gegen keinen Feind würde haben halten können. Zudem heisst auch nur die Burg Weibertreu, ein Name, von dem man freilich nicht weiss, wie alt er ist, und ob er der Volkstradition oder der Büchergelehrsamkeit angehört. Immer bleibt es wahrscheinlicher, dass damals das Castrum Weinsberg nur aus der Burg und vielleicht wenigen Häusern Höriger an deren Fusse bestanden, und dass aus den letztern die Stadt Weinsberg erst später erwachsen ist

Je angefochtener die Geschichte von der Weibertreue durch die historische Kritik ist, desto heiliger gehalten, desto edler dargestellt soll sie werden durch Poesie und Kunst. Hätte Bürger, der lebenskräftige und für ächtes Gefühl sonst so offene Dichter, die Sagenpoesie auf der Stufe ihrer jetzigen Bildung angetroffen, so würde er den rührenden Stoff nicht zu einer skurrilen Romanze verarbeitet und schwerlich im Bänkelsängertone begonnen haben:

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen;
Soll haben fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.

Er hätte gewiss nicht gemeldet, der Kaiser Konrad habe seinen „Avis hineintrompeten lassen," es habe lautes „Zetermordio" gegeben; die „Pastores" haben geschrieen, „wir gehn kapores!" Er hätte keine „Ambassade" von Weibern kommen, und diese nicht die Männer „schwer im Sack" und „Huckepack" einhertragen, am allerwenigsten den Kaiser an der Treue seiner eignen Frau zweifeln, und „mit der Bürgermeisterin wie mit der Besenbinderin" tanzen lassen. Doch gehört diese Verirrung mehr seiner Zeit, als seinem sonst oft über solche Irrthümer erhabenen Genius an.

Würdiger hat die Kunst sich an der schönen Sage versucht. In der Kirche zu Weinsberg befindet sich ein altes Gemälde, welches, auch im historischen Interesse, wohl verdiente von der Kritik näher ins Auge gefasst zu werden. Oberhalb des Gemäldes standen ehemals die Worte: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen." Die Unterschrift desselben erzählt kurz die Thatsache. Die Burg Weinsberg erscheint auf dem Gemälde, wie sie vor ihrer Zerstörung war; durch die Burgthore ziehen die Frauen in langen Reihen herab, die kleinste der Frauen, die den schwersten Mann trägt, und unter ihrer Last beinahe zu erliegen scheint, voraus. Auf dem Vordergrunde hält auf einem stattlichen Zelter Conrad und schaut den Frauen ruhig zu, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Friedrichs irre machen zu lassen. Der sonderbare Aufzug hat die Augen des ganzen Heeres auf sich gezogen. Auch ein modernes Gemälde aus dem vorigen Jahrhunderte hat die Begebenheit behandelt und findet sich hier und da in guten Copien. In der neuesten Zeit hat ein sehr talentvoller

junger Künstler, Alexander Bruckmann von Heilbronn, den Gegenstand auf eine eigenthümliche Weise behandelt. Die Scene ist hier unter das Thor der Stadt verlegt, die, mit Häusern und Kirche, schon in ihrem spätern Flore dargestellt ist; die Burg erscheint im Hintergrunde. Der Künstler hat eine grosse Mannigfaltigkeit von Gruppen, ohne Verwirrung, und von Gesichtern mit dem wechselndsten Ausdruck verschiedener Affekte darzustellen gewusst, das cavallerieregimentartige Aufmarschiren der Frauen ist ganz vermieden, nur einige Männer sitzen förmlich auf den Schultern ihrer Frauen, andere werden von Töchtern, von Schwestern, ja von ganz jungen Mädchen, je einer von zweien, zum Theil verwundet, gehoben, getragen, niedergelassen. Gegenüber dem Kaiser, dessen hohe Gestalt die Mitte einnimmt, ist, kühn vortretend, eine Amazone mit flatternden blonden Haaren und einem Blicke des Trotzes abgebildet, ihr verwundeter Gatte scheint einer der vornehmsten Gefangenen zu sein, sein finsterer Blick hat auch die dargebotene Gnade des Kaisers noch nicht angenommen. Das Costüm auf diesem Bilde ist prachtvoll, doch nicht ungetreu, die Behandlung der Figuren im altdeutschen Style, jedoch weder steif noch armselig, das Colorit durch seine Klarheit und freundliche Lichter ausgezeichnet. Das preiswürdige Bild hat die königlich württembergische Kunstschule zu Stuttgart käuflich an sich gebracht. Im ersten Entwurfe war es für ein Freskogemälde an einer Thurmwand der Weibertreu selbst bestimmt. —

Die geschichtliche Zeit beginnt für Weinsberg erst mit dem Jahre 1193, wo zum erstenmale die Dynasten von Weinsberg als Besitzer der Burg erscheinen. Dieses Geschlecht stand mit dem Reiche wie mit den ersten und mächtigsten Häusern Schwabens, Frankens und der Rheinlande in der mannigfachsten Berührung. Der bedeutendste Weinsberger war Conrad, Erbkämmerer des Reichs, der seine Burg im J. 1429 mit Heldenmuth und Glück gegen die Pfalzgrafen vertheidigte. Auf die Stadt, die beim Reiche war, machte er vergebens Ansprüche. Diese kam mit der Zeit an Churpfalz, und unter Herzog Ulrich von Württemberg, im baierischen Erbfolgestreit, an dieses Herzogthum. Damals wurde ein hoher Thurm, der schwarze Mantel genannt, und das alte Ritterhaus ganz zusammengeschossen. Das entscheidende Verhängniss brach jedoch über sie erst im Jahr 1525 ein,

wo die Aufrührer aus dem Odenwald, Hans Wunderer an ihrer Spitze, wie ein verheerendes Ungewitter gegen Weinsberg heraufgezogen kamen. Auf diese Nachricht besetzte der Schwäbische Bund Stadt und Burg mit 70 Rittern, Edeln und Gemeinen unter Graf Ludwig von Helfenstein. Die Aufrührer benutzten die Feier des heiligen Osterfestes, die Burg zu stürmen; die Einwohner schlugen sich zu ihnen, und die ganze Besatzung fiel in ihre Hände, bis auf drei Ritter, die, als Weiber von Weinsberg verkleidet, entrannen. Vergebens trat nun die Gräfin von Helfenstein mit ihrem zweijährigen Knaben als Schutzflehende auf. Vor dem Thore schlossen die Bauern einen Kreis; ein Pfeifer musste Tänze spielen, und alle Gefangenen wurden tanzend gespiesst. Da ward die Burg Stein von Stein gerissen. Bald darauf nahm der Schwäbische Bundeshauptmann Georg Truchsess von Waldburg schrecklich Rache an den Bauern. Der Pfeifer, der zu dem Morde der Edeln aufgespielt, wurde, an einer Kette um einen Baum tanzend, langsam am Feuer gebraten. Die Mauern der Stadt wurden geschleift, und erst spät auf Erlaubniss erneuert. An den Trümmern der Burg liessen im Jahr 1546 die Spanier noch ihre Wuth aus. Nach der Nördlinger Schlacht kam Stadt und Burg als vorübergehendes Geschenk an den Liebling des Kaisers, Max Grafen von Trautmannsdorf.

Die Ruinen sind seit etwa zwölf Jahren durch einen Verein der Frauen Weinsbergs und die Fürsorge J. Kerners nicht nur vor Verfall bewahrt, sondern aus einem Schutthaufen in die lieblichsten Anlagen verwandelt worden, in welchen sich aus sorgsam gepflegtem Gebüsch Mauerzinnen und Thürme, allenthalben zugänglich und zu reizenden Belvederen umgeschaffen, erheben. Aeolsharfentöne wehen dem Wanderer entgegen. Von dem höchsten Thurme, ein finstres Verliess unter seinen Füssen, blickt dieser gegen Osten in ein friedliches, gesegnetes Thal, mit Dörfern übersäet, dessen äusserstes Ende durch eine gegen Norden streichende Bergkette begränzt wird, während weiter südlich die Ruinen des Stammschlosses der Grafen von Löwenstein herüberblicken, und nordwestlich die Durchsicht ins Neckarthal sich öffnet. Am Fusse des Berges, wie unter dem Schutze der Burg, steht die uralte Stadtkirche Weinsbergs, unter ihr und um sie versammelt gruppiren sich die Häuser der Stadt. Das jüngste und

merkwürdigste unter diesen ist das Dichterhaus, welches der Leser auf dem Blatte sieht, das von unserm Texte begleitet wird; die Wohnung Justinus Kerners, der zu seiner zauberischen Besitzung einen uralten Stadtthurm geschlagen hat, in welchem er als Chemiker laborirt, als Sänger dichtet, und als Exorcist Geister beschwört. Wer den von Schmerzen und Freuden des Lebens wie von Ebbe und Fluth umspülten Geist dieses Mannes, seinen, alle Wehmuth der Gefühle plötzlich weghauchenden Humor, seinen Scherz durch Ernst gezügelt, sein strenges und eifriges Wirken als treuer Arzt, das den Geisterbanner ganz vergessen lässt, kennen lernen will, der komme hierher nach Weinsberg. Schwaben und seine Bewohner sehen in der Nähe ganz anders aus, als sie im Norden oft geschildert werden.

Die Wohnung Kerner's, die auf unserm Bilde mit ihrem Besitzer und dessen Thurm im Vordergrunde sichtbar ist, soll uns zum Schluss ein befreundeter Sänger malen:

Was Andre nur gesungen,
Das hast Du Dir errungen:
Den magischen Pallast.
Das Wild sucht Deine Halle,
Das Pferd in Deinem Stalle
Fühlt nicht der Jahre Last;
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Rast.

Den Thurm hab' ich gesehen,
Von dem Du liessest wehen
Das griechische Panier; *)
Im Regen musst' erbleichen —
Ein Unglück droh'ndes Zeichen —
Der frohen Farben Zier.
Der edle Sohn der Musen
Zog, schon den Tod im Busen,
Der Griechensänger, weg von Dir.

*) Wilhelm Müller zu Ehren, der ihn kurz vor seinem Tode, im Herbst 1827, besuchte, pflanzte der Dichter auf seinen Thurm die griechischen Nationalfarben als Flagge auf, die aber über Nacht ein Platzregen verwischte, so dass nur Schwarz und Weiss übrig blieb.

Wie ruhig bei Dämonen
Des Friedens Engel wohnen,
Hab' ich bei dir geschaut;
Es bricht an deiner Schwelle
Die schwarze Macht der Hölle,
Der vor der Unschuld graut;
Es weicht die Geisterschwüle
Vor jener Abendkühle
Die von des Genius Schwingen thaut.

Doch, dass ich nichts verhehle,
Es regt in meiner Seele
Sich immer der Verdacht:
Es sei dein Haus am Berge
Vom wilden Heer der Zwerge
Durch Zauber nur gemacht;
Einst tragen sie im Sturme,
Sammt Garten und sammt Thurme
Es in die Wolken über Nacht *).

Wimpfen am Berg und im Thal.

Einer der anmuthigsten Vorposten der mit merkwürdigen Alterthümern gepaarten Naturschönheiten, die in ununterbrochener Reihenfolge erst etwas weiter unten das Neckarthal zwischen Heilbronn und Heidelberg zu schmücken anfangen, ist die von den württembergischen und badischen Landen rings enclavirte ehemalige Reichsstadt, jetzt hessendarmstädtische Landstadt Wimpfen am Berg, drei Stunden unterhalb Heilbronn auf einem üppig bewachsenen Hügel höchst romantisch gelegen. Die buntesten Baumgruppen bedecken alle Abhänge und verbergen dem Reisenden die braunen Mauern der vor Alter zerfallenden Stadt, bis er dicht an ihnen ist, und der Nachtigallengesang aus diesen Gehölzen lässt in den Frühlingsmonaten den Wanderer, der lieber ausserhalb des Mauerreichs in einer anmuthigen Herberge übernachtet, die an der nach dem Neckar hinunter führenden Strasse gelegen ist, nicht ununterbrochen schlafen.

Das hohe Alter der Stadt verräth sich durch ihr Aussehen. Den Ursprung verdankt sie wahrscheinlich, wie so viele Neckar-

*) Aus dem Gedicht: „Justinus Kerner.“ Von Gustav Pfizer, Gedichte, neue Samml. S. 119 ff

städte irgend einer römischen Niederlassung. Geographien und Reisebeschreibungen sagen einander die lächerliche Notiz nach, dass sie der Gemahlin Julius Cäsars, Cornelia, der Tochter Cinna's zu Ehren, Cornelia genannt worden sei, ohne an den groben Anachronismus zu denken, der eine solche Ehre unmöglich macht. Sollte wirklich irgend ein Stein dem römischen Wimpfen den Namen Cornelia vindiciren, so ist dabei viel eher an die Gemahlin des Kaisers Gallienus zu denken, von welchem die letzten Niederlassungen der Römer in dieser Gegend vor ihrer Vertreibung durch die Alemannen herrühren; denn bekanntlich hiess diese Kaiserin Cornelia Salonina; leitete jedoch den Adel ihres Ursprungs nur von dem Kammerdiener eines Corneliers ab, von Chrysogonus, dem Freigelassenen Sulla's. Spuren haben die Römer hier unzweifelhafte hinterlassen, und der die Ufer des Neckars weithin überwachende Hügel war für dieselben bei ihren Eroberungs - und Vertheidigungsoperationen gegen die Deutschen unstreitig von hoher Wichtigkeit. Als bei Anlegung der benachbarten Salinen der Boden zwischen dem an der Bergstadt Fusse gelegenen Städtchen Wimpfen im Thal vielfach durchwühlt wurde, kamen nicht nur Münzen aller Art, vorzugsweise mit dem Bildnisse des Kaisers Antoninus Pius, sondern auch römische Wasserleitungen zum Vorscheine, thönerne Tafeln von derselben *Terra sigillata*, wie bei vielen hier und dort aufgefundenen, römische Gefässe, Mauerwerk von offenbar römischer Bauart. In einem Gebäude der Stadt aus dem grauesten Mittelalter fand der Verfasser dieses Textes einen durch seine gelbe Farbe von den übrigen abstechenden Stein der Mauerwand einverleibt, auf welchem in erhabener Arbeit ein Löwe und zwei Sphinxe eingehauen noch ziemlich deutlich zu erkennen waren. Das imposanteste Denkmal aber, und wahrscheinlich der Befestigungslinie angehörend, die Kaiser Probus von Neustadt an der Donau und Regensburg über Berge, Flüsse und Moräste bis in diese Gegend führte, ist der hohe und dicke Thurm von rothem Sandsteine, mit unbedeutenden Mauerresten, der dem Wandrer, der vom Thale emporgestiegen kommt, zuerst in die Augen fällt. Sein Gemäuer zerfällt der Behandlung der Steine nach offenbar in drei Theile, die aus dreierlei Perioden herrühren. Der unterste Theil aus reinlichen glatten Quadern zusam-

mengefügt ist offenbar römisch; dann folgt das grössere Mittelstück aus jenen mittelalterlichen Bausteinen mit ausgebauchter Mitte, die der Periode des zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert angehören; der oberste Theil endlich aus schlechten blauen Bruchsteinen, mag eine Restauration des funfzehnten Jahrhunderts sein. Die daher ziehende Strasse heisst die Burgstrasse, das Viertel der Stadt, in welchem der Thurm steht, das Burgviertel. Diese Burg, welcher der Römerthurm einverleibt und die überhaupt auf den Trümmern römischer Befestigungen aufgeführt worden zu sein scheint, diente ohne Zweifel zur Sicherung der Neckarschiffahrt; so stand sie ganz zweckmässig auf der nordöstlichen Spitze des Hügels, und ihr Thurm gewährte einem Ueberblick über den ganzen Neckar.

In ihrer halbrömischen Gestalt bestand die Stadt bis zu ihrer Zerstörung durch die über Deutschland hereingebrochenen Hunnen, worunter entweder die Hunnen unter Attila oder die im zehnten Jahrhundert eingefallenen Ungarn zu verstehen sind. In ihren Mauerring hatte sich die Einwohnerschaft der ganzen Umgegend geflüchtet. Burg und Thore waren gut verwahrt, und lange suchten die Belagerer vergebens, die Mauern zu brechen und die Thore zu zerschmettern. Endlich sprang einer der Thorflügel krachend auf, und die christliche Bevölkerung erlag, von der Menge der Feinde erdrückt. Diese hausten in der eroberten Stadt als wüthende Barbaren; sie schnitten den deutschen Frauen die Brüste ab, damit sie ihre Kinder nicht mehr sollten säugen können. Von solchem Greuel leitet ein nicht sehr wahrscheinliches *Calembour* den jetzigen Namen der Stadt Wimpfen ab, der ursprünglich Wibpin (Weiberpein) gelautet haben soll. Uns scheint viel eher dahinter der römische Name des Kastells verborgen zu sein, vielleicht mit der Endung auf *fines*. Wimpfen war schon im siebenten Jahrhunderte mit einem grossen Theil der nachmaligen Rhein- und Neckarpfalz dem Bischof von Worms vom Frankenkönige Sigbert geschenkt worden, und unter diesem geistlichen Scepter scheint Wimpfen auch später eine längst verschwundene Bedeutung erhalten zu haben. Kaiser Otto hatte den Bischöffen sogar den Wildbann überlassen. Aus dieser Zeit scheint auch die rundbogige Kapuzinerkirche zu stammen, nächst dem alten Thurme das älteste, was Wimpfen besitzt. Kaiser

Friedrich II. sah nicht gut zu der Freigebigkeit seiner Vorfahren, und unter seinem Sohne Heinrich wurde die Stadt Reichslehen (1227). König Heinrich hielt sich in Wimpfen viel auf und von der Neckarburg, die er baute, sind noch mehrere Spuren vorhanden. Bald nach dieser Zeit wurde Wimpfen der blühende Sitz des kaiserlichen Landgerichts in Franken, aber die Stadt erscheint bald wieder als wormsisches Besitzthum, bis sie nach dem Abgange der schwäbischen Herzoge, nach und nach zu den Freiheiten einer Reichsstadt gelangte, und zuletzt das Schicksal der ganzen deutschen Reichsverfassung theilte.

Das Innere der Stadt hat ein labyrinthisches Ansehen; die Strassen sind unregelmässig und krumm, mitten durch dieselben zieht sich hier und da alterschwarzes Mauerwerk mit Thoren hin, wodurch anschaulich wird, dass der Stadtbau ganz verschiedene Perioden durchgemacht hat. Doch verbirgt sie in ihrer unförmlichen Hässlichkeit einiges Schöne und Merkwürdige. Die jetzige evangelische Kirche ist ein sehr ausgezeichneter, altdeutscher Bau; ihr Grundstein wurde 1492 gelegt. Die Chorstühle enthalten in trefflichem, halberhabenen Schnitzwerke die zwölf Apostel; die Kanzel ist sehr alterthümlich und aus Einem Steine gehauen, in den Flächenfüllungen finden sich verblichene, wie es scheint, gute Bilder, das Hauptbild des Hochaltars stellt eine Kreuzabnahme in Schnitzwerk vor; auf den Flügeln stehen der heil. Christoph und Johannes der Evangelist; ein kunstreiches Hostienkästchen wird in einer Seitenkapelle gezeigt. Noch sieht man das aus Keuper-Sandstein schön gearbeitete Bildniss eines Herrn von Fleckenstein, der in der Schlacht bei Wimpfen gegen Tilly fiel; die beiden Thürme der Kirche endigen in hohen Spitzdächern. Am entgegengesetzten Ende der Stadt steht die Dominikanerkirche; von einem Thürmchen auf der Stadtmauer, das die Aussicht auf den Neckar gewährt und das Nürnberger Thürmchen heisst, spekulirten die Wimpfener der alten Zeit nach der Nürnberger Handelsstrasse.

Den schönsten Ueberblick über die reizende Gegend gewährt der „blaue Thurm," ein mittelalterlicher Bau mit neuem Aufsatz, der sich schon aus weiter Ferne als der mächtigste Thurm Wimpfens zu erkennen gibt. Am Fusse des Berges erblickt man hier tief in der Ebene das heitere, reinliche Städtchen

Wimpfen im Thal mit seiner schönen Stiftskirche, mit einem freien von Linden beschatteten Platz umgeben, zu dem Kloster gehörig, das hier einst der Bischof Crotold von Worms an der Stelle eines von den Hunnen zerstörten Klostergebäudes gegründet hatte. Die Kirche ward im J. 1278 gebaut; ihr Portal ist bewundernswürdig. Wimpfen im Thal wird einmal des Jahres durch einen grossen Jahrmarkt belebt, der am St. Peter- und Paulstag in der Kirschenzeit abgehalten und, unter dem Namen „Kirschenpeter" weit umher im Lande bekannt, von einer unermesslichen Menge Menschen besucht wird. Zwischen Obereisisheim in der Au und einem nahen Walde streckt sich das berühmte Feld der Schlacht bei Wimpfen hin, wo der Markgraf Georg Friedrich von Baden mit zweitausend Reitern und zehntausend Mann Fussvolks gelagert war (5ten Mai 1622). Dagegen hatte Tilly und der Spanier Don Corduba den Wald und eine Anhöhe heimlich besetzt. Am folgenden Morgen wurde der Markgraf angegriffen und Nachmittags vom Walde aus durch Tilly's Reiterei überrascht. Alle Tapferkeit war vergebens. Der Markgraf sah nach langem Kampf sein Lager umgangen, fünf seiner Pulverwagen fuhren in die Luft und verursachten wilde Unordnung und Flucht. Das weisse Regiment, die unsterblichen vierhundert Pforzheimer opferten sich hier, geführt von ihrem Bürgermeister Deimling, um den geliebten Fürsten zu retten. Abends acht Uhr war die Schlacht zu Ende. Mehr als fünftausend Leichen, davon über die Hälfte feindliche, bedeckten den Kampfplatz. Nachdem der Blick des Beschauers auf dem Grün dieser einst so blutigen Stätte sinnend verweilt, schweift er über vier blühende Salinen, in welche Württemberg, Hessen und Baden sich getheilt haben. Neben Jaxtfeld breitet sich ein neues Soolenbad einladend aus. Stromaufwärts, Neckarsulm und Heilbronn zu, öffnet sich der Blick ziemlich in gerader Richtung; abwärts schliesst sich die Aussicht mit der stattlichen, wohlerhaltenen Neckarburg Ehrenberg bei dem freundlichen Dörfchen Heinsheim, den epheubewachsenen Mauerzinnen der zerfallenden Ruine Horneck und dem gar allzumodernen Gundelsheimer Schloss, endlich der Heimath Götzens von Berlichingen, dem gethürmten Hornberg. —

Wimpfen am Berg besitzt auch ein neueingerichtetes von Ludwigshall her geführtes Soolenbad, dessen köstliche Lage viele Be-

sucher herbeilocken wird. Es ist ein schönes zweistockiges Gebäude mit zwei Seitenflügeln, die Fronte beinahe ganz gegen Morgen gekehrt. Von dem Gebäude an bis zum Neckar herab werden den Berg schöne Anlagen zieren. Auf der Stadtseite finden Kranke einen zweiten Badegarten, und die von Linden und Kastanien umgebene alte gothische Kirche, die wir oben beschrieben haben. Aus jedem Wohnzimmer und aus dem Gesellschaftssaal lacht den Gästen ungefähr dieselbe glänzende Aussicht entgegen, die wir eben beschrieben haben. Unten der Neckarfluss mit Schiffen bedeckt, rechts zunächst aufwärts Jaxtfeld, Kochendorf, die rauchende Saline von Friedrichshall, das schöne Gut Lautenbach und das Gebäude bis hinauf zu den Thürmen des Bergschlosses Waldenburg im Hohenlohe'schen, gerade vor sich Offenau; flussabwärts Heinsheim und den Ehrenberg, auf dem andern Neckarufer Gundelsheim und Horneck.

Auf unserm Blatte zeigt sich die Bergstadt jenseits des Neckars, mit dem Römerthurm, dem blauen Thurm und der Kirche. Am Fusse des Berges liegt Wimpfen im Thal; diesseits des Flusses das Dorf Jaxtfeld, der Hintergrund öffnet sich gegen den Ehrenberg und Gundelsheim.

Gundelsheim, Horneck und Guttenberg.

Nur ungern lassen wir die mehrerwähnte, alte Ritterveste Ehrenberg vorüber, die sich am linken Neckarufer, über dem Dörfchen Heinsheim vielleicht auf römischer Grundlage erhebt, und deren Ruinen einem Geschlecht angehören, das, nun längst erloschen, schon im zwölften Jahrhunderte vorkommt. Einer ihrer Bewohner verfolgte in den blutigen Tagen des dreissigjährigen Krieges mit demselben Henkerbeile Hexen und Lutheraner.

Aber uns rufen drei Punkte, die des Schönen und Interessanten noch mehr enthalten, und welche der Künstler, höchst glücklich in der Wahl seiner Standpunkte, auf Einem Bilde zu vereinigen verstanden hat.

Gundelsheim,

seines einst alterthümlichen Gewandes schon vor dreihundert Jahren durch den Bauernkrieg gewaltsam entkleidet, doch noch mit

wohlerhaltenen Ringmauern, und vielen alten Thürmen versehen, ist ein im Besitze des Deutschordens blühend gewordenes Städtchen, von welchem unser Bild rechter Hand die letzten Häuser hinter dem Hügel hervorragen lässt. Schon im zweiundzwanzigsten Regierungsjahre Karls des Grossen schenkte ein Siegfried mit seiner Gattin Wonehild dem Kloster Lorsch die Villa Gundolfesheim, und später kömmt es unter dem Namen Gundolnesheim vor. Schon frühe scheint eine angesehene Familie hier sässig gewesen zu sein; später ward die Stadt Eigenthum des Deutschordens und demselben dieser Besitz von Kaiser Wenzel im Jahre 1398 bestätigt; er verblieb ihm auch bis zur Aufhebung des Ordens, da es denn mit der übrigen Umgegend an das Grossherzogthum Baden kam. In seiner possirlich angestrichenen Kirche liegt, neben einigen Ordensrittern, der Bürger Balthasar Fuchs begraben, der sich einst im Bauernkriege ausgezeichnet hatte. Der Weinbau ist hier durch die Lage der Berge sehr begünstigt, und das Neckarufer hat ein überaus lachendes Ansehen. Unsere Blicke wenden sich indessen bald herauf zu der durch Alter dem Städtchen verschwisterten, epheuumrankten Ruine

Horneck,

deren gezackte, von Schutt unterbrochene Thürme und Mauerzinnen, von unten herauf gesehen, wie halbausgebrochene Zähne aus dem Gebiss einer wilden und räuberischen Zeit aus dem gähnenden Schlunde der Vergangenheit in die Lüfte ragen. Die vorliegende Abbildung führt uns aber, um den Hinausblick auf die gegenüberliegende Burg Guttenberg gewähren zu können, in das Innere der Trümmer selbst und zeigt uns von diesen zur rechten des Beschauers nur den stattlichsten und besterhaltenen Thurm der Ruine mit der Kehrseite, sich rechts und links fortsetzenden Mauerwerkes, und zur linken, glücklich versteckt, das moderne Schlossgebäude, das jetzt den einzigen Wohnsitz von Horneck bildet und das von der Fronte gesehen, in seiner fensterreichen Regelmässigkeit, blendend angestrichen, einen unangenehmen Contrast mit den zerfressenen Resten des Alterthums bildet.

Der Erbauer der alten Burg Horneck war, wahrscheinlich ums Jahr 1250 Conrad von Horneck, der mit seinem Sohne in der Burgkapelle begraben liegt. Die Familie, die schon vorher blühte, war

eine Wohlthäterin des Collegialstiftes Wimpfen, und Werner, ein Bruder Conrads erscheint als Probst zu Wimpfen und zu Speier. Wimpfen pries seine Frömmigkeit und Freigebigkeit. Aber schon um 1274 ging die Burg Horneck mit dem zu ihren Füssen gelagerten Städtchen Gundelsheim in die Hände des Deutschordens über, und auf der Burgkapelle zu Horneck stellte vor Zeiten ein Oelgemälde den Eintritt Werners von Horneck (vielleicht des obengenannten) in den Orden und seine Uebergabe der Burg an, diesen dar. Die mündliche Volkssage erzählt, er habe diess gethan, als er sich, nach der frommen Sitte der Zeit, mit seinen Söhnen zu einem Kreuzzuge angeschickt. Die Tochter musste über diesem heiligen Werke als Nonne nach Billigheim wandern, und ein gebrechlicher Sohn im Elend zurück bleiben. Das Gemälde ist mit der Besitznahme des Schlosses durch die Krone Württemberg spurlos verschwunden, und mit ihm die Wappen des Gemäldes, die den einzigen Aufschluss über die Horneck'schen Familien, deren man dieses Namens fünf zählt, hätten geben können.

Horneck wurde nun von Zeit zu Zeit der Wohnsitz mehrerer Deutschmeister, deren Gebeine unter noch vorhandenen Grabsteinen in der Burgkapelle ruhen. Darunter war der ausgezeichnetste Jost von Venningen, ein gewandter Unterhändler und Friedenstifter, dessen sich der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche in allerlei Händeln bediente. Unter ihm wurde die Burg Horneck einer der Hauptsitze des Deutschordens in Deutschland. Sein und seiner Nachfolger Grabsteine sind sehr schön gearbeitet; sie stehen aufrecht an die Wand gelehnt und geben der Kapelle ein ernstes Aussehen.

Die Burg stand in Blüthe bis zum Bauernkrieg. Da zog die aufrührerische Schaar auch gegen die Besitzungen des Deutschordens zu Felde; in Neckarsulm hatte sie frischen Mundvorrath gefasst und rückte vor Gundelsheim, um den Deutschmeister zu belagern; dieser aber, ohne die Ankunft der Aufrührer in seinem Gebiete zu ahnen, war zufällig mit seinen besten Kleinoden und einem Theile seiner Angehörigen zu Heidelberg; seine Abwesenheit entflammte die Rachgier der Bauern noch mehr; Stadt und Burg war augenblicks in ihren Händen, und nun schwelgten sie an den vorgefundenen Wein- und Kornvorräthen und verwan-

delten die Burg zu grossem Theile in einen Schutthaufen. Erst lange nach ihrem späterfolgten Abzuge wurde diese wieder in wohnlichen Stand gesetzt, aber es blickt uns jetzt aus ihrer verfallenen, steinernen Umzäumung das oben beschriebene moderne Schloss entgegen, das mehr Raum hat, als mancher königliche Pallast und die Wappen aller deutschen Ordensmeister und Ritter enthalten haben soll. Das Schloss gehört jetzt einem Kaufmann, Herrn Sandel von Gall, und diesen Sommer (1836) wohnt Herr Wellesley, ein Neffe Wellingtons, Gesandtschaftssekretär am Stuttgarter Hofe als Miethgast in demselben.

Hinter Horneck erhebt sich ein Kranz von Wäldern. Durch ein enges tiefes Seitenthälchen führt der Weg zur nahen Wallfahrtskirche des heiligen Michaels, die auf der Abdachung eines mit Reben bekränzten Berges steht. Hier wo jetzt der Dämonenbezwinger unter Traubenranken seinen kleinen Tempel hat, wurde vor sechzehn Jahrhunderten in dichtem Buchenwalde dem Besten und Grössten Jupiter und der Königin Juno, derselben, die auf dem aventinischen Berge zu Rom einen herrlichen Tempel hatte und als Länderbeherrscherin angebetet wurde, von römischen Kriegern geopfert. Beim Eingang in die Kapelle steht in einer Mauernische ein römischer Altar. Eine schüsselartige Vertiefung, in der eine Oeffnung angebracht ist, scheint die Bestimmung gehabt zu haben, das Opferblut aufzufangen und wieder abfliessen zu lassen. Auf der rechten Seite sind ein Hahn und ein Opfermesser, auf der linken ein Krug, eine Pfanne und ein zweischneidiges Schwert eingehauen. Eine achtzeilige lateinische Inschrift sagt uns, dass es ein Votivaltar ist, den besagten Göttern Cajus Fabius Germanus, Beneficiar oder Gefreiter des Consuls *), für sich und die Seinigen errichtet hat. An die Stelle der heidnischen Opferstätte trat frühzeitig das christliche Gotteshaus. Eine liebliche Sage knüpft sich an seine Gründung. Als die Ufer des Neckars noch Wildniss waren, lebte in der Gegend ein heidnischer Jüngling und seine Braut, welche Christin war. Diese, nach vergeblichen Versuchen ihren Verlobten zu bekehren, flüchtete in die Einöde, lebte unter den wilden Thieren, die von ihrem

*) *B. Cos.* was nicht, wie irrthümlich-komisch erklärt wurde, *bis Consul* heisst.

Jammer gerührt schienen und ihrer schonten, grub das Schicksal ihrer letzten Tage Bäumen und Steinen ein, und war nach einigen Jahren dahingewelkt. Eines Tages verfolgt der Heidenjüngling auf der Jagd ein Wild, das er nicht erreichen kann, bis an die Stelle, wo er einen Rasenhügel, und in Baum und Stein gegraben die rührende Kunde von dem letzten Geschicke seiner Geliebten trifft. Da warf er seine Götzen von sich, zog nach Worms zum Bischof und liess sich taufen. Dann erbaute er aus Steinen und Holz eine Einsiedlerhütte auf diesem Berge, diente Gott und labte verirrte Wanderer. Zahlreiche Wallfahrten machten sich auf nach dem heiligen Manne. Endlich, als er alt und schwach geworden, pochte es in einer stürmischen Regennacht an seiner Zelle. Ein hoher Pilger trat herein. Der Greis zündete schnell ein Feuer an, die Kleider des Durchnässten zu trocknen, setzte ihm Speise vor und warf sich selbst auf die Kniee, sein Abendgebet zu verrichten. Da verklärte sich vor seinen Augen der Pilger zum milden Todesengel, der ihm Gottes Friedensgruss brachte und die Stirne des Betenden küsste, dass die Worte auf den Lippen erstarben, und er zum sanften Schlummer niedersank. An der Stelle, wo sein Siedelhaus gestanden, erhub sich seiner Bekehrung zu Ehren die Kapelle Sanct Michaels des Satansüberwinders. —

Guttenberg.

Zu unserm Bilde zurückgekehrt werfen wir nun zwischen dem alten und neuen Gebäude der Burg Horneck einen Blick über den Neckar, auf das Dorf Neckarmühlbach und die zwischen zwei Waldbergen auf einem niedrigen Hügel mit gedecktem hohen Thurm und bewohnbarem Schlosse hoch in die Lüfte steigende Burg Guttenberg. In dem freundlichen Dorfe Neckarmühlbach selbst verdient die hohe, heitere Kirche einer Erwähnung, deren luftige, offene Räume den Eindruck der freien Natur machen. Auf einer Steinplatte findet man hier eine knieende Familie ausgehauen. Es ist einer der Dynasten von Weinsberg mit seinem Hause, der erste Erbauer der Kirche. Ein Conrad von Weinsberg, nachmals berühmter Erzbischof zu Mainz, baute zunächst am Fusse seiner Burg 1393 die Euchariuskapelle, deren Aeusseres unscheinbar ist, in deren Innerem aber der Kunstfreund

zwei sehr alte, schön verzierte Altäre trifft, über deren einem ein Spitzbogen, dem andern ein arabischer Bogen sich wölbt. An einem derselben ist das Schnitzwerk von Werth. Das wichtigste aber sind die altdeutschen Gemälde, die sich auf den vier Flügelthüren der beiden Altäre, aussen und innen, befinden, die jedoch leider ihrer Zerstörung entgegengehen. Auf einem gemalten Tabernakel liest man die Jahreszahl 1492. Die kleine Kapelle ist von einem Friedhof umgeben.

Der Weg zu der Anhöhe, auf welcher die Burg Guttenberg ihre Schwestern Horneck und das Stammschloss Götzens von Berlichingen den weiter unterhalb am Neckar liegenden hochgethürmten Hornberg begrüsst, ist etwas steil, aber der Berg selbst nicht so wild und felsicht, sondern überall mit Fruchtbäumen bepflanzt und mit Rasen bedeckt. Jn weitem Umkreise zieht sich der Weg auf bequemen Stufen bis ans Burgthor. Dann erst gelangt man zwischen einer Masse von Ruinen durch fünf sehr starke Thore in den innern Burgraum, der das neuere Gebäude enthält, das weit in die Gegend hinausschaut. Die Burg ist sehr fest, mit vielen zum Theil wohlerhaltenen gegen die Waldseite von Epheu zum Theil ganz verdeckten kleinern Thürmchen versehen, aus deren Mitte himmelan der hohe Thurm sich erhebt, der die Burg auch auf unserer Abbildung auszeichnet. Das neuere Gebäude ist nach dem Walde zu ebenfalls mit Epheu so überwachsen, dass kaum noch die verschlossenen Fensterläden Raum haben. Aus diesem Bau hat man den freien Ausblick auf Horneck, Hornberg und das Beinhaus der kleinen Michaelskapelle, mit dem reizendsten Niederblick in's Neckarthal.

Namensursprung und Alter dieses Schlosses liegen im Dunkeln. Einer Familie des Namens Guttenberg verdankt es schwerlich seine Entstehung. Der Anblick der Burg lehrt, dass ihr Alter über die schriftlichen Nachrichten, die wir von ihr besitzen, hinaufreicht. Sie war ehemals Reichsgut, wurde 1330 von Kaiser Ludwig an seinen Bruderssohn, den Pfalzgrafen Rudolph verpfändet; erscheint dann auf einmal im Besitze der Herren von Weinsberg als Lehen von Worms (1393) und mehrere Dörfer bilden nun ihr Zubehör. Einen Antheil an der Burg — wie weiss man nicht — besass um diese Zeit auch das berüchtigte Mitglied der Schleglergesellschaft, Wolf von Wunnenstein, der gefürchtete

Feind Graf Eberhard des Greiners von Württemberg, derselbe, von welchem Uhland im „Ueberfall im Wildbad“ singt:

Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das unt're Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleisst,
Dass mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beisst.

Und Eberhard erwiedert:

Das ist der Wunnensteiner, der gleissend Wolf genannt,
Gib mir den Mantel, Knabe! — Der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind' mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut!“ *)

Nach dem Jahr 1427 empfing Conrad von Weinsberg von Bischof Friedrich von Worms das Schloss „Gudenburg“ (Guttenberg) nebst mehren Dörfern zu Lehen. Aber der Aufwand dieses stolzen Reichserbkämmerers verschlang sein Gut, seine Wittwe verkaufte das ganze Besitzthum um 6000 rheinische Gulden an den reichen Hans von Gemmingen, der eine Landgräfin von Steinach zur Frau hatte, und von nun an trug diese Familie die Burg von Worms zu Lehen. Der reiche Hans war von so starkem Gliederbau, dass er einst an Einem Tage von Amberg in der Oberpfalz bis nach Neuenfall am Kocher ritt und Abends noch einem Jagen und Wettlaufen beiwohnte.

Bei dem Hofgerichte, das Friedrich der Siegreiche zu Heidelberg im J. 1462 abhielt, erschien Hans von „Gudenberg“ als ein Doctor beider Rechte, ein Mann, der — wie sein Namensverwandter Reinhard von Gemmingen in seiner Chronik sagt — zu allen Sätteln gerecht war, reuten und reden konnt, Freunden bei Verträgen diente; gab einen Schützen ab und einen Streiter, und lag trotz seines grossen Reichthums doch nicht auf der Bärenhaut bis in sein achtzigstes Jahr.

Bei der Gütertheilung von 1518 unter Pleickards von Gemmingen Kinder fiel die Burg an Dietrich von Gemmingen, den edeln Geistesverwandten der Sickingen und Berlichingen. Er ward unsterblich durch seine Anhänglichkeit an die Sache der Reformation. Zu einer Zeit, als das offene Bekenntniss der neuen Lehre, besonders in der Nähe Mainzischer und Deutschordenscher

*) Uhlands Gedichte; X. 432.

Besitzungen, nur Gefahr bringen konnte, hub er dem Freunde Luthers, Erhard Schnepf, welcher Prediger zu Weinsberg war, einen Sohn aus der Taufe, und als derselbe aus jener Stadt vertrieben ward, fand er bei Dietrich von Gemmingen, der sich von ihm in der Mühlbacher Kapelle das reine Evangelium predigen liess, ein glückliches Asyl. So ward er der erste Edelmann im Kanton Kreichgau, der öffentlich der Sache Luthers beitrat. Er starb auf seiner Burg im Jahr 1526, wo er auch begraben liegt, und Schnepf, der indessen nach Wimpfen berufen wurde, hielt ihm eine rührende Leichenrede.

Dietrichs Bruder, Wolf von Gemmingen, war als Bekenner nicht weniger muthig. Als Karl V. im Schmalkaldischen Krieg ihn mit mehreren Edelleuten nach Heilbronn berief und sie persönlich aufforderte, der neuen Lehre zu entsagen, trat Wolf hervor und antwortete: „Es würd' mir leid thun, meinen Kaiser, der nächst Gott, mein oberstes Haupt ist, zu betrüben; doch wollt' ich solchs noch eher thun, denn Gott erzürnen.“ Von diesem Wolf sagte das Sprüchwort, „sein Hals sei krumm, aber sein Gemüth schlicht und eben.“ Dietrichs Sohn, Philipp, wohnte nach seinem Vater auf Guttenberg. Er war ein guter Mathematiker, reich an Instrumenten und Büchern, die nach seinem Tode an die Landschaden von Steinach, und von da vielleicht in die Heidelberger Bibliothek übergegangen sind. Nachdem er lange Zeit der Pfalz gedient, zog er sich zu der Wissenschaft und ritterlichen Spielen auf seine Burg zurück, hielt eine seinem Reichthum angemessene Dienerschaft, und einst auf der Burg ein festliches Turnier. Nach seines kinderlosen Sohnes Tod ging die Burg auf väterliche Verwandte über, die meist in der Mühlbacher Kapelle begraben liegen. Bis auf den heutigen Tag ist diese edle Familie im Besitze der Burg, deren protestantische Geschichte gegen die strengkatholischen Annalen des gegenüber in Trümmern liegenden alten Hornecks einen Gegensatz bildet, dem die Gestalt beider Schlösser entspricht.

Auf dem Wege Neckarabwärts begegnet der Wanderer noch mancher Seltenheit und Schönheit, die hier zwar unabgebildet bleibt, aber doch nicht unerwähnt bleiben darf. Das freundliche Dorf Hasmersheim, vom nahen Neckar oft durch ge-

fährliche Ueberschwemmungen heimgesucht und doch schon seit Karl dem Grossen bestehend, sendet seine Schiffer rheinabwärts bis nach Holland. Der nahe „Hünenberg“ ist dem Alterthumsforscher wie dem Mineralogen merkwürdig; sein Gyps wird weit und breit verführt.

Der thurmreiche Hornberg ist durch Götz von Berlichingen, der ihn schon 1516 erkaufte, berühmt geworden. Hier verbrachte der Mann mit der eisernen Rechten den heitern Abend stürmischer Tage, schrieb seine Lebensgeschichte und starb, wie wir schon erzählt, im höchsten Lebensalter. Nach mancherlei Besitzern kam die Burg an das Geschlecht der Gemmingen. Sie ist aus Muschelkalk gebaut, die Thorbogen, die geschmackvollen Thür- und Fenstereinfassungen aber sind aus Keupersandstein gearbeitet.

Das anmuthig gelegene Dörfchen Hochhausen bewahrt ein alterthümliches Denkmal, die Kapelle der heiligen Notburga, mit Bildern aus dem Leben der Heiligen, die zum Theil von hohem Werthe sind. In geringer Entfernung ist die Grotte dieser Jungfrau, die von einem schwermüthigen Echo beseelt wird. Notburga war, der Sage zufolge, die Tochter des Frankenkönigs Dagobert, der, auf dem Hornberg gelagert, das Reich gegen die Wenden beschirmte. Von einem abtrünnigen Franken, Samo, dem Führer der feindlichen Wenden zur Gemahlin begehrt, und an den Haaren herbeigeschleppt, verweigerte sie dem Heiden ihre Hand, und, unter dem Gebet mit dem Schwerte von ihm bedroht, entfloh sie auf's jenseitige Neckarufer, wohin ihr eine von ihr längst gezähmte Hirschkuh nachfolgte. Von diesem treuen Thiere wurde sie aus der Schlossküche ihres Vaters gespeist, bis der Küchenmeister die Hindin entdeckte und, ihr folgend, auch dem König Dagobert den Weg zu seiner Tochter Zufluchtsstätte zeigte. Dieser ergriff die Widerstrebende, sie mit sich heimzuziehen, aber ihr Arm löste sich vom Leibe und blieb in seiner Hand. Entsetzt entwich Dagobert. Die Jungfrau heilte das Kraut, das ihr eine Schlange herbeibrachte. Den König trieben die Qualen des Gewissens aus der Gegend. Das Volk entdeckte die Heilige und ward schaarenweise von ihr bekehrt. Sie lehrte es auch die Künste des Frankenlandes, den Boden bauen und mit Reben bepflanzen. Einst als die Aernte reif war, sprach sie, auch meine Aerntezeit ist ge-

kommen, und bald darauf starb sie. Ihrem letzten Willen gemäss ward ihr Leichnam auf einem stierbespannten Wagen in's Feld geführt, und wo dieser stille stand, beerdigt. Darüber erhebt sich das Kirchlein zu Hochhausen, und in der Grotte steht ihr steinernes Bild, ein alt einfältig Werk aus grauer Zeit.

Nach dem hübschen Städtchen Neckarelz und mehren Dörfern erscheinen die Ruinen Dauchstein und Minneberg, die letzte durch eine rührende Sage verherrlicht. Minna, die einzige Tochter des Grafen von Hornberg, dem Ritter Edelmut heimlich verlobt, floh, einem verhassten Ehebund auszuweichen, mit einer Dienerin in schweigender Nacht auf einem Nachen über den Neckar und lebte sieben Jahre lang verborgen in einer Felsenspalte, von der Dienerin genährt und, als langer Kummer sie in der Blüthe ihrer Jahre hinwegraffte, auch begraben. Um diese Zeit kehrte Edelmut aus dem heiligen Lande, wo er unter Bouillon gefochten, zurück und suchte die verlorne Geliebte vergebens. Der Zufall führte ihn in diesen Forst und das Bellen der Hunde in die Kluft, wo er von der überlebenden Dienerin Minna's Geschick erfuhr. Er erbaute auf dem majestätischen Berge die Trümmer, die der Wanderer noch bewundert.

Das Schwalbennest bei Neckarsteinach.

Der geschlängelte Neckarfluss nähert sich mit seinem rechten Ufer dem Odenwald auffallend bei Neckargerach und erhält jetzt auch auf der linken Seite hohe Gebirge zur Begrenzung. Damit fangen die romantischen Partien des herrlichen Thales an, und in diesen gewundenen Bergschluchten, durch welche der Fluss oft einen vom Auge kaum erwarteten Ausgang findet, scheinen sich die zahlreichen Burgtrümmer, die nur bald aus der Tiefe emporlauschen, bald aus der Höhe herabschauen, erst recht zu Hause zu fühlen. Den Reisenden, die auf einem Nachen diese Gegenden gewöhnlich zu Wasser durchschneiden, bietet sich hier ein Wechsel von Ansichten dar, wie sie ihn nur am Rhein wieder finden. Dem freundlichen Neckargerach gegenüber, hinter dem Dorfe Guttenbach, blickt an dem schroffen Hange eines dicht mit Buchenwald überwachsenen Bergesgipfels noch immer das röthli-

che Gemäuer der Minneburg hervor. Eine Stunde später zeigt sich auf der rechten Seite auf einem mächtig emporragenden Felsen, der den unten stehenden zerstreuten Hütten des armseligen gleichbenamten Dörfchens, jeden Augenblick den Untergang zu drohen scheint, die Burg Zwingenberg, ein vollständiges Merian'sches Bild eines wohlerhaltenen Edelsitzes aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo über zwei sechzig Fuss hohen, starken Mauern noch fünf wohlgedeckte Thürme hervorragen und ein geräumiges Innere von Burgwohnungen einschliessen. Hier führte das Geschlecht der Twingenberger im vierzehnten Jahrhundert ein verwegenes Leben. Ihre Veste wurde darum von Kaiser- und Reichswegen gebrochen. Die Burg, 1384 wieder aufgebaut, jetzt ein badisches Jagdschloss, ist in gutem Stande. Von jetzt an nimmt die Neckarfahrt einen düstern Charakter an; mächtig emporsteigende Berge, mit den dichtesten Wäldern bekleidet, engen den Fluss so gewaltig zusammen, dass es kaum möglich erscheint, durchzudringen. Auf dem linken Ufer ragen mit ihren rothen Mauern die Trümmer der Burg Stolzeneck hervor; nach einer starken Krümmung begrüsst uns das zur Linken gelegene Dörfchen Neckarwimmersbach, endlich erscheint am äussersten Ende eines von Bergen eingefassten Halbzirkels das Städtchen Ebersbach in schöner baumreicher Gegend, dessen Seitenthäler tiefe Blicke in den Odenwald thun lassen, und oberhalb dessen dorther der forellenreiche Gamelsbach in den Neckar fällt. Von hier aus dürften die Römer in den Odenwald eingedrungen sein. Bald schliesst sich das Thal wieder und nimmt einen schauerlichen Charakter an; die Waldberge, die hier einem Hochgebirge anzugehören scheinen, werden ganz unbewohnt, bis nach einer Fahrt von zwei Stunden die Aussicht wieder freier wird, die Ersheimer Kapelle mit schön behauenem Thurm und Begräbnissen der Herren von Hirschhorn, und das schöngelegene Städtchen Hirschhorn mit seiner stattlichen Burg zum Vorschein kommt, deren Dynasten schon 1232 erscheinen und im fünfzehnten Jahrhundert erlöschen.

Da wo jetzt das Gebirge zurückweicht, kommen aus einem Thale des Odenwaldes die Lax und der fischreiche Finkenbach, die vereinigt sich in den Neckar ausgiessen. Die Gegend wird hier flacher und charakterloser, bis man die jetzt allmählig ein-

gehende Veste Dilsberg, bis in die jüngsten Zeiten ein Staatsgefängniss, zur Linken hat, deren Bergkegel nicht allzusteil vom Ufer in die Höhe steigt. Wo das Neckarthal nördlich einbiegt und abermals einen offenen Halbkreis bildet, spiegelt sich am äussersten Ende das Städtchen Neckarsteinach am Fusse mächtiger grauer Felsen im Strome, und auf bedeutenden Höhen liegen vier mächtige Schwesterburgen, die Sitze der Landschaden von Steinach, in nicht grosser Entfernung von einander. Wir haben die äusserste und älteste, im Munde des Volkes das Schwalbennest, mit ihrem Taufnamen Schadeck genannt, für unsere Bilderreigen ausgewählt.

Von unten auf war das alte Raubnest unzugänglich, denn es liegt am höchsten von allen vieren, über dem schwindelnd steilen Absturze eines Steinbruches, wie verwachsen mit seinen Sandsteinen. Wer von ihren Zinnen herabschaut, fürchtet senkrecht in den Fluss zu stürzen, wer zu ihnen emporblickt, glaubt die ganze Steinmasse auf sich herabstürzen zu sehen. Das Ganze scheint fast mehr gewachsen als gebaut zu sein, auch der Lage und dem unbedeutenden Raume nach zu urtheilen, eher nur zur Warte gedient zu haben. Um auf der schroffen Abdachung des Berges nur Raum zu gewinnen, musste in den Felsen eingehauen werden; so in schiefwinklichtem Parallelogramm an die Ritzen des Berges geschmiegt, kehrt die Burg dessen stumpfe Winkel gegen den Neckar hinaus und zeigt hier doppelte Mauern; von Süden und Norden hat sie zwei Eingänge, deren erster das Hauptthor bildet. Auf den beiden hinteren, dickeren Mauern ragen zwei runde Thürme, Mastkörben gleich, in die Luft; der innere Hofraum ist kaum dreissig Fuss tief; von Burgverliess, Brunnen, Kapellen, Jahreszahlen keine Spur. Nur Salamander, Ottern, Raubvögel und ein seltsamer Alter, der den Weg nach Weinsberg noch nicht gefunden hat, hausen in der engen Oede, hinter welcher der Berg sogleich wieder in steiler Felsenwand emporsteigt.

Der alte Kauz, der hier Geister sieht, ist in der Christnacht geboren und rühmt sich der Abstammung aus einer alten sächsischen Königsfamilie. Ihm ist eines Abends in der Burg die junge Pfalzgräfin, die der alte Landschaden vor fünfhundert Jahren vom Schlosse zu Heidelberg geraubt hat, und weswegen seine Burg gebrochen worden ist, mit ihren zwei Schwestern, alle drei mit

Atlaskleidern prächtig angethan, erschienen. Er zeigt bei Beschreibung derselben eine köstliche Phantasie und viel Kenntniss der alterthümlichen Kostüme. Auf einer Mauerspitze der Burg sah er die Geister sitzen, aber da er auf sie zugehen wollte, sind sie ohne Spur verschwunden; nur ein goldener Ring, im Grase schimmernd, blieb von der Erscheinung übrig. Der arme Mann hob ihn auf und verkaufte ihn später. Er darf hier sein Gärtchen bauen und hat dafür die Obliegenheit, das alte Nest sauber zu halten. Dieser närrische Burgvogt hat eine so interessante Figur, einen Kopf so voll von Geistergeschichten, dass unser Künstler sich die Mühe nahm, ihn zu zeichnen und ihn auch auf unserm kleinen Bilde nicht fehlen liess.

Die Bauart der Burg gehört einem früheren Alter an, als die Urkunden des Geschlechtes. Die ganze Umgegend war ein Geschenk fränkischer Könige an das Bisthum Worms; von ihm trugen die Ritter von Steinach, die in der Mitte des zwölften Jahrhunderts aus Sachsen hierher gezogen, Besitzungen zu Lehen, die bald ihr freies Eigenthum wurden. Schadeck scheint ihr ältester und erster Besitz, und der erste Besitzer der Burg Schadeck scheint Bligger von Steinach gewesen zu sein, der, nach einer Urkunde des Bischofs Burkhard von Worms vom J. 1142, die Stelle, auf welcher das Kloster Schönau im Odenwald erbaut worden, von Graf Boppo von Lauffen zu Afterlehen getragen. Sehr schnell breitete sich dieses Geschlecht aus und gehörte zu einer der kräftigsten und angesehensten Ritterfamilien der deutschen Vorwelt. Conrad von Steinach bestieg im J. 1150 den bischöflichen Stuhl von Worms, ein Mann, der bei Kaiser Conrad und seinem Nachfolger Friedrich stets in hohen Ehren stand. Noch in spätern Jahren nahm er eine Sendung seines Kaisers an den griechischen Hof an, starb aber auf diesem Zuge im Angesicht von Tyrus, wo er auch begraben ward. Bald theilte sich die Familie in eine dritte Linie, die den Namen der Harfenberge annahm. Sollte der Minnesänger Bligger von Steinach (Maness. I, 177.) der Gründer derselben sein, und von ihm die Harfe in dem Wappen herrühren, die nachher, sowie den Namen Bligger auch die Landschaden von Steinach usurpirten, deren erste Stammglieder Bligger und Hartwig (zwischen 1286 und 1300) sind, während die alten Steinache ebenfalls um diese Zeit ausstarben?

Jener Minnesänger Bligger von Steinach spricht von einer schönen Frau am Rheine; eine Erinnerung an Saladin macht glaublich, dass er den Orient gesehen und Kreuzfahrer gewesen.

Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erscheinen einem unruhigen Familiengliede zu Ehren mit dem Scheltnamen gezeichnet, die „Landschaden von Neckarsteinach," die ein gekröntes Greifenhaupt auf einer Harfe im Wappen führten. Unter Conrad von Landschaden erwarb die Familie reiche Besitzungen, aber Schadeck verkaufte sie (1335) um vierhundert Pfund Heller an die Stifter Mainz und Worms. Im J. 1350 zum offenen Hause geworden, ward sie 1428 verpfändet, und der Besitz der schon verödeten Burg wanderte als Lehen von Hand zu Hand.

Von diesem Schwalbenneste führt ein schmaler Fusspfad zu einer andern der vier Landschadensburgen, zu der auf dem Riegelsberge ebenfalls sehr malerisch gelegenen Hinterburg, mit freierer Aussicht nicht nur ins Neckarthal, sondern auch in das einsam wilde Thal von Thönau, dessen schmale Bergschlucht sich durch Felsen hinein windet, während das Flüsschen Steinach dem Neckar zueilt. Von innen eng, von aussen stark befestigt, war sie auf der Hinterseite von einem tiefen in Felsen gehauenen Graben geschützt, hatte von der Neckarseite her eine Zugbrücke, doppelte Ringmauern mit vorspringenden Eckthürmchen, in der Mitte einen starken, jetzt die Hauptruine bildenden Thurm. Auch hier finden sich keine Denkmäler. Schon im J. 1341 war sie baufällig und 1541 und 48 kam sie als Speyer'sches Erblehen ganz an die Landschaden von Steinach, von welchen sie der Bischof von Speyer um 1750 wieder an sich zog und bis 1803 behielt.

Nach wenigen Minuten gelangt man von der Hinterburg auf einem Waldpfade weiter herab zur Mittelburg, der geräumigsten von den vier Burgen, die eben jetzt durch ihren neuesten Besitzer ganz in wohnlichen Stand gesetzt wird. Auf dem reizenden Vorplatz der innern Burg geniesst man von einem von der Façade mit ihren schönen Bogengängen sich hinziehenden freien Raume aus die schönste Aussicht rechts und links auf die Schwesterburgen, hinab ins Dorf und auf den gewundenen Neckarstrom und hinüber auf dem steilen Dilsberg. Das Innere der Burg ist anständig ausgestattet und war im Jahre 1700 die Wohnung des Fürstbischofs von Speyer. Steinach'sche Familienurkunden

erwähnen der Burg schon frühe. Bei dem Erlöschen des ältesten Geschlechts fiel sie den Erbtöchtern zu und im sechzehnten Jahrhundert kam sie ganz an die „Landschaden.“ Nach dem Aussterben dieses Mannsstammes, welcher sie ganz zum Hauptsitze gemacht hatte und die andern Burgen darüber verfallen liess, wurde sie, als Lehen von Worms und Mainz, Sitz der Metterniche (nicht des jetzt blühenden Zweiges); nach ihrem Aussterben (1753) fiel sie wieder an Worms und Speier, in deren Rechte (1803) Hessen-Darmstadt eintrat.

Durch zwei Gärten nähern wir uns auf breitem Wege der Vorderburg, der ödesten von allen. Ueber dem Thore steht das Wappen des Erneuerers der Burg, die Harfe und die Jahreszahl 1568. Epheubewachsene Mauerreste umgeben das Ganze, und an den festen, viereckigen Thurm schliesst sich ein unregelmässiges Wohngebäude mit morschem Dache an. Der ältere Theil der Burg war schon im vierzehnten Jahrhundert baufällig; im fünfzehnten Jahrhundert wurde sie Erblehen der Landschaden. Jetzt schützt sie ein Privatmann vor dem gänzlichen Untergang.

Am Fusse des Berges, der die vier Burgen trägt, dehnt sich das freundliche Dorf Neckarsteinach mit vielen Fischerwohnungen und Schiffernachen den Neckar entlang. Die Kirche bewahrt viele Grabsteine der Landschaden. Der älteste und schönste trägt die einfache Umschrift 1369 *in. die. Sancti Michael'. o' (obiit) Ulricus Lantschad. Miles.* Es ist eine alte Rittergestalt mit vor sich gesenktem Schwerte. Zwei Engel halten ihm ein Kissen unter das Haupt, ein Bild der Ruhe; zu seinen Füssen schmiegt sich ein Hund, das Bild der Treue; zur Rechten hat er die Harfe, zur Linken einen gekrönten Heidenkopf. An diesen Ulrich knüpft sich die Volkssage von der Entstehung der Landschaden. Sein Vater, Bligger von Steinach, war wild, wie die Gegend die er bewohnte, sein Herz hart, wie der Felsstein, auf dem er nistete. Kaiser Rudolph von Habsburg hatte verordnet, „dass Niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden.“ Aber Bligger, von Mord und Raube lebend, war der Schrecken der ganzen Gegend, der Landschaden. Vom Kaiser vor Gericht gezogen, blieb er auf seiner unzugänglichen Burg, bis Acht und Aberacht über ihn ausgesprochen ward, und er keinen Weg mehr sicher betreten konnte. Die Ruhe war dem wilden Raubritter

unerträglich, und eines Morgens ward er entseelt im Burghofe liegend gefunden. Sein Sohn Ulrich Landschade von Steinach hatte den Unnamen des Vaters, aber nicht sein böses Gemüth geerbt. Des Vaters Sünden zu büssen und sich mit Kaiser und Reich zu versöhnen, nahm er das Kreuz und zog gegen die Saracenen. Er half Smyrna belagern und erobern, vernichtete einen dreimal stärkern Haufen Feinde, hieb endlich dem Sultan, in dessen Hoflager er sich verkleidet eingeschlichen hatte, den Kopf ab und brachte die Beute zu seinem jubelnden Heere. Jetzt bestätigte ihm der Kaiser feierlich seine Ritterwürde, verlieh ihm seinen bisherigen Schimpfnamen „Landschaden" als ritterlichen und ehrlichen Geschlechtsnamen und gestattete ihm, den Kopf des erlegten Feindes als Helmzierde im Wappen zu führen. —

In einer kleinen Stunde gelangt man von dem Dorfe Steinach nach dem Städtchen Neckargmünd, das von der üppigsten Vegetation umgeben, an der Einmündung des tiefen, köstlichen Thales liegt, welches uns auf der beschatteten Strasse, oder dem sonnigen Fluss zur herrlichen Mauerkrone dieser gesegneten Gegend führt, zur Stadt und Ruine Heidelberg.

Heidelberg.

HEIDELBERGA DELETA — das vernichtete Heidelberg — diese Umschrift erhielt, auf den Vorschlag Boileau's, die Kehrseite einer Münze, durch welche Ludwig XIV. im J. 1693 das Werk der Bosheit der Zeitgenossen als eine Heldenthat verkündigen wollte. Mit welchen Empfindungen des Abscheues und Nationalhasses musste der Anblick der rauchenden Trümmer vor bald anderthalb Jahrhunderten ein deutsches Herz erfüllen! Keine kriegerische Massregel hatte zu jenen Verwüstungen gezwungen; der Plünderung der Stadt, der Zerstörung des Schlosses, das keinen militärisch wichtigen Punkt mehr darbot, lag nichts als Rachsucht zum Grunde. Churfürst Friedrich III. von der Pfalz hatte vor der Schwelle und in den Sälen seiner Hofburg den König Heinrich III. von Frankreich als Herzog von Anjou einst seinen Unwillen über die Greuel der Bartholomäusnacht empfinden lassen und den fürstlichen Gast einem Gemälde gegenüber geführt, das die Er-

mordung des Admirals Coligny darstellte. Ein Jahrhundert vermochte nicht das Andenken an die erduldete Schmach auszulöschen, und Ludwig XIV. machte dem unversöhnlichen Grolle mit der Brandfackel Luft. Er ahnte wohl nicht, dass das Andenken an diese Unthat durch die Herrlichkeit der Ruine bald überstrahlt werden, und dass die Pracht jener Trümmer den Glanz seines eigenen Stammes überleben würde. Wer denkt jetzt noch beim Anschauen dieser nur halb versunkenen Herrlichkeiten an die Motive ihrer Verwüstung; wer, wenn er die Riesenglieder der Heidelberger Ruine aus dem lachendsten Gebirgsthale Deutschlands zum erstenmal aufsteigen sieht, könnte mit einem andern Ausdrucke, als dem der Bewunderung und des Entzückens ausrufen: *Heidelberga deleta!...*

Auch war es des Himmels Wille, dass die Ruine in unverkümmerter Schönheit als solche fortbestehen sollte. Nach der gedoppelten Verwüstung durch die Franzosen (1689 und 1693) rührte dreissig Jahre lang keine Menschenhand an sie. Endlich als Carl Philipp in Heidelberg sein Hoflager hatte (1718—1722), versuchte man es, die Baue wieder wohnlich zu machen; aber Carl Theodor besuchte das Schloss erst im 22sten Jahre seiner Regierung. Die ältesten Bewohner von Heidelberg erinnern sich noch, wie damals (1764) auf dem Schlosse banquetirt und das Riesenfass, das um 1750 wieder gefüllt worden war, angestochen wurde. Schon war die neue Einrichtung eines der Palläste angeordnet, da entzündete und zertrümmerte in der Nacht nach Anwesenheit des Churfürsten ein herabfahrender Blitzstrahl, was der Zerstörung durch den französischen Mordbrenner Melac entgangen war; und bis auf wenige Gebäude des Innern wurde Alles in Asche gelegt.

In solcher Gestalt erhebt sich die Ruine seit 72 Jahren aus der üppigen Vegetation, mit welcher Natur und Kunst sie umgeben hat. Statt uns in Schilderungen zu versuchen, lassen wir einen unsrer grössten Dichter den Eindruck wiedergeben, den diese in ihrer Art einzigen Trümmer in dem Beschauer hinterlassen. Bei dem ersten Anblicke so ausgedehnter Baulichkeiten kann man zweifeln, ob man wirklich Ruinen vor sich habe und nicht noch wohnliche Palläste:

Es scheint ein Schloss — doch ist es keines,
Du siehst vom hohen Bergesrücken
Es stolz im Sonnenstrahle blicken,
Mit Thürmen und mit Zinnen prangen,
Mit tiefem Graben rings umfangen,
Voll Heldenbilder aller Orte,
Zween Marmorlöwen an der Pforte:
Doch drinnen ist es öd' und stille,
Im Hofe hohes Gras die Fülle,
Im Graben quillt das Wasser nimmer,
Im Haus ist Treppe nicht noch Zimmer;
Ringsum die Epheuranken schleichen,
Zugvögel durch die Fenster streichen.
Dort sassen mit der goldnen Krone
Voreinst die Herrscher auf dem Throne,
Von dortaus zogen einst die Helden,
Von denen die Geschichten melden.
Die Herrscher ruh'n in Gräberhallen,
Die Helden sind im Kampf gefallen;
Verhallet war der Burg Getümmel,
Da fuhr ein Feuerstrahl vom Himmel:
Der reiche Schatz verging in Flammer,
Gemach und Treppe fiel zusammen.
Inwendig ward das Schloss verheeret,
Doch aussen blieb es unversehret.
Sobald erlosch der Edeln Orden,
Ist auch ihr Haus verödet worden.
Doch wie noch die Geschichten melden
Der Herrscher Namen und der Helden:
So sieht man auch die Thürm' und Mauern
Mit ihren Heldenbildern dauern.
Auch wird noch ferner manch' Jahrhundert
Das hohe Denkmal schau'n verwundert
Und jenes Schloss auf Bergesrücken
Verklärt im Sonnenstrahl erblicken. *)

Stadt und Schloss Heidelberg liegen in dem engen Thale, in welches hier, wenige Stunden vor seiner Mündung, der Neckarstrom, einem ungeheuren Waldbache ähnlich, durch die hohen Granit- und Sandsteinwände, links des grossen, rechts des klei-

*) Uhland, die drei Schlösser. Gedichte Xte Aufl. S. 357. Der Leser wird bemerken, dass nur die Hauptzüge dieser Schilderung vom Heidelberger Schloss entlehnt sind.

nen Odenwaldes, hineingezwängt wird; die Stadt so tief, dass sie des Schauspiels der aufgehenden Sonne entbehren muss; das Schloss am Fusse des Königsstuhles, des erhabensten Berges nächster Umgegend, auf Granitfels, 613 Fuss über dem Meere, 313 über dem Flusse. Das sich zersetzende granitische Gestein ist dem Pflanzenwachsthume besonders günstig; daher die prächtigen Gruppen kraftvoller Bäume und der wohlthuende Wechsel mannichfaltiger Schattirungen von Laub- und Nadelholz, der Epheu gedeiht auf dem Schlosse mit seltener Ueppigkeit; grosse Trümmermassen der alten Veste werden von Epheu umschlungen und gleichsam zusammengehalten. Zunächst über dem Schlosse grünen saftige Kastanienwälder, und in dem ganzen Thale ist die Vegetation des Nordens und des Südens zauberisch in einander verwoben.

Doch versetzen wir uns einen Augenblick in die Zeit, wo die Cultur noch keines ihrer Wunder bewirkt hatte, und Stadt und Schloss noch nicht stand. Damals war der Schlosshügel wohl nichts als ein mit Heidelbeeren überwachsener Berg, der dem spätern Orte den Namen gab. Arme Hirten und betriebsame Fischer siedelten sich allmälig am Berg und im Thale an. Dann kamen die Römer, brachten Wein und Ackerbau, dämmten den Fluss ein und machten ihn schiffbar und schirmten im dritten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung die Ausmündung des Gebirgsthales durch Schanzen und Castelle gegen die Einfälle der Allemannen. Auf dem linken Neckarufer errichteten sie wahrscheinlich eine obere und eine untere Burg, an deren Stelle später das alte, jetzt bis auf den Namen verschwundene und das neue Schloss, die jetzige Ruine, kamen; am andern Ufer stand ein anderes Castell auf einem Vorsprunge des Heiligenberges; durch Mauern waren die verschiedenen Vesten mit einander verbunden; innerhalb der Mauern, wo jetzt die Stadt steht, lag ein grösseres Fort, auf dessen Grund der ebenfalls uralte Marstall, den der Neckar bespült, erbauet ist; ausserhalb liefen römische Heerstrassen am Königsstuhl hinauf, deren Ueberbleibsel am „Plattenwege“ zu sehen sind.

Nachdem die Römer aus der Gegend verschwunden, wuchsen allmälig die Hütten deutscher Ansiedler zu Flecken und Dorf zusammen, die vielleicht endlich eine karolingische Villa bildeten.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts residirt der Hohenstaufe Conrad als erster Pfalzgraf bei Rhein in dem durch ihn verschönerten Orte, und Herzog Ludwig von Bayern, Sohn Otto's von Wittelsbach, empfängt später mit der Pfalz auch „Castell und Städtlein Heidelberg" zu Lehen. Nun wurde Heidelberg Hauptstadt der Rheinpfalz und blieb es, wie ein Phönix von Zeit zu Zeit neu aus der Asche gewaltiger Feuersbrünste und Kriegsverheerungen emporsteigend, fünfhundert Jahre hindurch. In diesem langen Zeitraume gedieh auch Schloss Heidelberg zu der Herrlichkeit, die noch jetzt im Schutte so gross ist.

Die ursprüngliche Form des Schlosses, wie diess aus den Ueberbleibseln alter Mauern hervorgeht, war ein ziemlich regelrechtes Viereck, das auf römischen Ursprung schliessen lässt. In diesem mässigen Raume gefiel sich ohne Zweifel noch Conrad von Hohenstaufen. Geschichtlich ist, dass die Churfürsten Ruprecht I. und III. († † 1390 und 1410) einzelne Theile des Schlosses erbauen liessen. Jener legte (1346) den ersten Grund zu einem der ältesten Denkmäler des Schlosses, zur Kapelle, die unter Friedrich I. (1470) erneut und im 17ten Jahrhundert unter Friedrich V. zum Königssaale umgeschaffen wurde, dessen Decke vier gewaltige Säulen trugen, und die seit der Franzosenzeit Ruine mit neuer Dachbedeckung ist. Von dem dritten Ruprecht, dem römischen Könige, rührt der Rupertusbau her, der gleich beim Eintritt in den innern Bau links ins Auge fällt, und, mehrfach erneuert, gleichfalls seit 1689 in Trümmern liegt. An ihn schliesst sich „der alte Bau" an, von unbekanntem Gründer, doch wohl aus dem funfzehnten Jahrhundert. Aus derselben Zeit, von Friedrich I. gegründet und eine der höchsten Rückenseiten des Schlosses einnehmend, stammt der „gesprengte Thurm" von zwanzig Fuss Stärke. Gallerie und Steingewölbe sind erst von 1603. Im J. 1689 widerstand dieser Pulverthurm, wie für die Ewigkeit geschaffen, mit deutscher Kraft der Verheerung; nur ein Mauerstück konnte losgesprengt werden, das jetzt malerisch in der Tiefe liegt. Der ganze Umkreis zitterte vom Donner. Dem sechzehnten Jahrhunderte gehören die eigentlichen Prunkstätten der Verwüstung: „der achteckige Thurm" — vollendet um 1530, vom Blitz ausgebrannt 1764; der Bau Ludwigs V. (1524), mehrfach erneuert und auch erst seit 1764

Ruine; der Otto Heinrichs-Pallast, vollführt im J. 1556, ein Prachtbau, wie ihn kein Kaiser jener Zeit hatte, aber schon im dreissigjährigen Kriege vom Brande stark beschädigt, später erneuert, von den Franzosen abermals und nach neuen Herstellungen vom Blitze (1764) zum drittenmal zerstört. Die Vorderfaçade ist in aller Pracht und Herrlichkeit des Zeitalters, in gutem Style, mit unendlichem Fleisse von Künstlern verschiedener Lande ausgeführt und mit historischen Statuen und allegorischen Figuren in sonderbarer Zusammenstellung — David bei Venus, Tiberius und Brutus — verziert; — „der dicke Thurm“ (seine Umfangsmauern waren 16 Fuss stark), zum erstenmal aufgeführt vom Pfalzgrafen Ludwig 1533, bis zum Gurtgesims niedergerissen, neu aufgeführt und erhöht von Friedrich V. im J. 1619; von Melac im J. 1689 gesprengt, stürzte seine Hälfte über die Stadt hinab. Die grossartigen, von Epheu, aus dem zwei Fürstenstatuen schauen, dichtbewachsenen Trümmer ragen scharfabgeschnitten in die schwindlige Tiefe hinab und begränzen mit schroffer Linie den Niederblick ins Thal, den man hier nächst der herrlichen Fernsicht geniesst.

Aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen „der Bibliothekthurm (1610), dessen kugelförmiges Dach gänzlich verschwunden ist; der „Friedrichs-Pallast“ (1601—1607), mit den lebensähnlichen Statuen der pfälzischen Ahnen in vier Abtheilungen, von Carl dem Grossen bis zu Friedrich IV., dem Erbauer, mehrere von den Schüssen der Schweden (1633) verstümmelt, einer noch im Stein von einem Geschosse getroffen und wie sterbend zusammengesunken. In diese Zeit gehört auch der an den dicken Thurm gränzende „Englische Bau“ Friedrichs V., von einfachem, edlem Style, einst Wohnung der Enkelin von Maria Stuart, der Tochter Jakobs I., der Gemahlin des unglücklichen Winterkönigs, mit dem schwebenden Luftgarten; niedergebrannt von den Franzosen. — Noch ziehen im Schlosshofe die Syenit- und Marmorsäulen des schon 1508 in Granit gesprengten Ziehbrunnens, Geschwister der Riesensäule im Odenwald, und, wie sie, wahrscheinlich römischen Ursprungs, die Blicke des Wanderers auf sich; so wie Brücken, Schlossgraben, Batterien und unterirdische Gänge. Auf der schönen „grossen Terrasse“ bewundert man den ältesten Baum der erneuten Schlossanlagen, die kolossale

Thuja occidentalis, die im J. 1618 gepflanzt wurde, mithin schon ins dritte Jahrhundert hinüberreicht, und freut sich der herrlichen Aussicht.

Den schönsten Standpunkt für einen Ueberblick der Stadt und der weiten Rheinebene bis über Mannheim hinaus, zu der blauen Vogesenkette, gewährt jedoch in der Nähe des dicken Thurmes der „grosse Wall", später „der Stückgarten" genannt, den die abziehenden Franzosen zu Melac's blutiger Zeit ebenfalls zu sprengen versucht hatten. Von seinen Ruhesitzen herab, über das Geländer hinausgelehnt, wollen auch wir einen Blick auf die Merkwürdigkeiten der Stadt wagen.

Unter den öffentlichen Gebäuden ruht unser Auge mit besonderem Interesse auf der ältesten Kirche der Stadt, zu St. Peter, wo Hieronymus von Prag, der treue Gefährte des berühmten Huss, 1406 seine Thesen anschlug und auf dem nahen Todtenhofe vor versammeltem Volke vertheidigte. Vor der Kirche schläft unter vielen Andern, deren Denksteine Thränenweiden überschatten, auch der grosse Philolog Friedr. Sylburgius († 1596), und in der Kirche unter eben so vielen der erste Rector der Universität, Marsilius ab Zeghen († 1396). Geschichtlich merkwürdig ist auch die Kirche zum heiligen Geist, die Hauptpfarrkirche der Stadt, an der drei Fürsten bauten, die in ihren dunkeln Schooss ganze Geschlechter alter Pfalzgrafen und Churfürsten aufgenommen hatte, und an welcher die Franzosen zu Mordbrennern und Tempelschändern geworden sind. Später wurde die Kirche die Ursache grosser Zerrüttungen und Religionsstreitigkeiten. — Bei der Providenzkirche ist das Grab der Dichterin Rudolphi, und in der modernen Jesuitenkirche ruhen die Gebeine Friedrichs des Siegreichen, nachdem sie vor der französischen Gräberplünderung in das Kloster geflüchtet worden waren.

Von den Thoren zeichnet sich das auf die Neckar-Gmünderstrasse führende, auch auf unserm Bilde sichtbare luxuriöse Karlsthor aus, das im J. 1775 mit grosser Verschwendung städtischer Gelder aufgeführt wurde. Die schöne Neckarbrücke ist neu; den letzten Pfeiler der durch die Franzosen gesprengten älteren rissen die Wasserfluthen des Jahres 1784 mit sich fort. Die neue Brücke, 700 Fuss lang und 30 breit, wurde 1786—1788 gebaut; am 16. October 1799 wurde sie vergeblich mit siebenfachem Sturm

von den Neufranken angegriffen; sie gewährt einen herrlichen Standpunkt, zumal für das Schauspiel der untergehenden Sonne, wo die niedern Berge schon in Dunkel gehüllt sind, die Höhen noch von lebhaftem Lichte strahlen, der Neckar im Purpur der Abendröthe glüht, das ferne Haardt-Gebirge wie mit Gold überdeckt erscheint und aus der Mitte der Landschaft düster und feierlich gross die Schlossruine sich erhebt.

Noch vereinigt die kleine Stadt, deren lange, belebte, mit schmucken Kauf- und Kramläden prangende Hauptstrasse an das grosse Paris erinnert, aus wissenschaftlichem und anderem Gebiete vieles Denk- und Sehenswürdige. Die Universität, von Ruprecht I. 1386 gestiftet, 1803 von Carl Friedrich von Baden erneuert, durch zufällige Umstände gegenwärtig minder besucht, besitzt einen Kreis der berühmtesten Lehrer und Gelehrten Deutschlands. Ein schönes Museum ladet zur Geselligkeit ein; viele Fremde, besonders Engländer, haben ihren längern oder kürzern Wohnsitz in der freundlichen Neckarstadt aufgeschlagen, und das ausgezeichnete Privatinstitut des Dr. Kaiser beherbergt in Mehrzahl junge Briten.

Der deutsche Dichter denkt mit wehmüthiger Rührung an die schöne Zeit von 1806—1811 zurück, wo Heidelberg der Sammelplatz der reichsten Geister war, eine junge, begeisterte, selbst in ihrer Keckheit liebenswürdige Schule hier einen ihrer blühendsten Sitze hatte, und die Presse von Mohr und Zimmer das Vaterland mit den schönsten Werken der Poesie und Kritik erfreute. Nicht lange vorher hatte Friedrich Hölderlin, der tiefsinnigste deutsche Lyriker, die Ode gesungen, die dieser Schilderung nicht fehlen darf:

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Wald's über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging,

Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien;

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluthen der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt; und die Gestade sahn
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goss

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab;

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruh'n.

Die Umgegend Heidelbergs ist nicht minder gepriesen und preiswürdig, als Schloss und Stadt. Wer kennt die Namen „Heiligenberg", „Königsstuhl", „Neuenheim", „Handschuchsheim", „Riesenstein", „Stift Neuenburg", „Ziegelhausen" und „Wolfsbrunnen" nicht, und wem, der einmal in Heidelberg verweilt hat, knüpfen sich daran nicht die anmuthigsten Erinnerungen?

Während Heidelberg voll von historischen Denkmalen ist, hat sich die Sage mit ihrem dichterischen Zauber nach dem Wolfsbrunnen zurückgezogen, einem romantischen Thalwinkel mit spiegelklarem Weiher, nach Schweizerart gebauter Herberge und waldiger Umgebung, der nur ein paar die Bergwände überragende Gletscher fehlen, um den Wanderer ganz in die Schweiz zu versetzen. Hier lässt das Volk die heidnische Zauberin Jetta, die hren Wohnsitz auf dem Jettenbuhl beim Schlosse hatte und hier, eine zweite Veleda, auf dem pythischen Stuhle sass, auf einem Wandelgange Labung an kühler Quelle suchend, von einer Wöl-

fin zerrissen werden. Die Dichterin Amalie Helvig hat diese Sage behandelt. Der Vater der modernen deutschen Poesie, Martin Opitz, hat dem stillen Platze auch ein schönes Sonett gewidmet, das „den edeln Brunnen“ besingt, „mit Ruh und Lust umgeben, mit Bergen als einer Burg umringt; dessen Wasser anmuthiger denn Milch und köstlicher denn Reben ist.“ „Nicht umsonst“, sagt er, „ist dieses grüne Thal überall von Gebirge beschlossen;“

„Die künstliche Natur hat darum dich umfangen
Mit Felsen und Gebüsch, auf dass man wissen soll,
Dass alle Fröhlichkeit sei müh- und arbeitvoll,
Und dass auch nichts so schön, es sei schwer zu erlangen.“

Die Ansicht des Schlosses, der Stadt mit ihren merkwürdigsten Theilen, der Brücke, des Stroms und der Berge verdankt Herr L. Mayer der grossen Güte des Herrn Geheimenraths R. C. von Leonhard, der ihm mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit seinen herrlich gelegenen Berggarten, welcher die Aussicht auf die südliche und westliche Seite der Ruine gewährt, zur Wahl eines Standpunktes überlassen hat. Desselben Gelehrten reichhaltigem, geistvoll angelegten und ausgeführten Fremdenbuche für Heidelberg und die Umgegend (Heidelb., Groos. 1834.) dankt dieser Aufsatz nicht nur die wichtigsten Notizen, sondern auch die blühendsten Farben seiner Beschreibung. Das Schloss, wie es in allen seinen Theilen vor der Zerstörung war, lernt der Freund des Alterthums vollständig kennen aus dem (Heidelberg, bei Osswald 1829 erschienenen), mit 24 trefflichen in Aquatinta von C. Rordorf gestochenen Kupfertafeln versehenen Prachtwerke von Herrn Universitätsgarteninspector J. Metzger.

Doch wir wollen dieses Blatt mit keiner Notiz, sondern lieber mit dem frischen Worte des Dichters schliessen. „Es gibt Gegenden, sagt L. Tieck, bei denen uns ist, als hätten sie schon seit Jahren mit rechter sehnsüchtiger Liebe auf uns gewartet, oder als sei lange unser Geist dort schon einheimisch gewesen: so bekannt, so lieb ist uns Alles; dieser schöne Ort mit seiner herrlichen Ruine, dann Badenbaden und die Neckarthäler, vorzüglich die Gegend um den Hornberg, ist nächst den Rheinufern das Lieblichste, was ich in Deutschland kenne.“

Zweite Reise.

Die Alb und Mittelschwaben.

Bronnen im Donauthal. — Blaubeuren. — Hohenstaufen und Rechberg. — Der Reissenstein. — Urach. — Schlösschen Lichtenstein. — Die Nebelhöhle. — Burg Hohenzollern. — Haigerloch. — Tübingen. — Esslingen.

Das Schlösschen Bronnen im Donauthale.

Den schiffbar gewordenen Donaustrom, wie er von Ulm breit ausgehend seine Länderfahrten unternimmt, überlassen wir einer eigenen Section und einem andern Beschreiber in unserm Werke. Aber das liebliche Thal, das er als klarer Wiesenbach durchirrt, gehört unserm Schwaben an; und als Repräsentanten dieser weniger besuchten und doch an malerischer Mannichfaltigkeit so reichen Gegenden hat der Künstler das kühn und romantisch gelegene Schlösschen Bronnen mit seinen Felsenumgebungen gewählt, das wir in unserm Texte mit dem übrigen Donauthal in die nöthige Verbindung bringen wollen.

Die Donau, von Abend gegen Morgen strömend, entspringt aus drei Quellen. Die kleinste derselben, die vor dem Schlosse der Fürsten von Fürstenberg zu Donauöschingen in einer viereckigen Einfassung von Quadersteinen sprudelt, gilt für die Hauptquelle, und der Bull jenes Oesterreichers ist bekannt, der die Röhre des Schlossbrunnens zu Donauöschingen mit der Hand zuhielt und lachend ausrief: „Schauen's, wie werden die Wiener sich wundern, wenn die Donau ausbleibt!“ Bedeutendere Quellen, aber nicht mit dem Namen der Donau gezeichnet, sind die Breg und die Brigach, welche, beide im Schwarzwalde, die erstere bei Furtwangen, unweit Triberg, die letztere bei Sanct Georgen entsprungen, nicht fern von Donauöschingen sich mit jener ersten Quelle vereinigen. Jeder dieser drei Ursprünge hat als Donauquell seine Vertheidiger gefunden. Der alte Pegnitzschäfer Siegmund von Birken wollte mit dem österreichischen General Marsigli den Oesterreichern die Donau gleich vor ihrem Ursprung an vindiciren, und nahm deswegen die Quelle der Breg hinter dem damals österreichischen Furtwangen als Hauptquelle

an; der berühmte Geograph Joh. Maier dagegen suchte die natürlichste Quelle der Donau in der Briegach bei Sanct Georgen. Wieder Andere wollten aus dem celtischen Worte Dona, was Zwei-Flüsse bedeuten soll, schliessen, dass die Vereinigung der Breg und Briegach bei Donauöschingen die wahre Donauquelle sei. Die Alten endlich suchten die Quelle der Donau in dem ehemals beträchtlichen, jetzt aber ausgetrockneten Weiher, der sich zwischen Donauöschingen, Asenheim und Pfohren befand, alle Flüsschen vom östlichen Abhange des Schwarzwalds aufnahm und dadurch ein beträchtliches Wasser bildete. Welche von allen diesen Quellen der Cäsar Tiberius auf seinem Zuge gegen die Vindelicier besucht, und welche somit von den Römern die Sanction des classischen Alterthums als Donauquelle erhalten habe, bleibt ungewiss. Denn der Geograph Strabo, der von jener Reise erzählt, sagt in seinem siebenten Buche (zu Anfang) nur, Tiberius sei vom Bodensee eine Tagereise weit gegangen, um (in der Nähe des hercynischen Waldes) die Quellen des Isters — Strabo braucht ausdrücklich die Mehrzahl — zu schauen. Die kürzeste Tagreise, da Tiber sich keines Eilwagens bedienen konnte, war allerdings die nach dem Weiher bei Pfohrheim, oder nach der Quelle zu Donauöschingen.

Diese letztere zeigt sich schon in ihrem Ursprunge dienstbar und netzt in anmuthigen Schlangenlinien dem Fürsten von Fürstenberg seinen einfach und schön angelegten Schlossgarten. Die bei Pfohrheim verbundenen Quellen, die jetzt den Donaunamen entschieden tragen, machen eine nach Süden eingebogene Krümmung bis zu dem Dorfe Geisingen und wenden sich dann nordöstlich gegen das württembergische Städtchen Tuttlingen, das vor drei und dreissig Jahren abgebrannt und nun sehr reinlich gebaut ist. Die Gegend ist hier kahl und bietet noch nichts Interessantes dar. Bei Tuttlingen erweitert sich der Donaubach durch den Einfluss der Elta oder Eltach, und nun begränzen ihr Gestade zu beiden Seiten Berge, von welchen die des linken Ufers der südlichen Abdachung der schwäbischen Alb angehören. Bald unterhalb Tuttlingen werden die Umgebungen des Flüsschens reizend; auch setzt dieses schon einen Eisenhammer bei Ludwigsthal in Bewegung. Bei dem Städtchen Mühlheim, das eine Wallfahrtskirche und zwei Schlösser dem Fluss entgegen hält, nimmt

dieser eine östlichere Richtung an, biegt bei der kleinen Stadt Friedingen südlich ein, um dann ganz westlich zu fliessen.

Hier beginnen die eigentlich romantischen Partieen des Donauthals. Auf dem rechten Ufer zeigt sich bald in einem seiner wildesten Seitenwinkel auf einer steilen, von drei Seiten freien Anhöhe die Ruine des Schlosses Kallenberg, auf Siegmaringischem Grund und Boden. Es bildete eine eigene kleine Herrschaft und steuerte einst zum Kanton Hegäu. Gewaltige Thürme und Mauerringe von wahrhaft cyklopischen Steinen laden den Wanderer ein, den waldigen Bergriss emporzuklimmen und den Vorsprung nicht unbesucht zu lassen, auf welchem die mächtigen Trümmer liegen, von welchen man einen tiefen Niederblick auf die blaue Donau und die gegenüberstarrenden Felsenwände hat.

Ins Thal zurückgekehrt wandelt der Reisende nicht lange an der bebuschten und rings von Bergen eingeschlossenen Donau fort, denn bald ladet ihn ein breiter, oben zwischen thurmhohe Felsen durchgehauener Bergpfad zur Besteigung der Höhe ein, von welcher das hier abgebildete Schlösschen Bronnen, gar keck auf Felsenspitzen hingestellt und mit dem festen Lande nur durch eine Zugbrücke verbunden, wie ein schwebender Vogel, mit den oft über diesem Thale kreisenden Reihern und andern Waldvögeln von seinem Steinhorste nieder ins Thal blickt, dessen friedliche Felsentiefe mit Wiesen und einsamen Gehöften unser Bild so treu und malerisch wiedergibt.

Nur die herrliche Lage dieses Jagdschlösschens, mit welchem ein Meierhof, ein Jägerhaus und eine Mühle verbunden sind, hat seine Aufnahme in die Reihe dieser Bilder bestimmt. Geschichtliches von Bedeutung weiss der Verfasser nicht zu melden; er hat nicht einmal das Geschlecht erkunden können, das hier gehauset hat. Einst gehörte Bronnen zur Enzbergschen Grafschaft Mühlheim. Jetzt ist es ein württembergisches Schlossgut und zu dem Städtchen Friedingen als Mutterort gehörig.

Auf der andern Seite des Berges führt ein Wald von schlanken Buchen wieder nach dem Donauthale hinab, und wir gelangen zu dem ehemaligen, uralten Kloster Beuron. Die erste Ansiedelung auf einem Hügel soll hier von einem Amtsherzoge Kaisers Karl des Grossen herrühren und schon im Jahre 777 nach Chr. entstanden sein. Noch heissen zwei Felsen und der Platz, auf

dem das alte Kloster stand, Altenburren und Bussenburren; das letztere leitet man von der Wohnung des Gründers auf dem Bussenberge bei Riedlingen — jener ersten Warte für die Alpenaussicht — her. Das alte Kloster dauerte bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Im J. 1077 gründete nun ein schwäbischer Fürst, den die Sage Peregrinus nennt, auch das in seinen Gebäuden noch bestehende Kloster im Thale, das, von einem Collegium regulirter Chorherren vom Orden Sanct Augustins besetzt, als unmittelbares Reichsstift bis zur Secularisation sämmtlicher Klöster blühte und mit dem tiefgelegenen Gebirgsdorfe Bärenthal und Ensisheim zusammen eine Herrschaft bildete. Es war bis zu seiner Aufhebung wegen der eifrigen Seelsorge seiner Mönche berühmt, und man zählte jährlich in der Beuronschen Stiftskirche gegen zwanzigtausend Communicanten. Von den gelehrten Studien seiner Geistlichen zeugen viele im Druck erschienene Schriften und Dissertationen.

Die Kirche sammt den Klostergebäuden und die hohen Mauern bilden noch eine Zierde der einsamen Gegend. Auch führt hier eine hübsche, gedeckte Brücke über die Donau.

Nahe am Kloster gegen Morgen erhebt sich eine Kette von Felsen, an deren Fusse die Donau hinfliesst. Oben ist weites, ebenes Feld, das sich bis gegen das Städtchen Pfillendorf hinzieht. An dieses Feld heftet sich der Name Altstatt, das heisst: alte Wohnstätte; ein Name, womit gewöhnlich römische Niederlassungen, die später verschwanden, angedeutet werden; auch hat man wirklich auf diesen Aeckern viele Alterthümer gefunden, und die Gelehrten suchen hier ein altes römisches Castell, *Pragodurum*.

Neben dieser Felskette steigt in der Gestalt eines abgekürzten Kegels ein achtzig Fuss hoher, steiler Fels aus der Donau empor. Er bildet den in die Mauersteine ganz verwachsenen Grund der Bergveste Wildenstein, und hängt mit dem festen Lande gar nicht zusammen. Diejenigen Theile der Gebäude, welche nicht aus der Masse des Grundgesteins bestehen, sind durch 24 Schuh dicke Mauern ersetzt. Die Dachstühle hängen in eisernen Schrauben, so dass die Häuser sie im Nothfall, wie einen Hut, abwerfen und dadurch alle Feuersgefahr vermieden werden konnte. Um in die Veste gelangen zu können, musste ein gegenüberstehender Fels aufgemauert und durch Aufziehebrücken

einerseits mit dem festen Lande, andererseits mit Wildenstein verbunden werden. Waren diese Brücken aufgezogen, so konnte das Schloss nicht eingenommen werden; auch mochte es dem Hunger lange widerstehen, denn im Innern des Schlosses befand sich ein Brunnen, eine Pferdemühle, ein grosser Mehlkasten, ein Zeughaus, eine Schmiede, Kasematten und Stallungen. Vor Zeiten führte aus der Veste ein bedeckter Gang bis ins Donauthal, dessen Ausmündung noch unten am Berge gezeigt wird.

Für die Sage, dass diese Burg ursprünglich ein Sitz der Wilden von Wildenstein gewesen, lässt sich keine Urkunde anführen. Von ihnen soll Burg und Herrschaft an die von Gundelfingen, dann an die Freiherren von Zimmern gekommen sein. Urkundlich ist, dass die Pfalzgrafen bei Rhein gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Lehensherren der Festung waren, und im J. 1487 Johann Werner von Zimmern vom Kaiser Friedrich III. die Erlaubniss erhielt, sich Herr zu Wildenstein zu schreiben und das Wappen der Wildensteine, da die Familie Wildenstein von Wartenberg, deren Schloss in der Baar gelegen, vor kurzem ausgestorben war, neben dem Zimmern'schen zu führen. Mit kurzer Unterbrechung blieb diese Familie im Besitze der Burg, bis ihr Mannsstamm im J. 1594 erlosch; worauf die Veste an die Grafen von Helfenstein und mit deren Erlöschen (1627) an das Haus Fürstenberg überging, welches dieselbe unter Badenscher Oberlandeshoheit noch heutzutag inne hat.

Im 17ten Jahrhundert wurde Wildenstein bei jeder Feindesgefahr mit einer Besatzung versehen. Eine Kriegslist brachte die Festung im dreissigjährigen Kriege in den Besitz eines von der schwedisch gesinnten Hohentwieler Besatzung abgeordneten kleinen Corps (10. Aug. 1642), aus welcher dieses jedoch schon am 4. Sept. wieder in Folge einer Capitulation auszog. Nun hielten sie wieder Oesterreicher und Bayern besetzt, und endlich wurde sie gegen das Schloss Langenargen am Bodensee ausgewechselt, welches die Schweden bisher inne gehabt hatten. Damals genoss diese Bergveste einen solchen militärischen Ruhm, dass der berühmte Topograph des 17ten Jahrhunderts, Merian, sie in Kupfer gestochen und der Zeiler'schen Topographie von Schwaben einverleibt hat. In späterer Zeit wurde die Burg zu Aufbewahrung

von Staatsgefangenen gebraucht. Sie hat noch ihre eigene Gemarkung und ist zum nahen Dorfe Leibertingen eingepfarrt.

Jenseits der Donau sieht man auf einem hohen Berge, welcher die Gestalt einer Pfanne hat, das Mauerwerk eines andern alten Schlosses, das im Munde des Volkes noch Pfannenstiel heisst; ihm gegenüber stand ein anderes, jetzt nur noch an Gräben und Vertiefungen erkennbares Schloss, dem die Umwohner den Namen Kreidenstein geben.

Auf diesem linken Ufer der Donau gelangt man bald an den Fuss eines Felsen, den eine andere Zierde des Thales krönt, das uralte Schloss Werrenwag, dessen alter, urkundlicher Name jedoch Werbenwag ist, und um der Erinnerungen willen, die sich an denselben knüpfen, wiederhergestellt zu werden verdiente. An dem Fusse des Berges zieht sich malerisch der Weiler Langenbronnen mit einer Mühle und zerstreuten Häusern hin. Das Schloss selbst liegt auf einem sehr kühnen Felsenvorsprung, der nach drei Seiten her in das köstliche romantische Thal, auf Wald, Wiese und Fluss hinab, und hinüber gegen Wildenstein und die hohen Felswände des Thales überraschende Aussichten gewährt. In die Tiefe namentlich kann man nicht ohne Schwindel blicken. Das Schloss, zuletzt aus freiherrlich von Ulm'schen Besitz an das Haus Fürstenberg übergegangen, ist, mit alterthümlichen Zimmern, Sälen und labyrinthischem Einbau, in wohnlichem Stand erhalten.

Von diesem Schlosse stammt der Minnesänger Hug von Werbenwag, dessen Blüthe in die Jahre 1260—1275 zu setzen ist, wie denn Herr Archivrath Mone in Karlsruhe ihn und seinen Bruder Albrecht von Werbenwag in einer Urkunde der siebziger Jahre des 13ten Jahrhunderts gefunden hat. Seine Lieder in dem Manesse'schen Codex (II, 49. 50.), sechs an der Zahl, gehören zu den lebendigsten der Sammlung, sind von empfindungsreichem Humor eingegeben und zeugen von stolzer Gewalt über Sylbenmass und Sprache. In dem ersten Liede besingt er die minnigliche Rosenröthe der lieben Wängelein der Geliebten und beklagt ihre Sprödigkeit. Er will gehen und sie bei dem Könige verklagen, dass sie seinen Dienst für gut nahm und ihm doch weder Trost noch Hülfe thut. Lässt der König es ungerichtet, so hat er Muth zum Kaiser. Nun fürchtet er aber, dass ihm und der Geliebten ein Kampf vom Gerichte aufgelegt werde·

Muos ich danne vehten (fechten), dast (das ist) ein not!
Kume ich sluege (kaum schlüge ich) ir wengel unt ir munt so rot.
So ist ouch laster (Schimpf), sleht (wenn mich schlägt) ein wib mich
one wer (ohne Wehr) im kampfe tot!

Wiegt es König Konrad und der Kaiser gering, so will er vor den jungen König aus Thüringenland und am Ende gar vor den Pabst gehen, der wohl die geeignetste Behörde sein möchte, einen solchen Handel auszutragen. Im letzten Vers aber antwortet die Geliebte selbst. Ihr Sinn ist milder geworden. „Dir ist Minne besser denn Recht!“ spricht sie und bittet den Freund, der so sehr zürnte, noch lange in ihrem Dienste zu leben.

Sieht man dieses einfache Lied näher an, so findet sich in seinen historischen Beziehungen eine tiefe Ironie enthalten. Der König, an welchen sich Herr Hug von Werbenwag wenden will, und der ihm zum Besitze der Geliebten verhelfen soll, ist König Konrad, d. h. der unglückliche Konradin, der seit 1253 (bis 1269) dem Rechte nach römischer König war; aber dieser hatte das Reich im voraus verloren und konnte kaum sich im Besitze eines Theiles seiner Erbgüter erhalten. Der Kaiser, an welchen der Dichter appelliren will, war während des grossen Interregnums jener Zeit, wo Niemand wusste, wer Koch oder Kellner im römischen Reiche sei, höchst zweifelhaft. Appellirt der Liebende an Alphons von Kastilien oder an Richard von Kornwall? Der Spötter lässt es ungewiss. Wenn dieser problematische Kaiser ihm nicht hilft, ist er gesonnen, sich an „*den jungen künig us Düringen lant*“ zu wenden. Dort aber war weit und breit kein König zu finden, wohl aber hatte der arme, junge Herzog von Thüringen, Sohn Sophiens von Brabant, eben damals auf ganz Thüringen verzichtet (1263) und war ein länderloses Kind. Da ihm wahrscheinlich auch dieser junge König nicht helfen wird, ist er entschlossen, sich an den Pabst zu wenden. Aber, ach! Urban der IV. ist gestorben und der päbstliche Stuhl steht leer (? Oct. 1264 — 4. Febr. 1265). So findet er nirgends einen Richter, weder einen weltlichen noch einen geistlichen, und muss sich sehr glücklich preisen, dass seine Drohung bei der Geliebten dennoch ihre Wirkung nicht verfehlt. Wenn diese unsere Erklärung richtig ist, so muss dieses Gedicht des Minnesängers zwischen den 2. Oct. 1264 und den 4. Febr. 1265 fallen.

Im vierten Liede klagt Herr Hug, dass seiner „Frauen“ die Sprache, in der er singt, unbekannt sei; so ist auch das sein Missgeschick, dass, was er ihr in Schwaben singt, sie Einem im Frankenlande gibt! — Im fünften und sechsten Liede überbietet sich die Sprache, den Maien nach Würdigkeit zu singen. „Der Sommer kommt sommernd mit wonniglicher Wonne“, singt der Dichter des Donauthals; „mancher Wald laubt von Laube; die Blumen beblümen das Feld; süsse Töne tönen die Vögel; mit schöner Grüne grünet das Thal; aus Röthe glaset Roth; in brauner Bräune purpurfarb steht der Mai, hier gelber gelb, dort blauer blau, da Lilienschein weisser als weiss; Gott färbet Farbe viel der Welt!“

Möge in solchem Glanze des Dichterlenzes das Donauthal Jeder schauen, der in diese selten besuchten Schönheiten der schwäbischen Natur seine Schritte zu vertiefen sich die Mühe nimmt!

Unterhalb Werbenwag folgt die Strasse am linken Ufer den Schlangenwindungen der Donau; sie führt nach einer Stunde an der Ruine des Bergschlosses Falkenstein vorüber. Die ältesten Bewohner dieses Schlosses waren die Edeln von Magenbuch. Dann ging es von Geschlecht zu Geschlecht, bis es mit Moss nach Erlöschen des Zimmern'schen Stammes an Helfenstein und mit diesem 1627 an Fürstenberg kam. Bei dem Eisenhammer Thiergarten geht die Strasse auf einer Brücke auf das rechte Donauufer über und tritt bei den fürstlich Sigmaringen'schen hübschen Anlagen zu Inzikofen aus den malerischen Gebirgsgründen mit dem Flusse heraus, wo zwischen niedrigeren und kahleren Hügeln Sigmaringen, die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, immer noch anmuthig gelegen, sichtbar wird.

Blaubeuren.

Wir befinden uns hier in einem Thale, das ganz der südöstlichen oder der Kehrseite der schwäbischen Alb angehört, an deren Fusse wir schon bei dem Schlösschen Bronnen und im Donauthale gestanden haben. Diese Seite des Albgebirges ist grossentheils weit rauher und einförmiger, dazu niedriger und minder charakteristisch, als der schroffe Abfall der nordwestlichen Seite, mit dem diese Blätter unsere Leser bald vertraut machen werden.

Der Obstbau hat fast gänzlich aufgehört und die steinigen Aecker geben wenig gute Frucht. Wer von den Höhen der Alb diesem Thale sich nähert, glaubt gewiss nicht, dass hier eine Ausbeute für unser malerisches Deutschland zu finden sei. Und doch, was vermögen nicht Wasser und Felsen aus einer Gegend zu machen!

Wirklich liegt Stadt und Kloster Blaubeuren in einem engen, tiefen, äusserst malerischen Thale, und bildet, wie unsere Darstellung durch den Künstler zeigt, ein höchst romantisches Landschaftsgemälde. Hohe, mit tausendjährigen Felsen und Ruinen alter Schlösser gekrönte Berge umschliessen den Gesichtskreis, bis ins Thal und die Ebene herab steigen die Steinklippen, drängen sich in die Stadt herein und mischen sich unter die Häuser. Das ganze Gebirge besteht aus Kalkstein und blassgelbem, klüftigem Marmor. Sein Gestein umlagert auch die geheimnissvolle, nach der Sage des Volkes unergründliche Quelle des hier entspringenden Bergflüsschens, das der Stadt seinen Namen gegeben hat und von seiner Farbe mit vollem Rechte die Blau heisst. Sie nimmt noch in der Stadt selbst die Aach und bei Herrlingen die Lauter auf, bildet das vier Stunden lange, felsgeschmückte, wald- und wiesenreiche Blauthal, durchströmt einen Theil der Stadt Ulm und fällt dort in die Donau. Der Ursprung derselben, hinter dem Kloster Blaubeuren, das sich in seinem Wasser spiegelt, am Fusse des steilsten Albgebirges, heisst der Blautopf. Er ist ein merkwürdiges, von der Natur geformtes Bassin von 125 bis 130 Fuss im Durchmesser, aus dem die Quelle des Flusses grünblau, ob von der Beschaffenheit des Wassers oder von der eingeschlossenen Umgebung gefärbt, ist unentschieden, hervorquillt. Die Sage von seiner Unergründlichkeit ist längst widerlegt. Georg Bernhard Bilfinger, der nachmalige Geheimerath, der seiner Zeit mit so vielem Glücke die Tiefen der Weltweisheit erforschte, hat schon im Jahre 1718 das Senkblei in diesen Born hinabgelassen; eine Messung unserer Tage gab als Resultat die immerhin bedeutende Tiefe von 71 Fuss. Diess Bassin stösst so viel Wasser mit so viel Gewalt von sich, dass der Fluss nur dreissig Schritte davon zwei Mahlmühlen und bald darauf eine dritte treibt; die Quelle behält auch bei der grössten Dürre so viel Wasser, dass in jeder Mühle wenigstens ein Rad geht. Bei abgehendem Schnee oder starkem Regen füllt sich der Kessel, das Wasser wird leh-

mig und braust, dass man es weit hin hört, es wirft sich in die Höhe und sprudelt wie in einem siedenden Topfe. Es ist daher nicht unglaublich, dass ein Theil des sich auf der Alb sammelnden Regen- oder Schneewassers sich von unten herauf in diese Quelle ziehe und der Blautopf mit den vielen Erdfällen der Alb in unmittelbarem, unterirdischem Zusammenhang stehe. So viel Wasser dieser Kessel ausgiesst, so ist doch bei ruhigem Wetter kein Ausfliessen sichtbar, die Oberfläche erscheint ruhig und spiegelglatt, und kaum bemerkt man über der Mitte, dem Berge zu, drei Ringe, welche das aufsteigende Wasser bildet. Schwimmvögel, die die Quelle durchschneiden, sieht man an dieser Stelle stärker rudern. Bei dem grössten Wasser, das sich seit Menschengedenken aus dieser Quelle ergoss, im Jahre 1784, konnte man nur von einiger Höhe den Stoss der Wellen entdecken. Dennoch soll, einer Sage zufolge, der überströmende Topf im Jahre 1641 Stadt und Kloster mit dem Untergange bedroht haben, und die Nymphe des Quells nur durch die Opferung zweier vergoldeter Becher versöhnt worden sein. An der Abendseite wird das Bassin von einem aus Quadern erbauten Wehr beschlossen, in welchem Schleusen stehen, die beim allzustarken Andrange des Wassers geöffnet werden. Bei diesem Wehr steht ein Brunnenhaus mit Druckwerk, welches die Brunnen der Stadt und des Klosters aus dem Blautopfe speist. Während die Blau selbst an manchen Stellen des Winters mit Eis bedeckt wird, überfriert die merkwürdige Quelle niemals.

Die Ruinen zwei berühmter Bergschlösser, Ruck und Gerhausen, krönen die Felsberge, die über der Stadt emporsteigen. Ruck oder Rugge war ohne Zweifel das Stammschloss der Pfalzgrafen von Tübingen, und es bleibt ungewiss, ob sie, aus Hohenrhätien stammend, hierher gezogen, oder ob ein Zweig derselben, von hier aus nach Rhätien übersiedelnd, dort das Haus Ruchaspremont gegründet hat. Uns ist das erstere wahrscheinlicher, da schon die Römerwelt Rucinaten und Rugusker als Alpenstämme kannte. Von den drei Pfalzgrafen von Tübingen, Hugo, Anselm und Sigibotho, Gebrüdern, welche das Benedictinerkloster, das sie in einer Einöde gestiftet hatten, nach Blaubeuren verlegten und ihm hier im J. 1085 die Sanct Johannis-Kirche einräumten, schrieb sich Sigibotho Graf von Rugge. Sein

Sohn hiess Siegfried, sein Enkel Hermann. Nach diesem scheinen sich die Pfalzgrafen ganz nach Tübingen gezogen und den Geschlechtsnamen Rugge aufgegeben zu haben. Sie hatten auf ihrer Stammburg nur noch Advokaten oder Vögte; diese, so wie Dienstleute und Truchsessen von der früheren Hofhaltung her, legten sich nach der Sitte damaliger Zeit jetzt den Namen von Rugge bei. Unter solchen ist wohl auch der Minnesänger „*Her Heinrich von Rugge*“ zu suchen, der bei Manesse (I, 97—100) erscheint und ziemlich reichlich zu Rüdigers Sammlung beigesteuert hat. Er singt die jubelnden Worte von seiner Geliebten:

Min lip von liebe mac ertoben
Swenne ich das allerbeste wip
So gar ze guote höre loben,
Dú nah in minem herzen lit!

Er hatte wohl Ursache, von seinem Schlosse herab (wenn er anders dort hausen durfte) im Winter zu singen: „Nun steht die Haide lange fahl. Der Schnee hat sie zu einer einzigen Blume gemacht. Die Vögel trauern überall.“ Doch wenn ein Weib ihn tröstet, dann „will ein schöner Sommer kommen; seine Klage ist sanfter, den Vogel hat er viel vernommen und der grüne Wald steht mit Laube.“ Aber der gute Sänger, der sonst nur dem wonniglichen Vögelein horcht, das dem ohne Mass langen Winter ein Grablied singt, hat auch ein Ohr für den Jammer und die Noth der Welt. „Die Welt will mit Grimm zergehen,“ ruft er in einem andern Liede aus; „es ist an den Leuten viel gross Wunder geschehen: freuen sich zween, so spotten ihrer viere. — Die Welt ist von Freuden geschieden; Juden, Christen und Heiden denken allzusehr an das Gut, wie sie das gewinnen!“ Zuweilen hat er auch Lust, die Frauen zu bespötteln: „Denn ist ihrer eine nicht recht gemuth, dabei finde ich kaum drei oder viere, die zu allen Zeiten sind hübsch und gut.“

Von der Veste Rugg oder Ruck selbst ist nur noch weniges zu sehen. Man weiss, dass sie einst ein stattliches Viereck mit einem Binnenhofe und drei Thürmen gebildet. Aus dem Besitze der Pfalzgrafen von Tübingen ging es in den der Grafen von Helfenstein über, die vielleicht eines und desselben Stammes mit jenen waren, und diese verkauften das Schloss mit der Stadt und andern Vesten im J. 1442 an Württemberg; der Bauernkrieg

und später der dreissigjährige Krieg arbeiteten an ihrem Verfall. Das letzte Ueberbleibsel ist seit dem Jahre 1823 vor der Zerstörung gesichert.

Stattlichere Trümmer sind von der Veste Hohengerhausen übrig, die über ihrem Vorwerke, dem Frauenberg, auf einer schroffen Felsspitze äusserst malerisch gelegen sind. Unter den Ruinen ist eine Höhle befindlich, die, von dichten Buchen umschattet, den Anblick der zerstörten Burg nicht wenig verschönert. Von dieser selbst ist das Burgthor noch kenntlich, ausserdem steht von ihr ein gewaltiger Mauerstock von schönen Buckelquadern aus Tuffsteinen. Im Munde des Volkes heissen diese mächtigen Ueberreste des Mittelalters Rusen- (oder Riesen-) schloss. Wer die Burg gebaut, ist unbekannt; ihr Geschlecht, aus welchem ein Hartmann von Gerhausen zu Ende des eilften Jahrhunderts den Grafentitel führte, scheint mit den Ruggen verwandt gewesen zu sein. Später, als auf Ruck die Grafen von Helfenstein sassen — so erzählt die Tradition — pflogen diese und die Herren von Gerhausen beständige Fehde mit einander, und veranlassten so das Sprichwort in schwäbischer Mundart:

Hüt' dich, Ruck,
Dass dich Gerhausen nit verdruck.

Gerhausen das Schloss kam übrigens an die Helfensteiner und von diesen mit Ruck und der ganz verschwundenen Burg Blauenstein an Württemberg. Beide zerfielen gleichzeitig. Auf Gerhausen wohnte zuletzt noch ein württembergischer Forstknecht, bis es um 1751 in Trümmer gerissen und die Steine zum Aufbau der armseligen Gerhauser Dorfkirche verwendet wurden. Im J. 1768 wurde die Ruine — um 60 Gulden an einen Bürger von Blaubeuren verkauft. Er und seine Nachkommen nagten daran, bis in unserer Zeit durch die verdienstlichen Bemühungen des Kameralbeamten Teichmann die Burg um 44 Gulden an den Staat zurückverkauft und so gerettet wurde. —

Von der Stiftung des Klosters Blaubeuren war oben die Rede. Dasselbe behielt Johannes den Täufer, dem die frühere Kirche gewidmet war, zu seinem Schutzpatron, und erhielt im Lauf der Zeiten massive Gebäude, nicht so kerkermässig gebaut wie die andern Klöster jener Zeit. Seine grossen Baulichkeiten schliessen noch jetzt einen schönen grünen, mit Bäumen bepflanzten

Platz ein. Die Klosterkirche ist in Form eines Kreuzes gebaut, hochgewölbt, mit zwei angebauten Kapellen und einem hohen Chor versehen; da, wo Kirche, Seitenflügel, Kapellen und Chor sich vereinigen, erhebt sich über dem Ganzen der hohe Thurm. Unter ihm soll einst eine herrliche Orgel mit silbernen Pfeifen gestanden haben, die ein Raub der französischen Kirchenräuber, wahrscheinlich am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts, geworden wäre. Im Chor der Kirche bewundert man nicht nur vortreffliches Schnitzwerk von dem Ulmer Künstler Georg Sürlin, namentlich die an den hölzernen Stühlen ausgeschnitzelten Bildnisse der Gutthäter des Klosters, der Grafen von Helfenstein, sondern derselbe bewahrt auch ein ganz herrliches Gemälde, dessen Ruhm weiter verbreitet zu werden verdient. Da nämlich die Kirche von Alters her Johannes dem Täufer heilig war, so fertigte Georg Sürlin zu Ehren dieses Kirchenpatrons einen im Jahre 1496 von ihm vollendeten, mit dem schönsten vergoldeten Schnitzwerke verzierten Hochaltar. Die Gemälde rühren nicht, wie die gemeine Sage behauptet, von demselben Künstler her; der Schöpfer dieses Meisterwerkes oberdeutscher Schule, das nicht nach Gebühr bekannt geworden, ist nicht einmal seinem Namen nach mit Sicherheit erhoben; die einen Nachrichten heissen ihn Stöcklin, die andern Grün oder Grien. Wahrscheinlich war auch er aus Ulm und arbeitete auf Bestellung oder in Gemeinschaft mit Sürlin. Diese Gemälde theilen sich, wie alle Hochaltarbilder, in die vorn und hinten bemalten Flügelthüren, in das Innere und in die Rückseiten des Altars, wo wieder bemalte Flügelthüren und Altarblätter sich befinden. Das Ganze enthält einen Cyclus von Bildern aus dem Leben Johannis des Täufers, dem die Kirche heilig war. Die Darstellungen auf dem Innern der Flügelthüren sind folgende:

Dem Zacharias wird im Tempel die Geburt Johannis verkündigt. — Begrüssung der heiligen Jungfrau durch Elisabeth. — Fusswaschung der Elisabeth und Geburt des Täufers. — Seine Beschneidung. — Johannes predigt am Jordan. — Er tauft. — Er weist die Messiaswürde zurück. — Er zeigt auf das Lamm Gottes. — Er tauft Jesum. — Er straft den König Herodes wegen Ehebruchs. — Seine Gefangenschaft. — Enthauptung. —

Darbringung seines Hauptes. — Seine Grablegung. — Die Johannisjünger holen ihres Meisters Haupt.

Im Innern des Hochaltars sieht man unten die lebensgrossen Büsten Christi und der Apostel; oben Maria mit dem Kinde, die beiden Johannes, die heilige Scholastina und den heiligen Benedict in ganzen Statuen; dann auf zwei weitern Flügelthüren links in halb erhabener Arbeit die Geburt Christi, rechts die drei Weisen aus Morgenland.

Auf der Hinterseite des Hochaltars erscheinen zwei Flügelthüren mit Gemälden in Lebensgrösse, die Heiligen Urban, Sylvester, Gallus, Otmar, Conrad und Ulrich darstellend. Hinter den Thüren sind unten die Büsten von zwei weiblichen Heiligen und sechs Bischöffen angebracht.

Die schönsten Gemälde endlich befinden sich an der vordern Aussenseite der Flügelthüren in vier grossen Hauptbildern: Gebet am Oelberg. — Verspottung Christi. — Kreuztragung. — Kreuzigung. Das letztere ist ausgezeichnet schön durch den Ausdruck der trauernden Frauen.

Da dieser herrliche Altar, der leider durch Muthwillen und Rohheit nicht unverschont geblieben ist, noch nirgends ausführlicher beschrieben worden, so wird auch die trockene Notiz, auf welche wir uns hier beschränken mussten, dem fremden Kunstfreunde willkommen sein. In der Nähe des Altars, an der Sakristeithüre, befindet sich Georg Sürlins Bild, von ihm selbst in Holz geschnitzt und mit einem *Elogium* versehen. Diess hat Veranlassung zu einer Volkssage gegeben, in welcher Georg Sürlin nicht nur als der Schnitzer, sondern auch als der Maler des Altars erscheint. Die Mönche haben, heisst es, den Künstler nach vollbrachter Arbeit gefragt, ob er sich getraue, noch einen schönern Altar zu fertigen. Als der Meister dieses im freudigen Gefühle seiner Kraft bejahet, haben ihm die neidischen Mönche beide Augen ausgebohrt und so den lichten Farbenquell für immer versiegen gemacht.

Aus den hohlen Blicken schwindet
Seiner Bilder Sonnenpracht,
Lebt nur noch im stillen Geiste
Tief in schmerzensvoller Nacht.

Und so liegt er eingesunken,
Wie ein Opfer am Altar;
Ihn bewacht, ihn zwingt zu schweigen
Seiner Henker finstre Schaar.

Und die Welt wähnt ihn gestorben,
Doch im dunkeln Winkel sitzt
In der Kirche stumm der Blinde
Dort im fernsten Stuhl und schnitzt.
Statt des Pinsels ist das Messer,
Das ihn stach, in seiner Hand;
Dieses führt er leise, künstlich,
Schmücket still des Stuhles Rand.

Schnell verbirget er's am Herzen,
Wenn er Tritte gehen hört,
Wenn der Andacht lautes Beten
Vor dem eignen Bild ihn stört.
Ach, da brennen Farbenstrahlen
Ihm durch's tiefe, wunde Herz,
Und in Hand und Augenhöhlen
Zuckt der Sehnsucht heisser Schmerz.

Als er todt war und begraben,
Aufgerieben früh vom Gram,
Glaubten sich die Mönche ledig
Und vergassen Furcht und Scham.
Doch es blieb des Frevels Zeichen
In den Kirchenstuhl gedrückt,
Wo, von Holz geschnitzt, ein Männlein
Traurig lauert, blind, gebückt.

Nur ihr Auge ward geschlagen,
Dass es ihn erkannte nicht;
Doch der Wand'rer, doch der Pilger
Grüsst' in Thränen diess Gesicht.
Ein Jahrhundert sagt's dem andern;
Zürnend, von der Bilder Pracht
Rücklings kehrt sich der Beschauer
Zu dem Antlitz voller Nacht. *)

Zugleich mit dem Kloster erwuchs auch das Städtchen Blaubeuren, welches aber nicht im Besitze der Pfalzgrafen von Tübingen, sondern der Grafen von Helfenstein war; ein unruhiger

*) Aus der Romanze „Georg Sürlin" von G. Schwab.

Besitz, verpfändet und während dieser Pfandschaft gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch einen Krieg mit der Reichsstadt Ulm gefährdet, und endlich im J. 1447 mit den benachbarten Vesten, die inzwischen auch Helfenbergisch geworden waren, an den Grafen Ludwig von Württemberg verkauft.

Unter württembergischer Herrschaft theilte Blaubeuren die Schicksale des Landes in den unruhigen Zeiten Herzogs Ulrich, wurde im dreissigjährigen Kriege nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht österreichisch und kehrte erst in Folge des westphälischen Friedens wieder unter die Oberherrlichkeit Württembergs zurück. Während der österreichischen Occupation erhielt das Kloster einen unerwarteten Besuch von Wiederhold.

Das Licht des Evangeliums hatte die Stadt schon im J. 1534 (durch Ambros. Blaurer) begrüsst. Das Kloster aber, das unter seinen katholischen Aebten einen durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann in seinem ersten Abte Azelm oder Azolin († 1101) und in dem Abte Heinrich Faber einen Mitgründer der Universität aufzuweisen hatte, blieb noch katholisch, und während der Pest zu Tübingen wurde die halbe Universität in dasselbe verlegt. Der letzte katholische Abt, Christian Tübinger (1548 — 1562), war, wie der erste, ein Gelehrter und hat eine Geschichte des Klosters Blaubeuren hinterlassen. Im J. 1562 dehnte sich die Reformation auch auf das Kloster aus, und in der Person des bekannten Reformators Matthäus Aulber wurde demselben der erste evangelische Abt gesetzt. Inzwischen hatte Herzog Christoph einige reformirte Klöster dazu bestimmt, künftigen Kirchendienern, die zum Lehr- und Predigtamt bestimmt waren, ihre Vorbildung zu ertheilen und sie zu den Universitätsstudien tüchtig zu machen, und hatte zu diesem Zwecke durch den berühmten Johannes Brenz eine Klosterordnung entwerfen lassen, die am 9. Jan. 1556 in das Land ausging. Sämmtliche Klosterschulen, deren anfangs dreizehn waren, wurden unter die Aufsicht von Brenz gestellt, und unter dieser Zahl war auch Blaubeuren. Vorerst war die Einrichtung dieser Seminare ziemlich altklösterlich, besonders was die Lebensweise dieser jungen evangelischen Mönche betraf: denn anderes waren sie in der ersten Zeit nicht. Die wissenschaftliche Bildung hatte sich durch gründlicheres Studium der Humanioren bereits aus dem Dunkel des Mittelalters erhoben.

Aber ohne Erlaubniss ihres Prälaten (diess war der oberste Vorstand des Klosters) oder eines der beiden Präceptoren (später Professoren) durften sie selbst während der Recreationszeit nicht „vagieren", d. h. ausserhalb des Klosters sich umtreiben, und mussten „ziemlich ehrbare Röcke", d. h. schwarze Mönchskutten tragen, „wie ihnen solche Sommers- und Winterszeit" von den Klöstern aus Gnaden gereicht wurden." Dabei fand man es nöthig, diese vierzehn- und sechzehnjährigen Knaben vor dem „schändlichen Laster des Zu- und Volltrinkens, auch alles Zechens und Spielens und anderer dergleichen Ueppigkeiten" ernstlich zu verwarnen.

Uebrigens war schon in jener uralten Klosterordnung die Absicht des Gründers ausgesprochen, das Bestehen dieser Klosterschulen durch zeit- und zweckmässige Verbesserungen zu sichern. „Doch," sagt sie, „da sich über kurz oder lang fügte, dass Gestalt der Sachen, Gelegenheit oder Läuf', oder in anderwege die Nothdurft erforderte, in obgesetzten Kirchen- und Schulordnungen oder andern Artikeln etwas zu ändern, zu bessern, zu mindern oder zu mehren: (so) soll das jederzeit Uns und Unsern Erben vorbehalten seyn."

Das Hauptgebrechen dieser Klosterschulen war die naturwidrige Strenge der Anforderungen an Knaben und Jünglinge, die über geringe Unterlassungen und Vergehen selbst mit der Ruthe gezüchtigt wurden. Hierzu kamen noch die häufigen, täglichen Religionsübungen, durch welche sie überladen, aber nicht erbaut wurden, und die Bibel kennen, aber nicht lieben lernten. Diese Gebrechen dauerten fort, während die klassische Bildung, für welche zu Anfang der Reformation mit Begeisterung gewirkt wurde, allmälig in den Hintergrund trat. Demosthenes und Xenophon wurden aus den Unterrichtsstunden verdrängt, und Cicero, Virgil und Ovid nur durch das Bedürfniss des Latein-Lesens, Schreibens und Redens erhalten. Von griechischen Schriften blieb von Anfang des vorigen Jahrhunderts, ausser dem neuen Testament, nur des Chrysostomus Abhandlung vom Priesterthum übrig, und die Classiker schlüpften erst im Jahr 1777 durch Gessners griechische Chrestomathie, somit durch eine Hinterpforte, wieder herein. Vor der Mode wurden die armen Alumnen (diess war der Name der Seminaristen bis auf unsere Zeit) aufs Strengste

gehütet. Im J. 1720 erging nach Blaubeuren der Befehl, dass sie sämmtlich ihre Haare sollten wachsen lassen, und wenn Einer das Bedürfniss — einer Perrücke empfände, sollte er bei fürstlichem Consistorio um die Concession unterthänigst nachsuchen, da sich leider „ergeben, dass das Perrücken-Tragen unter den Alumnis so gemein werden will.“ Zugleich wurde ängstlich darauf gesehen, dass die „fröhliche Erquickung“ der Zöglinge in „ehrbaren, christlichen und klösterlichen Schranken eingeschlossen“ bleibe, dass nur „ehrliche Ergötzungen,“ daran „vernünftige und moderative Gemüther“ ein Gefallen finden können, wie Musik und eine, selten genug gestattete „Promenade“, gestattet wurden, und nicht nur Karten und Würfel, wie billig, sondern auch das Bretspiel, waren verboten, auch das an sich immerhin „anständige und honette“ Schachspiel „dissuadirt.“ Alle „*ludi pueriles*, die mit Tumult, Geschrei, Springen, Abmattung und Gefahr vorgenommen werden,“ waren aufs Strengste untersagt.

Indessen wird man um solcher Mängel willen kein allgemeines Verdammungsurtheil über diese Anstalten aussprechen und den Einfluss der Verhältnisse und des Zeitgeistes mit in Anschlag bringen. Gewiss milderte die Persönlichkeit der Aufsichtsbehörde und der Vorgesetzten gar Vieles an jenen strengen Verordnungen, und gewiss ist, dass gründliche Kenntnisse in den für den Theologen nöthigen Fächern allenthalben auf diesen, frühzeitig auf viere reducirten, nach zween zweijährigen Cursen abgetheilten Klosterschulen (Blaubeuren gehörte zum untern Cursus) erworben wurden.

Verbesserungen im Einzelnen wurden schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, namentlich durch den berühmten J. A. Bengel, damals Klosterpräceptor zu Denkendorf, hervorgerufen. Unsere neueste Zeit hat aber diese Anstalten gänzlich umgeschaffen, und es wäre ein frevelhafter Leichtsinn, jetzt — wo sie in andern Ländern vermisst oder nachgeahmt werden — noch an ihre Aufhebung denken zu wollen. Im Jahre 1785 und 1794 wurde der Lectionsplan umgestaltet und bedeutend erweitert, im Herbste 1807 die zwei obern Klöster, 1810 auch die zwei niedern Klöster combinirt und bei dieser Gelegenheit das Kloster oder Seminar Blaubeuren, das auch im dreissigjährigen Kriege unter der österreichisch-katholischen Herrschaft eine Zeitlang eingegangen

war, aufgehoben, jedoch bei Wiederherstellung der vier Seminarien im Jahre 1817 erneuert.

Mit diesen Einrichtungen der neuesten Zeit verlor sich die alte Klosterdisciplin und jede unvernünftige Beschränkung der wissenschaftlichen Vorbildung gänzlich. Wer jetzt unsere Klöster betritt, findet fröhliche Jünglinge, von einem ihnen im Alter nicht allzuferne stehenden jugendlichen Repetenten in ihren Studien und Erholungen geleitet und begleitet, rüstig turnend, nicht länger, als gründliche classische Bildung erfordert, im Ringe der Mauern gehalten, sondern auf Feld und in Wäldern sich tummelnd und nur vor dem Müssiggang und der Ausschweifung gehütet. An der Spitze der Anstalten stehen nicht verlebte Prälaten, sondern Ephoren, Männer im besten Alter, in den Forderungen der Zeit erzogen und mit ihnen vertraut; zu Professoren werden junge und tüchtige Männer erlesen, zu welchen die Jugend Vertrauen fassen kann, während sie ihnen durch gelehrte Bildung und Religiosität Achtung und freiwilligen Gehorsam einflössen. Geographie, Mathematik, Physik und Propädeutik zur Philosophie gehen dem Unterricht in der Religion und im classischen Alterthum zur Seite. Alle Lehrer und Erzieher haben, nach den neuesten Verordnungen, sich's zur Aufgabe zu machen, nicht nur in den Unterrichtsstunden, sondern auch ausser denselben, in die möglichst genaue Verbindung mit den Zöglingen zu treten, jeden nach seiner Individualität kennen zu lernen und ihm thätige Theilnahme an seinem wahren Wohle zu beweisen.

Wir sind der Ueberzeugung, dass diese Digression, die wir ein für allemal machen, da der Freund der vorliegenden Blätter noch zwei ähnlichen Pflanzstätten deutscher Lehrer und Prediger in denselben begegnen wird, das Interesse für Blaubeuren nicht zu schwächen geeignet ist, und schliessen unsere Beschreibung nur noch mit der Notiz, dass diese Stadt zwei ausgezeichneten Männern das Dasein gegeben hat, dem freimüthigen Kanzler und Hofprediger Andreas Osiander (1562) und dem deutschen Philosophen Christoph Gottfried Bardili (1761).

Hohenstaufen und Rechberg.

Hohenstaufen.

O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg', und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut'.
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walther sang, den Engeln gleich.

So lässt Uhland in seinem Fragmente „Conradin" einen deutschen Freund zu dem letzten Hohenstaufen-Sprössling sprechen, um ihn durch die Erinnerung an seinen schönen Stammsitz aus dem verhängnissvollen Süden zurückzuziehen. Der Dichter hat mit diesen Worten ein anschaulicheres Bild von dem Berg und seiner Umgebung entworfen, als eine weitläufige prosaische Ortsbeschreibung es zu liefern vermöchte. Nichts ist aus diesem Bilde verschwunden, als die Stammburg selbst, von welcher auf dem kahlen Kegel nichts übrig geblieben ist, als ein kaum sichtbares, bereits in Staub zerfallendes Mauerstück. Es war nur ein Traumgesicht, wenn der edle Max von Schenkendorf im April 1813 den Berg bestiegen und dem Feuer des Himmels gerufen hat, ihm den Weg zu zeigen:

Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Dass ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen!

Und es hiess in der That nicht hochgeschworen, wenn er prophezeite, dass der neue deutsche Bund diese Steine überdauern soll — die längst nicht mehr vorhanden waren.

Doch begünstigt gerade jene gänzliche Kahlheit des Berges das Spiel der Phantasie und es wird ihr leichter die Burg „herrlich wieder aufzubauen", als wenn sie ihren alten Plan aus dürftigen, gestaltlosen Trümmern zusammenzusetzen sich abmühen müsste.

Der Berg steht wieder vor unsern Augen, wie er vor achthundert Jahren oder früher dagestanden, öde und unüberbaut. Nun steigt aus der benachbarten Tiefe im 11ten Jahrhundert ein schwäbischer Edler, Friedrich von Büren, Friedrichs Sohn, empor zu der luftigen Höhe und baut sich hier auf dem Stwipfen (dem Stufenberge) sein hohes Haus; er nannte sich sofort von Staufen, Kaiser Heinrich IV. macht ihn zum Herzog in Schwaben und gibt ihm seine Tochter zum Weib, und Friedrich selbst wird der Ahnherr eines Kaiserhauses. Sechsmal sass die Krone auf dem Haupte seiner Nachkommen; das Haupt des siebenten fiel vom Rumpf, als seine Jünglingshand darnach greifen wollte. In diesen hundertsiebzehn Jahren sehen wir die Burg sich allmälig ausdehnen. Der erste Hohenstaufische Kaiser Conrad III. wahrt ihren Besitz gegen die Mönche von St. Denys; sein Sohn Barbarossa hält die väterliche Burg in hohen Ehren; doch scheint sie noch nicht sehr geräumig gewesen zu sein, denn er hatte nicht einmal eine Burgkapelle. Ein besonderer Weg führte ihn zu der kleinen steinernen Dorfkirche herab, die der Hohenstaufen-Verein als das einzige Denkmal der Staufen auf jenem Berge — denn das Dorf Hohenstaufen liegt nur wenige Minuten unter dem höchsten Gipfel — zu erhalten sich vorgesetzt hat. Eine Inschrift, der Form nach aus dem sechzehnten Jahrhundert, über einer zugemauerten Thüre angebracht, berichtet uns dieses mit den schlichten Worten:

Hic transibat Cæsar.

Der grossmächtigst Kaiser wohlbekannt,
Friedericus Barbarossa genannt,
das demüthig edel deutsche Blut
übt ganz und gar keinen Uebermuth;
auf diesem Berg hat Hof gehalten,
wie vor und nach ihm die Alten;
zu Fuss in diese Kirch' ist gangen,
ohn allen Pracht, ohn Stolz und Prangen,
durch diese Thür, wie ich bericht,
ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum.

Als König Philipp, Friedrich Barbarossa's jüngster Sohn, der seinem Bruder Heinrich VI. auf dem Kaiserthrone gefolgt war,

bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach erschlagen worden (1208), floh seine Gemahlin, die griechische Kaiserstochter Irene, auf die Stammburg ihres Gatten und starb hier an einer unzeitigen Geburt. Ihr Leichnam ward im nahen Kloster Lorch beigesetzt.

Die letzten Kaiser des Hauses nahmen sich nicht Zeit, sich nach ihrer Stammburg umzusehen, sie betrachteten sie als Reichsburg und so blieb Hohenstaufen auch in der Folge Reichsdomäne, bis sie aus Karls IV. Besitz durch Pfandschaft an Eberhard den Greiner von Württemberg kam (1347). Diess Land freute sich später ihres ungestörten Besitzes anderthalb Jahrhunderte lang, bis im J. 1525 die aufrührerischen Bauern das Thal herunter kamen und sich am Fusse des Berges lagerten. Der Ueberfall geschah bei Nacht, und obgleich der feindliche Haufen nur klein war, warfen doch die Wächter des Schlosses in der Angst die Schlüssel von der Zinne herunter, verbargen sich oder machten sich nach kurzer Gegenwehr, den Hauptmann Michael von Reissenstein an der Spitze, davon. So ward die ehrwürdige Burg von den zügellosen Bauern eingenommen, ausgeraubt und verbrannt. Die ergriffenen Knechte wurden von den Zinnen herabgestürzt.

Martin Crusius sah 63 Jahre nach der Zerstörung des Schlosses die Trümmer, die von ihrer Grösse zeugten, und hat sie ausführlich beschrieben. „Lieber Gott," ruft er in seiner Chronik aus, „soll eine so grosse Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten zu einem so scheusslichen Anblicke gediehen sein? Alles ist verschwunden wie ein Rauch, alles ist hinweggeflogen wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiss hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches vor Alter wurmstichig ist; er mähet das Gras, das im Schlosshofe hoch steht; der Hollunderbaum wächst da und dort in den Winkeln." Doch sah Crusius noch deutlich die zwei Haupttheile des Schlosses, den Mannsthurm, die Behausung des Frauenzimmers, den Bubenthurm und eine sieben Fuss dicke Mauer von Quadern, welche die ganze Burg umschloss, Alles noch schwarz vom Brande des Bauernkrieges. Aber „in allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniss, keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt. Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Beingerippe." So sah es im J. 1588 aus. Jetzt ist auch dieses Ge-

rippe verschwunden; die Herzoge von Württemberg haben mit den Ueberbleibseln ihr Schloss zu Göppingen gebaut. Aber das Auge des Dichters erblickt die alte Burg in ihrer vorigen Herrlichkeit:

Es steht in stiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreist in trägem Schwung
Wehklagend um sein moosig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
Draus bilden sich Gestalten hehr.

Die alte Burg mit Thurm und Thor
Erbauet sich aus Wolken klar,
Die alte Linde sprosst empor,
Und Alles wird, wie's ehmals war.

So Harfe wie Trompetenstoss
Ertönt hinab ins grüne Thal,
Gezogen kommt auf schwarzem Ross
Rothbart der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
Ein Vogel singt mit süssem Laut
Vom schönen griech'schen Heimathland.

Und Conradin an Tugend reich,
Der süsse Jüngling, arm, beraubt,
Im Garten steht er stumm und bleich:
Die Lilie neigt ihr trauernd Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn,
Da steht der Fels gar öd' und kahl,
Verschwunden ist die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höh'n, —
Und wie der Fels so kalt und öd'
Scheint auch das deutsche Land zu stehn.

So sang vor 25 Jahren Justinus Kerner *). Auf dem Berge sieht man noch ausser jenem Stückchen Mauer zwei enge Höhlen

*) Dichtungen, S. 231 f.

am westlichen Hange des Berges, die den gemeinschaftlichen Namen Heidenloch führen, den schon Crusius kannte und die dem Besucher des Berges so lange zur Zuflucht gegen Unwetter dienen müssen, bis der Hohenstaufen-Verein, wie er denn auch dieses beabsichtigt, für ein bescheidenes, den Gipfel nicht verunstaltendes Obdach gesorgt hat.

Der Emporblick an dem Gipfel von der letzten Stufe vor dem Dorfe aus hat im Anfang etwas Finsteres und Wildes. Man steht nun selbst schon auf einem hohen Bergrücken, am Fusse des Kegels, der sich über dem Dorfe Hohenstaufen erhebt, von dem nur wenige Häuser sichtbar werden. Links sieht man auf einem Hügel hangende Kalksteinfelsen, als wenn sie die Lava wären, die ein ehemaliger Vulkan heruntergestürzt hätte. Eine Ziegelhütte liegt einsam daneben. Die Stille der Umgebungen, die Höhe, auf der man schon steht, das hingestreute Dorf, die Gestalt der Bergspitze, alles das gemahnt den Wanderer mehr an die Schweiz, als irgend eine andere Stelle des Landes.

Die Aussicht vom Hohenstaufen, wie vom Rechberg herab, zeichnet sich vor andern Albaussichten dadurch aus, dass der Fernblick nach allen Seiten frei ist, indem er selbst gegen Süden und Osten noch über Hügel und Ebenen schweift, ehe er auf der Albwand, von der diese beiden Ausläufer, nebst dem dritten, dem Stuifenberg, mehrere Stunden vorwärts springen, zu ruhen kommt. Das bewaffnete Auge erblickt bei günstigem Himmel in dieser Richtung sogar Tyroler- und Schweizeralpen hinter der schwäbischen Alb. Zuäusserst gegen Osten gekehrt hat man das Albuch-Gebirge mit seinem Fürsten, dem trümmer- und höhlenreichen Rosenstein, vor sich. Gegen Süden verweilt der Blick vom Hohenstaufen aus zuerst auf dem Rechberg, dessen Schloss auf dem tieferen Vorsprung, dessen Wallfahrtskirche auf dem kahlen Gipfel, dessen freundliches Dorf an der Seite dem seltsam gestalteten Höcker ein lachenderes Ansehen gibt, als der etwas kahle Rücken sonst haben würde, und das Ganze zu einer eigenthümlichen, aber anmuthigen Erscheinung macht. Um den Rechberg her lagern sich die nähern und fernern Albrücken: der Hornberg, der Stuifen, der Bernhardusberg mit einer Wallfahrt; weiter rechts winkt aus der Tiefe das alte Schlösschen Staufeneck, dann kommen die Berge des Geisslingerthales, in weiterer Ferne Teck,

Neufen, Achalm, Hohenzollern, kurz die ganze obere Alb, alles auf engen Raum zusammengedrängt und hintereinander geschoben. Westlich dehnt sich die hügelige Fläche bis zum Schwarzwald aus, nordwestlich die hohen Hügelketten des württembergischen Unterlandes und dahinter wohl gar der Odenwald; im Vordergrund wellenförmiges Land mit einzelnen Tannenhainen; im Norden ein Stück des alten hercynischen Waldes, der Welzheimer Wald; die Löwensteiner-Berge, blaue Gipfel des Frankenlandes in der Richtung von Schwäbisch-Hall.

Unser Bild konnte von dieser Ferne, da es den Anblick beider Berge zu geben bestimmt ist, nur etwa ein Viertheil des Kreises mittheilen, nach Süden die Alb von Boll bis Teck, nach Norden den Stromberg und die zwischen beiden liegende Landstrecke.

Wir fügen nun noch ein Wort bei von

Hohenrechberg.

Die Burg steht um ein Ziemliches tiefer als der Gipfel des Berges auf einem abgesonderten Hügel, den eine grosse steinerne Brücke mit der Bergspitze, auf welcher die Kirche steht, verbindet, und dessen Mittelfelsen sie ernst und alterthümlich noch unter Dach und Fache krönt, und dadurch einen starken Contrast mit dem kahlen Hohenstaufen bildet, der einst einen Kaiserpallast trug. Aus mehreren Vorhöfen ragt das hohe Schloss in Form eines Hufeisens, das auf dem nördlichen Flügel durch ein zweites Gebäude fortgesetzt und geschlossen ist, hervor. Verfallener als das von einem gräflich Rechbergischen Beamten bewohnte Schloss sind seine Mauern und Thürme.

Eine Volkssage lässt die Stammherren des Geschlechts schon im 7ten Jahrhundert im sogenannten Christenthal an einer grossen Schlacht der bekehrten Alemannen theilnehmen und darauf die Burg erbauen. Geschichtliche Nachrichten finden wir erst im zwölften Jahrhundert (um 1165). Ein Ulrich von Rechberg († 1202) war Marschall der Hohenstaufen, ein anderer Ulrich Bischoff von Speyer († 1195), ein Siegfried († 1227) Bischoff von Augsburg. Die Kriegsthaten eines Hans von Rechberg schildert Joh. v. Müller in seiner Schweizergeschichte. Die Burg erscheint erst im J. 1300 bestimmt als Besitzthum des Geschlechts und hat

ihren Namen von dem Rehgebirge, auf dessen Vorsprunge sie liegt. Die Familie führte auch auf dem Helm einen Rehbock. Unter den spätern Rechbergen machte sich um 1489 Wilhelm bemerklich, der, als Diener eines Bayernherzogs, einen päbstlichen Legaten den schriftlich gedrohten Bannfluch des heiligen Vaters buchstäblich verschlucken liess und dann den Brief sammt dem Pfaffen spiesste *). Die Heldenthat zog dem Ritter den Bann zu und vertrieb ihn vom Hofe.

Im Städtekrieg 1449 und am Schlusse des dreissigjährigen Krieges 1648 litt das Schloss gewaltig, doch steht es noch fest und würdig von Gestalt bis auf diesen Tag, bewacht von dem Rechberger Klopfer, einem Familiengeiste, der in seinen Hallen umgeht und jeden Todesfall in dem jetzt in den Grafenstand erhobenen Geschlechte durch sein Pochen verkündet. Den Ursprung erzählt die Sage so: Ulrich II. von Rechberg wurde im J. 1496 vergeblich von seiner Gemahlin, Anna von Wenningen, von ferner Fahrt erwartet. Früher hatte er seinen treuen Hund von Zeit zu Zeit mit Briefen geschickt; jetzt blieb auch dieser aus. Endlich, als sie brünstig in der Burgkapelle für ihren fernen Gatten betete, störte sie im Beten ein lautes Pochen, so dass sie unmuthig ausrief: „Ich wollte, du müsstest ewig klopfen.“ Als sie das Thor öffnete, stand der Hund davor, aber ohne Brief. Sein Herr war todt, und bald brachte man seine Leiche. Die Frau unterlag dem Kummer; auf dem Sterbelager hörte sie ein Pochen, bis ihr Auge sich schloss.

Erfüllt ist, was im herben,
Erkrankten Sinn sie bat:
Will wo ein Rechberg sterben,
Der ew'ge Klopfer naht. **)

Eine Brücke verbindet das Schloss mit dem Gipfel des Rechberges, auf welchem ursprünglich eine Einsiedelei mit einem aus Lindenholz geschnitzten Marienbilde stand und wo später die Herren von Rechberg eine schöne Wallfahrtskirche nebst Pfarrhaus gebaut haben. Ein guter Tubus steht hier dem Besucher dieser Höhe zu Dienste, mit welchem er bei einigermassen günstiger

*) S. G. Schwab's Romanze in dessen Schwäb. Alb. S. 324 f.
**) S. die zweite Romanze a. a. O. S. 227 ff.

Witterung in Südosten die Gipfel der Schneeberge leicht erkennen wird. —

Nordwestlich von beiden Bergen liegt, von beiden herab in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar, die ehemalige alte Reichsstadt Gmünd, katholischer Confession, mit merkwürdigen Kirchen und Kapellen geschmückt. Wenige unserer Leser dürften wissen, dass diese Stadt vor Jahrhunderten den Baumeister ausgesandt hat, der den Prachtbau des Mailänder Doms aufführte. Der Italiener *Gamodea* nennt in seinem Werke über Mailand als Baumeister des Domes Heinrich Arler von Gmünd.

Der Reissenstein bei Neidlingen.

Wir führen jetzt den Freund romantischer Natur einem der schönsten Thäler der schwäbischen Alb zu, nachdem wir einige Stunden vom Hohenstaufen vorwärts in das offene Land hinausgetreten sind und ihm die blaue Gebirgskette im Ueberblicke vorgestellt haben.

„Der Gebirgszug der schwäbischen Alb, an welchen sich südlich der Heuberg, nördlich der Aalbuch und das Herdtfeld anreiht, hat ein Streichen von Südwest nach Nordost, und erhebt sich gegen Nordwest in einem steilen Abfalle von ungefähr 1000 Pariser Fuss über die Thalsohl, während er sich gegen Südost sanft verflacht. Der nordwestliche steile Hang, die zum Theil sehr tiefen Thaleinschnitte und das mehrfältige Vorkommen plutonischer Bildungen lassen auf vielfache, noch nicht genau erörterte Veränderungen bei diesem Gebirge schliessen. Unverkennbar haben basaltische Massen die ganze Albkette gehoben. Ehe jene Erhebung eintrat, scheint dieses Land, wo nicht ganz, doch zum Theil von Wasser bedeckt gewesen zu sein. Als aber dieselbe im Süden und Südwest plötzlich und mit grosser Gewalt auftrat, wurden die abfliessenden Wasser von dem bereits gegenüberstehenden Schwarzwaldgebirge zurückgeworfen und stürzten nach Nord und Nordost. Diese Strömung muss zwar nur temporär, jedoch ausserordentlich heftig gewesen sein; sie bespülte die Nordwestseite der Albkette und vermehrte noch hierdurch die bei der Erhebung entstandenen zahlreichen Zerreissungen und Einschnitte.

Nur in der Nähe der Basalte und am Rande der Thäler ist zuweilen eine Störung der Schichten bemerkbar, sonst sind sämmtliche Gebirgsformationen fast horizontal geschichtet. Dagegen zeigen ein- und dieselben horizontalen Schichten auf kurze Entfernung hin ein so verschiedenes Niveau, dass dieses nicht anders als durch grosse Verschiebungen zu erklären sein dürfte. Während jener Katastrophe mussten die Hebungen in den Gewässern einen ausserordentlichen Wellenschlag hervorbringen; es entstand eine Strömung von Südwest nach Nordost, welche das gehobene Gebirge an seiner Nordwestseite bedeutend angriff; der am ganzen Fusse der Alb bemerkbare Rücken hatte sich aber höher gehoben als das Hauptgebirge selbst, und hierdurch die auflöslicheren Schichten des Lixs und Oxfordmergels der heftigsten Brandung entgegengestellt. Solcher Gewalt konnten diese Massen nicht widerstehen, die Fluthen untergruben dieselben, die auflagernden Kalkmassen stürzten ins tausendfache zertrümmert nach und wurden von den Wellen mit fortgenommen. So war der Erhebungsprocess der schwäbischen Alb ein ganz anderer, als derjenige des französischen und Schweizer-Jura, des Schwarzwaldes, der Vogesen und der Alpen; denn hier findet man weder Aufrichtungen, noch Verbiegungen und Ueberstürzungen, Alles ist horizontal gehoben.“ *)

In seiner jetzigen Gestalt erscheint indessen dieses unter so wilden Kämpfen der Elemente entstandene Kalkgebirge aus der Ferne, wie sein Bruder, der schweizerische Jura, dem Anblick etwas trübselig und eintönig. Der Wanderer erwartet gewiss viel weniger als darin zu finden ist, und auch nur, als wir selbst ihm hier in beschränkter Auswahl geben. Die ganze schroff aufsteigende Bergewand, schwarzblau von der Entfernung gefärbt, hier ihre nordwestliche Abdachung gegen den Neckar, die ungleich höher ist als die südöstliche gegen die Donau, uns entgegen bietend, bildet am Horizont eine lange gerade Linie von etwa dreissig Stunden, nur von wenigen, kaum über die Bergfläche sich

*) Aus dem für die Alb classischen Vortrage des Grafen Friedrich von Mandelsloh in der zwölften Versammlung der deutschen Naturforscher zu Stuttgart im Herbst 1834: „über die geognostischen Profile der schwäbischen Alp.“

emporhebenden Gipfeln unterbrochen: dem verweilenden Blicke theilt sie sich bald in eine Menge aneinander gereihter, sargförmiger Berge, mit welchen hie und da eine Kegelform, selten eine Halbkugel wechselt; kein Fluss am Fusse belebt oder mildert den Anblick; waldige Hügel lagern sich fast allenthalben im Vorgrunde des Gebirges bis zum weit vom Fusse desselben zurückweichenden Neckar, der für den ferneren Beschauer wieder von Hügeln gedeckt ist.

Aber wenn die Luft nicht dunstig, der Horizont an den Bergen blau ist, und die Abendsonne einen Strahl auf diese Ferne wirft, so erheitert und belebt sich bald das Gemälde. Die dunkle Farbe des Gebirges wird durchsichtiger, indem der Sonnenschein eine leichte Röthe darüber giesst, in welcher bald mehr Wechsel der Formen hervortritt, als das Auge früher geahnt hat. Bald schimmern uns die reichen Buchenwälder, von welchen diese Berge bis zu ihren obersten Höhen umkleidet sind, entgegen, Vertiefungen mannichfaltiger Thäler werden sichtbar, die sich zwischen den mehr und mehr von dem ganzen Bergeszug abgelösten Massen eröffnen; wo die Vorhügel einen Blick durchlassen, entdeckt man, wie funkelnde Punkte, Dörfer und Städte; am Fusse der Alb hin und in die Berge hinein ziehen sich üppige Obstwälder; die Höhen sind mit weissen Kalkfelsen, die vom Grün der Wälder sich jetzt deutlich ablösen, übersäet, und auf den vereinzelten Gipfeln des Gebirges zeigt uns die scheidende Sonne vorher unbemerkte Schlösser und Ruinen. Ein solcher Moment, in welchem das Gebirge auf viele Meilen weit in seinen Einzelheiten kenntlich erscheint, prägt der Phantasie den Charakter der schwäbischen Alb für immer ein, und wenn der Freund ihrer mannichfaltigen Schönheit sie später wieder in blauer Ferne erblickt, so wird sein Auge noch mit Lust auf diesem verschwommenen Gebirgszuge verweilen:

Das ist die theure Schwabenalb,
Die allenthalb
Blau nach der Ebne winket;
Wo man auf Haiden hoch und kühl,
Fern vom Gewühl,
Die reinen Lüfte trinket;
Wo Blüthenduft
Zu Thale ruft;

Man wandert schnell,
Bis man am Quell
In Waldesschatten sinket.

Wir aber führen ihn hier in ihre nächste Nähe, bis er

— durch der Thäler Pfad
In Wälder trat,
Aus denen Felsen stiegen,
Und bis er auf den Spitzen links
Sah rechts und links
Die alten Burgen liegen. *)

Die Ruine der Burg Reissenstein liegt eine starke Meile von dem Thalstädtchen Kirchheim unter Teck, links von dem Teckberg, auf der südöstlichen Bergwand des Neidlingerthales. Doch hat sie der Künstler nicht in diesem Thale selbst aufgesucht, sondern seinen Standpunkt in dem Heimenstein, einer der Burg gerade gegenüber liegenden Höhle, genommen. Auf dem Wege von der nordwestlichen Albzinne nach dieser Grotte findet man sich bald im dichtesten Walde, unter einem bunten, aber wohlthuenden Gemische der verschiedenartigsten Bäume. Auch der Boden bekleidet sich von Schritt zu Schritt mit einer üppigen Vegetation von Gras, Blumen und Kräutern; man merkt, dass man nicht nur von Städten, sondern von allen Menschenwohnungen fern wandelt, und die unendlich wohlthätige Gegenwart einer jungfräulichen Natur labt Herz und Auge, während die würzige Bergluft in dieser blühenden Einsamkeit Brust und Füsse stärkt und alle Müdigkeit weghaucht.

In dem Eingeweide des Felsen, welcher den Namen Heimenstein führt, öffnet sich am südlichen Abhange eine schmale Höhle, welche denselben nach Südosten durchschneidet, etwa 60 Schritte lang und von innen eng, aber wohlgeformt, lichtlos, durch herabhängende und auf den Boden bunt hingeworfene Steinmassen unterbrochen, bald von dreifacher Mannshöhe, bald so niedrig, dass man nur gebückt durchkriechen kann und nur mit Licht versehen und unter dem Vortritt eines Führers durchkommt. An der wieder erweiterten Kluft steht man vor dem schroffen Abgrunde des Thales, und dem Blicke gerade gegenüber erschei-

*) Die angeführten Stellen dieses Abschnitts sind den schwäbischen Romanzen meiner Gedichte entnommen I, S. 343 f. und 331 ff.

nen als Vorsprung der entgegengesetzten Thalwand die herrlichen Trümmer der alten Veste Reissenstein, als Krone eines Felsen, der sich aus einer Fülle von Wald erhebt. Dieser überkleidet die ganze obere Hälfte des länglichen Bergkessels, den das Thal bildet. Schmuck und malerisch winkt dem Hinunterblickenden aus dem tiefen Grunde, den hier die kleine Lindach durch das Gebirge gewählt hat, das Dorf Neidlingen herauf, das einst der tapfere Vertheidiger Hohentwiels im dreissigjährigen Kriege, der um das Württemberger Land hochverdiente Wiederhold, als Lehen besass. Nach Norden und Nordost öffnet sich das Thal gegen das Städtchen Weilheim und die schönen waldigen Kuppen des Erkenberges und Aichtelberges. Gegen Südwesten ist das Thal durch einen waldigen Bergesgrund ganz abgeschlossen.

Das Volk lässt in dieser Höhle einen Geist über einem ungeheuren Schatze wachen und schreibt auch diesem, der einst als Riese hier gehaust, den ursprünglichen Aufbau des Reissensteines, — Riesensteines — zu:

Droben von dem Berge hoch
Schaut herab das Felsenloch;
Drin aus seiner langen Nacht
Ist der Riese Heim erwacht.

Streckt das zott'ge Haupt hervor,
Luget durch sein schwarzes Thor;
Ihm gefällt das tiefe Thal,
Der gewölbte Riesensaal.

Und er sehnt sich nach dem Licht,
Weilt in seinem Steine nicht;
Bald mit Einem Schritt er stand
Auf der andern Felsenwand.

Nun ruft er die Zwerge, die Menschen, auf, ihm ein Haus zu bauen. Maurer, Steinmetz, Zimmermann gehorchen ihm. Bald steht der Riesenstein fertig, und nur der letzte Nagel am obersten Fenster fehlt noch.

Doch der Ries' im Augenblick
Nimmt den Knecht bei dem Genick,
Streckt zum Fenster den hinaus,
Dass es Allen ist ein Graus

„Hämmre, meine Hand ist fest,
Dass sie dich nicht sinken lässt!
Schlag' den Nagel in den Stein
Zwischen Erd' und Himmel ein!"
Draussen hängt er so mit Schreck,
Doch er wagt's und hämmert keck;
Nieder lässt der Heim ihn sacht:
„Zwerg, du hast es wohl gemacht!"

Urkunden erzählen von dieser Riesenveste wenig, und man kennt ihre geschichtlichen Erbauer und Besitzer nicht. Gegen Ende des 14ten Jahrhunderts wurde sie vom Grafen Eberhard von Württemberg dem Ritter Hans von Lichtenstein überlassen, der sie seinen Tochtermännern abtrat. Im Jahre 1441 kam sie durch Kauf an den Grafen von Helfenstein und machte von da an einen Theil der Reichsherrschaft Wiesensteig aus.

In das Innere der lange fast ungekannten Ruine gelangt man nach mancher Mühseligkeit von deren Rückseite — die auf dem Bilde sichtbare Vorderseite stürzt in tiefen Abgrund nieder — durch eine auf Händen und Füssen zu durchkriechende Höhlung. Dann klettert der keckere Wanderer an den Abgründen des Schuttes hinauf zum höchsten und mächtigsten Thurme, wo sich die Aussicht auf das Neidlingerthal von der andern Seite, und eben deshalb ganz verändert, nach Nordost und Norden viel grossartiger geworden, wiederholt. Dieser viereckige, gegen Nordosten stehende Thurm hat 70 — 80 Fuss Höhe. Gegen Süden zeigt sich das ziemlich vollständige Gerippe eines grossen Wohnhauses, von dem noch drei hohe Mauern stehen, die vierte zerfallen ist. Das Dach fehlt ganz und der Himmel schaut hoch herein. Der Boden des Hauses ist mit wuchernden Ahornen, Eschen und Steinlinden angefüllt. Das Ganze ist durch mannichfaltiges Mauerwerk untereinander verbunden und umschlossen. Aus dem Felsen, auf dem eine Art Vorhalle ruht, führt, zusammengeschmolzen mit dem Mauerwerk, die Höhle empor, die jetzt den einzigen Zugang zu dem Schlosse bildet. In der Mauer darüber sind zwei grosse gewölbte Oeffnungen, welche vielleicht die Eingänge zu zwei gewaltigen Zugbrücken gebildet haben, da jener Eingang unmöglich der einzige in das Schloss gewesen sein kann.

Dem südlichen Schlusse des Thales ist man hier ganz nahe. Dort bildet die Lindach vom Gipfel der Alb herab über pittoreske

Felsen den hübschen Wasserfall in einen durch Wald und Berg ganz abgeschnittenen Kessel. Man entdeckt ihn nicht eher, als bis man durch das bunte Gemisch der schlanksten Buchen, Eichen, Ulmen- und Ahornbäume, die sich an der Bergwand hinaufziehen und mit Kirschbäumen und anderm Obste abwechseln, hindurchgedrungen ist. Hundert Schritte klettert der Wanderer an gelindern Fällen hinauf, bis er auf dem Felsen ausruht, wo der obere Quell aus dem Kalkstein hervorspringt,

Und aus hoher Umschattung
Sein redseliger Sprudel hüpft

Urach.

Das Thal, das alle Schönheiten der Albnatur in grösster Vollständigkeit und Fülle in sich vereinigt, ist das Uracherthal. Die Zierde dieser Gebirgsabhänge, die reichen Buchenwälder, bekleiden seine Berge vom Gipfel bis an den untersten Saum der Wiesen, die den ebenen Grund des Thales bilden und einen zweiten Wald der mannichfaltigsten Obstbäume beherbergen, die im Frühling mit ihren Blüthen die Tiefe, über der in den dürren Wäldern noch der Winter raschelt, zu einem Paradiesesgarten umschaffen. Doch ist der Sommer die schönste Jahrszeit für dieses waldige Felsthal, dessen eigentlich malerischer Theil mit dem in einem lieblichen Obstwalde ganz versteckten grossen Pfarrdorfe Dettingen beginnt, wo es nicht mehr viel über eine Viertelstunde breit ist, und die Felsen zuweilen so nahe rücken, dass das Thal ganz geschlossen scheint. Zur Linken fliesst dem Wanderer die Erms, das klare, muntre Waldwasser, das die schmackhaftesten Forellen beherbergt. Zu beiden Seiten der Heerstrasse vereinigen sich Kirschen-, Zwetschen-, Birn-, Aepfel- und Nussbäume auch zur Sommerszeit, wenn die Blüthe längst vorüber ist, zu einem freundlichen Gemisch von mannichfaltigem Hellgrün; während die abwechselnden Formen des hier ebenfalls in verschiedenen Gestalten sich gefallenden Gebirges in das undurchdringliche, saftige Dunkel der Buchen gehüllt sind und im heissesten Sommer durch ihren blossen Anblick ein Ahnungsgefühl der Kühle erwecken. Auch in stille, schattige Seitenthäler thut das Auge von Zeit zu Zeit einen erfrischenden Blick. Das schönste der-

selben, östlich von der Veste Hohenurach, der Brühl genannt, ist die abgeschiedenste Waldgegend, nach allen Seiten von den höchsten Bergen eingeschlossen, mit immergrünem, bewässertem Wasen bedeckt. Von der südwestlichen Gebirgswand rauscht uns der dreifache Wasserfall des Brühlbaches entgegen, der sich hier die ganze Albhöhe herab über eine Tuffsteinmasse fast senkrecht ergiesst, und auf den die Felsen und Wälder der Albhöhe niederschauen. Gegen Mittag schlingen sich bei günstiger Sonne, wenn man den Fällen ganz nahe getreten ist, durch den Wasserstaub die Edelgesteine eines oft wiederholten Regenbogens. Ein wildes Gehölz umgibt den Schauplatz der Scene; eine köstliche Gruppe überhangender Bäume spiegelt sich oben am Rande in dem hervorspringenden Wasserbogen, dessen Fall gegen 80 Fuss betragen mag. Der Platz oberhalb des Wasserfalles, auf der sogenannten schönen Wiese, übertrifft an düstrer Abgeschiedenheit Alles, was man in diesen stillen Bergen findet, und doch ist der Hinunterblick auf den ruhigen Grund, in das jungfräuliche, unbewohnte Thal, unaussprechlich befriedend. Man freut sich der ungestörtesten Einsamkeit, und nur der Blick auf die Burgtrümmer Hohenurachs im Hintergrunde mahnt an das Leben hinabgegangener Geschlechter.

Hier lebt und webt die Natur noch in ihrer alten Kraft und Stille, ja die Wunder der ewigen Gerechtigkeit wiederholen sich noch heutigen Tages hier auf diesen Höhen, in diesen Gründen. Ein reicher Bauer aus der Umgegend hatte seine Geliebte zu Urach vor Gericht verleugnet und geschworen, nicht auf dem Bette sterben zu wollen, wenn er löge. Dann ging er den steilen Gebirgspfad empor, seiner Heimath zu —

Er liess die Magd wohl weinen
Und an der Brust den Kleinen!

Was murrst du, alter Wasserfall?
Was schüttelt ihr die Häupter all',
Ihr Eichen und ihr Buchen?
Ihr Winde, wen kommt ihr suchen?

Die hohen Felsen stehn zu Hauf,
Sie heben den weissen Finger auf,
Die Bauern alle, die andern,
Mit Eile, mit Eile wandern.

Der Eine schleichet hinterher,
Sein Athem wird ihm kurz und schwer,
Zu des Gesteines Klötzen
Geht er, sich hinzusetzen.

Vergebens warten auf ihn die Wandergenossen.

Zuletzt im Regen und im Wind
Die Dirne kommt mit ihrem Kind,
Ihr ist, als ob es riefe
Wehklagend aus der Tiefe.

Da schleicht der Mond vor, ihr zu leuchten, und zeigt ihr im feuchten Grunde, zwischen Strauch und Baum, zwischen Fels und Wasserschaum, zerschellt und röchelnd, den Ungetreuen. *)

Wir verlassen diese Einsamkeit und nähern uns auf der Landstrasse der Veste Hohenurach wieder. Dieser stumpfe Bergeskegel, von seinem Fuss an mit Wald bewachsen, steht von drei Seiten ganz frei und selbst die vierte, wo er gegen Süden mit dem höheren Gebirge zusammenhängt, hat eine solche Vertiefung, dass er dadurch zu einem ganz abgesonderten Berge wird.

Die Burg, mehr als 2000 Pariser Fuss über der Meeresfläche gelegen, beherrschte den ganzen Rücken des Berges und bot gegen die südliche Alb drei Terrassen dar: die untere Burg auf dem hintern, steil abstürzenden Felsrücken, mit einer in die Felsen gehauenen Brustwehr, in deren Schutze die Burgkapelle stand; dicht über dieser die obere Burg mit hohem Bollwerk, mit Halbmonden auf den vier Ecken und einem starken, hohen Thurm, der den Haupteingang bedeckt; endlich über dem Bollwerk auf dem vordersten Felsengipfel die innere Burg, das eigentliche Schloss, welches die Stirn in das Hauptthal hinabwies. Der einzige Eingang in die obere Burg ist in der östlichen, der Stadt zugekehrten Ecke. Vor dem Hauptthore, welches auf das Bollwerk führt, ist ein breiter, tiefer Graben, in Felsen gesprengt. Der Umfang der innern Burg war nicht von Bedeutung. Der Schlosshof beschrieb ein unregelmässiges Viereck. Zwei Hauptgebäude umzogen die nördliche und östliche Seite; auf der Westseite lief eine

*) S. die Romanze der Schwur; G. Schwab's Gedichte 1, S. 325 f.

hohe Mauer mit einem Thurm im Innern des Hofes; die Seite gegen das Bollwerk schloss der feste, mit einer wehrhaften Plattform bedeckte Eingang. An den äussern Ecken standen sehr feste Thürme; zudem umlief die ganze innere Burg ein mit vielen Thürmen besetzter Zwinger.

Das Alles liegt jetzt in Trümmern, ist aber auch als Ruine noch gross:

Aus des Gebirges Kerkern
Schaut Urach ernst herab,
Mit morschen Thurmeserkern,
Mit seines Dichters Grab. *)

Dieser Dichter ist Nikodemus Frischlin, der von „den Hofteufeln", dem Adel, eifersüchtigen Mitlehrern und endlich den Fürstendienern, die „der Könige lange Hand gebrauchten", verfolgt, seines Lehrersitzes in Tübingen verlustig, auf der Flucht, aus der er Libellen geschleudert hatte, ergriffen, auf dieser Bergveste eingekerkert ward und freiheitsuchend an den Felsen zerschellte (1590).

Ihn schlossen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Er doch, voll Kraft, zerbrach den Felsenstein
Und liess sich abwärts am unsichern Bande.
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewande.
Weh! Muttererde, dass mit linden Armen
Du ihn nicht auffingst, schützend, voll Erbarmen! **)

Die Erde hat ihn wenigstens lange labend in ihrem Schoosse bewahrt, denn im J. 1755 ward auf dem Kirchhofe zu Urach ein eichener Sarg aufgegraben, in welchem der zerschlagene Leichnam, sonst noch unversehrt, eine Papierrolle in der linken Hand und in ein gelehrtes Staatskleid eingehüllt, gefunden wurde. Er hatte also doch ein ehrendes Begräbniss erhalten, wenn anders die Zeugen sich in ihrem Funde nicht getäuscht haben.

Ein früherer Gast dieser Kerkerveste war, wenn Hohenurach hier nicht mit dem Schlosse der Stadt Urach verwechselt wird,

*) S. G. Schwab's Gedichte I, S. 301.
**) Just. Kerners Dichtungen, S. 128.

der Vater des Herzogs Ulrich von Württemberg, der wahnsinnige Graf Heinrich, der im J. 1490 von seinem Bruder Eberhard im Bart hierher gelockt, in einen Ring geschlossen, sein früher Land und Leuten verderbliches Leben hier vertrauerte. Sein edles Gemahl Eva folgte ihm in diese wilde Einsamkeit, gebar ihm in der Gefangenschaft noch einen Sohn (1498), Georg, der durch seinen Sohn Herzog Friedrich I. Stammvater des jetzt blühenden württembergischen Hauses wurde, und wartete ihm getreulich ab bis zu seinem Tode (1519). Auch der berüchtigte Kanzler Enslin sass lange Zeit hier gefangen, bis er mit dem von ihm verführten Commandanten der Burg am 22. Nov. auf dem Marktplatze zu Urach enthauptet ward.

Wer die Burg Hohenurach erbaut hat, ist unbekannt; wahrscheinlich Egon oder Egino I., der im 11ten Jahrhunderte lebte. Von seinen zwei Brüdern baute der erste, Egino; der zweite, Rudolph, vollendete die Burg Achalm. Die urkundliche Geschichte des Hauses Urach umfasst zwei Jahrhunderte; es gehörte zu den ausgezeichnetsten und merkwürdigsten Schwabens. Schon der Sohn des Stifters, Conrad oder Cuno, brachte es bis zum Cardinal. Er war Begleiter des Papstes Gregor VII., Zeuge der Scene zu Canossa und nachher einer der heftigsten Gegner Heinrichs V. Im J. 1111 hielt er als päpstlicher Legat zu Jerusalem eine Kirchenversammlung und sprach hier über den Kaiser den Bann aus, den er auf verschiedenen Synoden wiederholte; auch präsidirte er das Concil zu Soissons, wo Abälards Process verhandelt wurde. Nur sein eigener Wille verhinderte, dass er nicht zum Papst gewählt wurde. Sein Bruder Gebhard, Bischoff von Speyer, liegt im Kloster Hirsau begraben. Von den spätern Grafen erhielt Egon der Fünfte, nach einigem Kampfe, durch seine Gemahlin Agnes im J. 1219 das Breisgau. Sein Erbe war sein ältester Sohn, Egon VI.; der zweite Sohn, Cuno, Bischoff von Oporto und Cardinal, war einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, gross in weltlichen wie in geistlichen Geschäften. Als päpstlicher Legat hatte er in Frankreich, England und Deutschland die glänzendste Rolle gespielt. Auch er lehnte als Cardinal die Papstwürde ab und zog sich nach einem langen, geräuschvollen Leben in das stille Ermsthal auf Hohenurach, den Sitz seiner Väter, zurück. Hier mit dem Bau des Klosters Güterstein beschäftigt,

erhielt er den beschwerlichen Auftrag, als Legat nach Palästina zu gehen, um dort einen Kreuzzug leiten zu helfen, und starb im J. 1230 auf der Reise. Egon's VI. Enkel, Graf Berthold von Urach, wurde Stifter des Fürstenbergischen Hauses. Aber seine Linie erlosch mit ihm und mit ihm das Haus der Grafen von Urach. Die Grafschaft Urach mit Stadt und Burg ging jetzt, noch im dreizehnten Jahrhundert, durch Tausch an Württemberg über. Graf Eberhard im Bart liebte Stadt und Veste und hauste oft in beiden. Grausam verwüstete die Burg der Herzog von Alba im schmalkaldischen Kriege (1547), und erst der baulustige Herzog Christoph stellte sie wieder her. Im 30jährigen Kriege war Hohenurach in schwedischen Händen und wehrte sich, als die Stadt längst übergeben war, hartnäckig gegen die Obersten des Feldmarschalls Gallas, und erst ganz ausgehungert erhielt die tapfere Besatzung ehrenvollen Abzug. Urach war das letzte Besitzthum, das nach dem westphälischen Frieden von den Oestreichern dem rechtmässigen Landesherrn wieder eingehändigt wurde. Während der französischen Ueberfälle von 1693 diente die Veste Vielen zum Asyl. Die erste grosse Beschädigung erhielt es durch den Blitzstrahl 1694. Seit dieser Zeit blieb es baufällig und sparsam besetzt, bis es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz zerfiel und seine Steine zur Erbauung des benachbarten Jagdschlosses Grafeneck verwendet wurden.

Auf dem höchsten Punkte des Schlosses geniesst man eine herrliche Aussicht in das Uracherthal, das durch seinen schmalen Durchbruch durch das Gebirge, seine waldigen Bergwände und seine Ausmündung in ein breites, ebneres Land viel Aehnlichkeit mit dem Heidelberger Thale hat. Die Fernsicht auf der Burg ist beschränkt, und zwischen den beiden Bergsäulen des sich erweiternden Thales blickt nur ein kleiner Abschnitt der fernen Fläche herein, deren Hintergrund das Schloss Hohenheim und die fruchtbaren Bergebenen vor Stuttgart bilden.

Das Städtchen Urach am östlichen Fusse der Burg, gewerbreich durch die Leinenweberei, den Leinwandhandel und die Bleiche, von Herzog Friedrich I. seit 1597 hier eingeführt, bietet einiges Merkwürdige dar, darunter die alte Residenz des Grafen Eberhard im Bart, das von Graf Ludwig von Württemberg 1443 aufgeführte und von Eberhard im Bart aus Gelegenheit seiner

Vermählung im J. 1474 verschönerte Schloss, das schon Martin Crusius herrlicher fand, „als man es von aussen dafür ansieht", und einer königlichen Hofburg verglich. Die Wände des halbhölzernen Gebäudes sind mit üppigen Epheuranken bedeckt; in dem freistehenden Portal ist der Palmbaum des wallfahrenden Eberhards im Bart und sein eines Helden würdiger Sinnspruch: *attempto* (d. h. *tento*, ich wag' es!) farbig eingezeichnet. Im Innern zeigt unter vielen Zimmern ein grosser Saal mit steinernem Boden uns die Brautbettstatt jenes Eberhards, und ein zierlich gemalter und vergoldeter Rittersaal, der äusserst geräumig ist, erinnert vielfach an jenen Fürsten, so wie an einige spätere Perioden der württembergischen Geschichte. In diesem Saale wurden bei der Hochzeit Eberhards mit einer Mantuanischen Prinzessin vierzehntausend Personen gespeist; der Wein lief aus einem Brunnen unmittelbar in dem Saal in die Becher. In der Hausflur sieht man das in Lebensgrösse sehr schön geschnitzte Bild des wahnsinnigen Grafen Heinrich.

Ausser dem Schlosse verdient der durch den edeln Eberhard gestiftete St. Amandushof Erwähnung; Herzog Christoph räumte denselben dem frommen Lutheraner Hans Ungnad, Freiherrn von Sonneg, ein, der, einst österreichischer Gesandter zu Constantinopel, jetzt ein Asyl in Tübingen gefunden hatte und zu Urach slavische Bibelübersetzungen und Drucke leiten wollte, mithin die erste Bibelanstalt gründete. Die Ironie des Schicksals vermachte seine Druckerei — der Propaganda zu Rom. Jetzt ist das Stift ein niederes evangelisches Seminar; seine Kirche, schon durch Eberhard im Bart zur Stadtkirche geworden, bewahrt den schön geschnitzten Kirchenstuhl Graf Eberhards. In dieser Kirche liess Herzog Ulrich im J. 1537 ein Colloquium seiner Theologen halten, in dessen Folge alle Bilder aus den Kirchen entfernt wurden.

Das nahe Karthäuserkloster Güterstein, jetzt bis auf die Spur verschwunden (an seine Stelle ist ein Wasserwerk und in der Nähe ein Fohlenhof getreten), hatte wahrscheinlich grossen Antheil an der Sinnesänderung des edeln, aber in seiner Jugend rohen und ausschweifenden Eberhard. „Der alte Vater", ein Prior zu Güterstein, besass sein ganzes Zutrauen, und als die Reue ihn nach dem heiligen Grabe trieb, legte er hier sein Testament nieder und empfing knieend des alten Vaters Segen.

So erinnert fast Alles in Urach und in der Umgegend an den ersten Herzog Württembergs, den herrlichen Fürsten, dem der Papst sein seltenstes Geschenk, die heilige Rose, zuerkannte, den der Kaiser selbst der Kaiserkrone würdig achtete, der den Wissenschaften ihren Sitz in Tübingen gründete, der in einer schweren und misstrauensvollen Zeit sich rühmen konnte, ruhig sein Haupt im wilden Walde in jedes Unterthanen Schooss legen zu können; und der auf seinem Sterbelager sprach: „So Jemand ist, dem wider Billigkeit meine Regierung schwer und ungerecht gewesen, dem soll es mit aller meiner Habe ersetzt werden; und wenn dir damit, mein gnädiger Gott und Schöpfer, noch nicht genug gethan ist, so ist hier mein Leib: züchtige ihn und mach' ihn zu einem Sühnopfer!"

Schlösschen Lichtenstein.

In einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels, als wie ein Strahl,
Drauf schaut das Schlösslein Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein.

In dieser abgeschiednen Au'
Da baut' es eine Ritterfrau,
Sie war der Welt und Menschen satt,
Auf den Bergen sucht sie eine Statt.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seite gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegossen sein.

So kann es trotzen Wetter und Sturm,
Die Frau wohnt sicher auf ihrem Thurm,
Sie schauet tief ins Thal hinab,
Auf die Dörfer und Felder, wie ins Grab.

„Die blaue Luft, der Sonnenschein,"
Spricht sie, „der Wälder Klang ist mein,
Eine Feindin bin ich aller Welt,
Zu Gottes Freundin doch bestellt." *)

*) Diese und die folgenden Verse aus der Romanze Schloss Lichtenstein; G. Schwab's Gedichte, I. S. 319 ff.

Seitdem wohnten lauter Menschenfeinde auf der Burg und einer von ihnen hat den von den Menschen vertriebenen Herzog Ulrich in seinem Felsenneste aufgenommen:

Er zeiget ihm das finstre Thal,
Das weit sich dehnt im Mondenstrahl.

Der Herzog schaut hinunter lang,
Er spricht mit einem Seufzer bang:
„Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegst du, mein Land!“

„„Auf meiner Burg, Herr Herzog, ja,
Ist Erde fern, doch Himmel nah;
Wer schaut hinauf und wohnt nicht gern
Im Himmelreich von Mond und Stern?““

Hier lernt der verstossene Herzog mit dem Himmel umgehen und wird aus einem Menschenfeind und Unterthanenquäler zu einem Freunde von Gott und Welt umgeschaffen.

Wie hat er erworben solche Gunst?
Wo hat er erlernet solche Kunst?
In des Himmels Buch, auf Lichtenstein,
Da hat er's gelesen im Sternenschein!

* * *

Das Schloss zerfiel, es ward daraus
Ein leichtgezimmert Försterhaus;
Doch schonet sein des Windes Stoss,
Meint, es sei noch das alte Schloss.

Mehr als diese Romanze weiss auch die Geschichte wenig von dem durch seine ganz eigenthümliche Lage vor allen andern Albpunkten ausgezeichneten „Lichtensteiner Schlösslein“, welchen Titel die Jägerwohnung von der alten Burg noch heutzutage entlehnt, zu sagen. Die Burg war Eigenthum und Sitz der Herren von Lichtenstein, die seit 1243 mehrfach vorkommen, auch mehrere Schlösser dieses Namens besessen zu haben scheinen. Im J. 1389 bedienten sich Anshelm und Schwenger von Lichtenstein „scharfer und ehrenrühriger Wort'“ wider die Reutlinger, die sich dann im Städtekrieg in den Besitz von Lichtenstein setzten, das aber bald württembergisches Lehen wurde. Crusius beschreibt uns die alte Gestalt des Schlosses genau und erzählt: „Am un-

tern Theil des Schlosses sind Festungswerke, auf alte Art gebaut; etwas höher ein herrlicher Pferdestall und kleine Kammern anstatt des Kellers; Alles in Felsen gehauen. Wenn man die Stiege hinaufgeht, findet man eine weite und helle Stube mit gegossenem Boden; vor derselben sind Doppelhaken in der Wand. Im obern Stockwerk ist ein überaus schöner Saal, rings herum mit Fenstern, aus welchen man bis an den Asberg (bei Ludwigsburg) sehen kann: darin hat der vertriebene Fürst Ulrich von Württemberg öfters gewohnt, der des Nachts vor das Schloss kam und nur sagte: der Mann ist da! So wurde er eingelassen."

In dieser Gestalt stand das Schloss bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo es abgerissen und, mit Beibehaltung der alten, ganz in den Fels hineingebauten Grundlagen von Mauern und Thürmen, eine freundliche, blanke Försterwohnung an seine Stelle gesetzt wurde. Die alte Burg lebt nur noch in unserer Romanze, in alten Handzeichnungen, in der Chronik des Crusius, vor allen Dingen aber seit zehn Jahren in dem allgelesenen schönen Roman des frühverstorbenen schwäbischen Dichters Wilhelm Hauff. Dieser bevölkerte das Schlösschen mit einem alten Ritter von Lichtenstein und seiner lieblichen Tochter Bertha, und liess, der Sage getreu, den verjagten Herzog Ulrich hier und in der benachbarten Nebelhöhle verborgen und gepflegt werden.

Auf Crusius gestützt, entwirft uns Hauff, wo er seinen jungen Helden Georg von Sturmfeder, nach einem schlimmen Abenteuer, auf Lichtenstein seine Bertha, den alten Vater, den unerkannten Herzog und den treuen Pfeifer von Hardt finden lässt, folgende höchst lebendige Beschreibung des Schlösschens:

„Georg hatte indess Zeit genug, das Schloss und seine Umgebungen zu betrachten. War ihm schon in der Nacht, beim ungewissen Scheine des Mondes, die kühne Bauart dieser Burg aufgefallen, so staunte er jetzt noch mehr, als er sie vom hellen Tage beleuchtet anschaute. Wie ein kolossaler Münsterthurm steigt aus einem tiefen Albthal ein schöner Felsen frei und kühn empor. Weit ab liegt alles feste Land, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weggespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt, oder eine Wasserfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von seinen festen Steinmassen abgespühlt. Selbst an der Seite

von Südwest, wo er dem übrigen Gebirge sich nähert, klafft eine tiefe Spalte, hinlänglich weit, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, doch nicht so breit, dass nicht die erfinderische Kunst des Menschen durch eine Brücke die getrennten Theile vereinigen konnte. Wie das Nest eines Vogels auf die höchsten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnsten Zinnen eines Thurms gebaut, hing das Schlösschen auf dem Felsen; es konnte oben keinen sehr grossen Raum haben: denn ausser einem Thurme sah man nur eine befestigte Wohnung; aber die vielen Schiessscharten im untern Theile des Gebäudes und mehrere weite Oeffnungen, aus denen die Mündungen von schwerem Geschütz hervorragten, zeigten, dass es wohlverwahrt und trotz seines kleinen Raumes eine nicht zu verachtende Veste sei. Und wenn ihm die vielen hellen Fenster des oberen Stockes ein freies, luftiges Ansehen verliehen, so zeigten doch die ungeheuern Grundmauern und Strebepfeiler, die mit dem Felsen verwachsen schienen und durch Zeit und Ungewitter beinahe dieselbe braungelbe Farbe, wie die Steinmasse, worauf sie ruhten, angenommen hatten, dass es auf festem Grunde wurzle und weder vor der Gewalt der Elemente, noch dem Sturm der Menschen erzittern werde.“... Georg geht mit dem Pfeifer über die Zugbrücke, dann gelangen sie an das innere Thor. „Es war nach alter Art, tief, stark gebaut, und mit Fallgattern, Oeffnungen für siedendes Oel und Wasser, und allen jenen sinnreichen Vertheidigungsmitteln versehen, womit man in den guten alten Zeiten den stürmenden Feind, wenn er sich der Brücke bemeistert haben sollte, abhielt. Doch die ungeheuern Mauern und Befestigungen, die sich von dem Thor an rings um das Haus zogen, verdankte Lichtenstein nicht der Kunst allein, sondern auch der Natur; denn ganze Felsen waren in die Mauerlinie gezogen, und selbst der schöne geräumige Pferdestall und die kühlen Kammern, die statt des Kellers dienten, waren in den Felsen eingehauen. Ein bequemer gewundener Schneckengang führte in die oberen Theile des Hauses, und auch dort waren kriegerische Vertheidigungen nicht vergessen; denn auf dem Vorplatz, der zu den Zimmern führte, wo in andern Wohnungen häusliche Geräthschaften aufgestellt sind, waren hier furchtbare Doppelhaken und Kisten mit Stückkugeln aufgepflanzt. Von hier ging es noch einmal aufwärts in den

zweiten Stock, wo ein überaus schöner Saal, ringsum mit hellen Fenstern, den Ritter von Lichtenstein und seinen Gast aufnahm.“ *)

Wo im alten Schlosse jener Saal stand, da hängt jetzt, ebenfalls im zweiten Stocke des Schlösschens, das Fremdenzimmer in der Luft und eröffnet den freien Blick in das wundervolle Thal, an dem gewiss auch das verwöhnteste Auge Wohlgefallen finden wird. Von dem schroffen Fels herab misst der Blick eine Tiefe von wenigstens dreihundert Klaftern, welche, von dem Waldbache der Echag gebildet, etwa eine halbe Viertelstunde breit, rechts und links von waldigen Alpen umlagert, sich eine Meile in die Länge zieht und mit drei lachenden Dörfern, immer wasserfrischen grünen Wiesen und wohlvertheilten Obstpflanzungen besetzt ist. In der Höhe das wildeste Gebüsch mit Wald und Fels, rechts und links die rauheste Alb. Im Hintergrund ein isolirter Bergrücken, hinter dem der vulkanische Gipfel der Achalm hervorblickt, so neugierig, als könnte er scheu jeden Augenblick sich wieder hinter den Vorderberg zu Grunde bücken; rechts und links verliert sich die lachende, hügelige Breite bis gegen Hohenheim und die Stuttgarter Höhen, in den buntesten Farben, bis zur bleichsten Bläue verschmolzen.

In diesen Richtungen liegen in der Nähe die Städte Pfulingen und Reutlingen; links von dem Beschauer etwas ferner, hinter der Bergwand, Tübingen; in seinem Rücken, von Waldfläche gedeckt, Hohenzollern und Hechingen. Aber wer den obersten Boden des Hauses zu besteigen nicht scheut, der wird durch ein zerbrechliches Fenster, mit bewaffnetem Auge, gegen Südost eine ganze Kette von Vorarlberger und Schweizer-Alpen bis zum Säntis und Glarnisch hin, aus weiter Ferne, schneebedeckt, mit Staunen sich entgegen schimmern sehen.

Der Förster, der diese vereinzelte Warte bewohnt, seufzt Jahr aus Jahr ein über die Einsamkeit der Werktage, die Wuth der Stürme, die Strenge endloser Winter und die Kürze lieblicher Sommer. An dem schönsten Frühlingstage des Jahres, dem Feste der Freude, dem Pfingstenmontag, wogt jedoch der Strom des geselligen Lebens auf einmal bis über Bord dieser im Luftmeer einsam schwimmenden Arche. Da wird die benachbarte Nebel-

*) W. Hauff's Schriften. VI. S. 23 ff.

höhle beleuchtet, und aus Ober- und Unterland kommt eine unzählige Menge fröhlicher Gäste zusammengeströmt, die Jungen, um die Wunder der hiesigen Umgegend zum ersten Male zu geniessen, die Alten, um in Erinnerungen der Natur und der Freundschaft einen frohen Tag sich rückwärts zu versenken. Erst aus der Tiefe von Pfullingen zu Wagen und Rosse, von Unterhausen zu Fusse durch einen Bergspalt, jedenfalls mühsam emporgekommen lagert man sich auf einer ebenen Albwiese, dem begrünten Dache der Höhle, dann wird die von unzähligen Lichtern funkelnde Höhle besucht, endlich schlendern Karawanen um Karawanen durch den Wald der Hochfläche, bis, selbst denen, die zum zehnten Male hier pilgern, unerwartet, die Waldebene am Abgrund aufhört und das steile Schloss mit seinem tiefen Thale dahinter, nur über eine Zugbrücke zu erobern, vor den Wanderern emporsteigt:

Und einsam ist es jetzt nicht mehr,
Es kommt der Gäste fröhlich Heer,
Aus einer Höhle kommen sie,
Doch Menschenfeinde sind es nie.

Manch holdes Mädchenangesicht
Lässt leuchten seiner Augen Licht;
Da führt mit Recht in solchem Schein
Das Schloss den Namen Lichtenstein.

Die Männer stolz, die Mägdlein frisch,
Sie sitzen all' um Einen Tisch,
Die Erde lächelt herauf so hold,
Es strahlt am Himmel der Sonne Gold.

Sie spenden von des Weines Thau
Dem Herzog und der Edelfrau,
Sie bitten sie, diess Schlösslein gut
Zu nehmen in ihre fromme Hut.

Und ziehn sie ab, mit einer Brust
Voll Gotteslieb' und Menschenlust,
Dann steht in spätem Sternenschein
Einsam und selig der Lichtenstein.

Die Nebelhöhle.

Die malerischen Schönheiten Schwabens beschränken sich nicht auf seine Oberfläche, sie setzen sich selbst unter dem Boden fort;

keine Provinz Deutschlands ist so reich an unterirdischen Grotten und grösseren Höhlen; ja fast jedes Jahr setzt die Entdeckung eine neue hinzu; und selbst hier, wo man es weniger erwarten sollte, herrscht das Gesetz der grössten Mannichfaltigkeit, und die Stalaktiten der verschiedenen Höhlen zerfallen in Geschlechter und Arten, wie die Blumen und Früchte, die am Fusse dieser Gebirgsgrotten in den lieblichen Thälern blühen und reifen.

Das ältestbekannte, berühmteste und imposanteste von diesen Subterraneen ist die Nebelhöhle, obgleich sie durch die jährliche Beleuchtung mit viel tausend Talglichtern viel vom feenartigen Schimmer der Tropfsteine verloren hat, und in dieser Hinsicht mit ihren jüngeren oder doch frischeren Schwestern sich nicht messen darf.

Der alte, bescheidene Name, den das Volk der Höhle gegeben hat, ist das Nebelloch, und rührt wahrscheinlich von ihren Ausdünstungen her. Der bekannte deutsche Reisende Keysler machte vor hundert Jahren auch das Ausland mit dieser Höhle bekannt, beschrieb sie und wies auch ihre grosse Aehnlichkeit mit der Baumannshöhle nach. Schon er berechnete die Länge sämmtlicher unterirdischen Grotten und Gänge von dem äussersten Eingange bis an den Ort, wo man von diesem am weitesten entfernt ist, auf 488 Fuss. Seitdem ist sie oft und genau untersucht und vielfach beschrieben worden.

Die Höhle liegt drei Stunden oberhalb Reutlingen, an dem Ende eines Seitenthälchens von Oberhausen, an der Seite eines hohen waldigen Bergfelsens, der Stellenberg genannt. Ihr grosser portalmässiger Eingang ist mit einer, gewöhnlich verschlossenen, Thüre versehen, zu welcher Pfullingen und das nähere Dörfchen Oberhausen die Schlüssel verwahren. Dieser Eingang öffnet sich gegen Nordost an der steilen, felsigen Waldwand, ungefähr 140 Fuss unter dem Rande des Gebirges und 2457 Fuss über der Meeresfläche, zwischen bemoosten Felsen. Die Höhle selbst besteht aus mehreren Abtheilungen, der untern, der obern und den zwei kleinern obern Höhlen. Die untere Höhle theilt sich wieder in die vordere und hintere Höhle, welche beide nur durch einen schmalen Durchgang verbunden sind. Die Hauptrichtung der ganzen Höhle geht von Südost nach Nordwest; ihre Länge beträgt 540 Fuss, wovon 315 Fuss auf die vordere und

225 Fuss auf die hintere Höhle kommen; ihre mittlere Breite hat 75 Fuss, ihre Höhe steigt bis auf ungefähr 70 Fuss.

Durch den Eingang steigt man auf einer Treppe von 68 Stufen, welche 1803 an die Stelle des sehr beschwerlichen und schlüpfrigen Weges gesetzt worden ist, hinab, und kommt dann in die vordere Höhle. Noch auf der Treppe erweitert sich die Höhle in einem hohen Gewölbe, das schornsteinartig über 50 Fuss in die Höhe steigt und oben eine kleine Oeffnung hat, durch welche ein schwacher Schimmer des Tageslichts hereinfällt. Die Wirkung desselben verliert sich aber bald, und mit stillem Staunen langt man in der Tiefe der finstern und geheimnissvollen Unterwelt an und sieht sich hier von einer grossen, an 40 Fuss hohen Halle umfangen. Links von hier breitet sich eine weite Kammer von mehr als 100 Fuss Tiefe aus, an deren Ende gleichsam ein Wasserfall von Tropfsteinen aus der Wand hervorbricht. Die Hauptausdehnung der Höhle geht rechts gegen Nordwest. Der durch Brücken erleichterte Weg führt über Felsen und Tiefen. Auf der ersten Brücke sieht man wundersame Tropfsteine, „den Bären“ und „den Handscherben“, eine gewöhnlich mit Wasser gefüllte Tropfsteinschüssel. Später gelangt man an eine grosse, freistehende Felsengruppe von den schönsten Tropfsteinen, welche in ihrer Mitte einen schauerlichen Kessel einschliesst. Hier theilt sich der Weg in zwei Gänge, wovon der eine links in „die Grotte“ führt, wo die glänzendsten und wunderlichsten Tropfsteingebilde, „Kapelle, Kanzel, Altar, Orgel sammt Vorhängen und Deckenverzierungen, Heiligenbilder in Nischen und Felsenritzen“, sich zeigen; hier ist auch der grösste Wasserbehälter, und bald folgt das Ende der Höhle.

Der Gang rechts führt über zwei Brücken zu einem schmalen Durchgang und damit in die hintere Höhle, die sich gleich beim Eingang in einer Höhe von 20—30 Fuss und in einer Breite von 40—50 Fuss ausdehnt, und wo uns zuerst der Taufstein begegnet. Nach 150 Schritten trennt sich diese minder merkwürdige Höhle in zwei Aeste und setzt sich von beiden aus in einem oberen Stockwerke fort. Diese obere, schwer zugängliche Höhle dehnt sich wieder von Südost nach Nordwest, und kann zum Theil nur erklettert und mit Leitern befahren werden. Sie besteht aus vier Haupttheilen, wovon ein Gewölbe rechts

reich an den sonderbarsten Tropfsteingestalten ist. Endlich finden sich im Norden der hintern Höhle zwei mühsam zu ersteigende kleine Höhlenkammern; in der Wandspalte einer derselben ward ein Knochen von einem menschlichen Schenkelbein gefunden. Die ganze Höhle befindet sich in Jurakalkstein, und die darin vorkommenden Mineralien sind fast lauter Erzeugnisse von aufgelösten Theilen dieses Kalksteins: Mondmilch, Fadenstein, Kalkspath, Stalaktiten. Auch will man verschiedene Versteinerungen darin gefunden haben. Die Temperatur der Höhle ist 4,8′ R. *)

Wir entlehnen zur Ergänzung des vorliegenden Bildes die Farben abermals dem Dichter, dem wir schon eine so lebendige Schilderung Lichtensteins verdanken. Denn auch in diese Finsternisse ist die Poesie hinabgedrungen. Mit Recht rühmt Uhland diese vaterländischen Schilderungen des jungen Dichters in seinen schönen Versen „auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden“: **)

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloss, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeists — räthselhafte Formen schafft:
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sah'n wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall, in Spalt' und Kluft versteckt,
Ward zu beseeltem Menschenwort erweckt.

Die Scene, in welcher Hauff seinen Helden durch den Pfeifer von Hardt dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in die Nebelhöhle zuführen lässt, gehört zu den schönsten und phantasiereichsten seines Romans Lichtenstein. Dort wird der Eintritt Georgs von Sturmfeder in die Höhle folgendermassen beschrieben: ***)

„Der Mann von Hardt ergriff eine der Fackeln und bat den Jüngling, die andere zu tragen; denn ihr Weg sei dunkel und hie und da nicht ohne Gefahr. Nachdem er diese Warnung geflüstert, schritt er voran durch das dunkle Thor.

---

*) Vergl. Memmingers Beschr. v. Reutlingen S. 12—21.
**) Gedichte, 10te Aufl. S. 157.
***) Hauffs Werke, V. S. 84 ff.

Georg hatte eine niedere Erdschlucht erwartet, kurz und eng, dem Lager der Thiere gleich, wie er sie in den Forsten seiner Heimath hin und wieder gesehen: aber wie erstaunte er, als die erhabenen Hallen eines unterirdischen Pallastes vor seinen Augen sich aufthaten. Er hatte in seiner Kindheit aus dem Munde eines Knappen, dessen Urgrossvater in Palästina in Gefangenschaft gerathen war, ein Mährchen gehört, das von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden; dort war ein Knabe von einem bösen Zauberer unter die Erde geschickt worden, in einen Pallast, dessen erhabene Schönheit Alles übertraf, was der Knabe je über der Erde gesehen hatte; was die kühne Phantasie des Morgenlandes Prachtvolles und Herrliches erfinden konnte, goldene Säulen mit krystallenen Kapitälern, gewölbte Kuppeln und Smaragden und Saphiren, diamantene Wände, deren vielfach gebrochene Strahlen das Auge blendeten; Alles war jener unterirdischen Wohnung der Genien beigelegt. Diese Sage, die sich der kindischen Einbildungskraft tief eingedrückt, lebte auf und verwirklichte sich vor den Blicken des staunenden Jünglings. Alle Augenblicke stand er still, von Neuem überrascht, hielt die Fackel hoch und staunte und bewunderte: denn in hohen, majestätisch gewölbten Bogen zog sich der Höhlengang hin und flimmte und blitzte, wie von tausend Krystallen und Diamanten. Aber noch grössere Ueberraschung stand ihm bevor, als sich sein Führer links wandte und ihn in eine weite Grotte führte, die wie der festlich geschmückte Saal des unterirdischen Pallastes anzusehen war. Sein Führer mochte den gewaltigen Eindruck bemerken, den dieses Wunderwerk der Natur auf die Seele des Jünglings machte. Er nahm ihm die Fackel aus der Hand, stieg auf einen hervorspringenden Felsen und beleuchtete so einen grossen Theil dieser Grotte.

Glänzend weisse Felsen fassten die Wände ein, Schwibbogen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdische Auge staunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfstein, aus dem die Höhle gebildet war, hing voll von Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als silberreine Quellen in krystallenen Schalen sich sammelten. In grotesken Gestalten standen Felsen umher, und die aufgeregte Phantasie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald

grosse Altäre mit reicher Draperie und gothisch verzierte Kanzeln zu sehen. Selbst die Orgel fehlte dem unterirdischen Dome nicht, und die wechselnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin und herzogen, schienen geheimnissvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Nischen bald auf-, bald zuzudecken.

Der Führer stieg, nachdem er das Auge des Jünglings für hinlänglich gesättigt halten mochte, wieder herab von seinem Felsen. Das ist die Nebelhöhle, sprach er; man kennt sie wenig im Land und nur den Jägern und Hirten ist sie bekannt; doch wagen es nicht viele, hereinzugehen, weil man allerlei böse Geschichten von diesen Kammern der Gespenster weiss. Einem, der die Höhle nicht genau kennt, möchte ich nicht rathen, sich herabzuwagen; sie hat tiefe Schlünde und unterirdische Wasser, aus denen Keiner mehr ans Licht kommt. Auch gibt es geheime Gänge und Kammern, die nur fünf Männern bekannt sind, die jetzt leben.

Und der geächtete Ritter? fragte Georg. — Nehmt die Fackel und folget mir, antwortete Jener und schritt voran in einen Seitengang. Sie waren wieder etwa zwanzig Schritte gegangen, als Georg die tiefen Töne einer Orgel zu vernehmen glaubte. Er machte seinen Führer darauf aufmerksam.

Das ist Gesang, entgegnete er, der tönt in diesen Gewölben gar lieblich und voll. Wenn zwei oder drei Männer singen, so lautet es, als sänge ein ganzer Chor Mönche die Hora. — Immer vernehmlicher tönte der Gesang; je näher sie kamen, desto deutlicher wurden die Biegungen einer angenehmen Melodie. Sie bogen um eine Felsenecke, und von oben herab tönte ganz nahe die Stimme des Singenden (Ulrichs), brach sich an den zackigen Felswänden in vielfachem Echo, bis sie sich verschwebend mit den fallenden Tropfen der feuchten Steine und mit dem Murmeln eines unterirdischen Wasserfalles mischte, der sich in eine dunkle, geheimnissvolle Tiefe ergoss.“

Die Männer lauschten und verstanden durch das Echo und das Gemurmel der Wasser etwa folgende Worte, die der Geächtete sang:

Vom Thurme, wo ich oft gesehen
Hernieder auf ein schönes Land,

Vom Thurme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner stand.
Der Väter Hallen sind gebrochen,
Gefallen ist des Enkels Loos,
Er birgt besiegt und ungerochen
Sich in der Erde tiefstem Schooss.

Und wo einst in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durchs Gefild,
Da meine Feinde grässlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das sie birschen,
Die Bluthund' wetzen schon den Zahn,
Sie dürsten nach dem Schweiss des Hirschen,
Und sein Geweih steht ihnen an.

Die Mörder ha'n in Berg und Haide
Auf mich die Armbrust aufgespannt,
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchschleich' ich Nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr sonst eingeritten
Und meinen hohen Gruss entbot,
Da klopf' ich schüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brot

Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Muth! noch ist nicht All's verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht; ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
„Er war ein Mann und wankte nicht!"

Dieses schöne Lied ist von Fräulein Emilie Zumsteg, der Tochter des bekannten Componisten, vortrefflich in Musik gesetzt worden, und seine originelle Melodie verdient wohl eine allgemeinere Verbreitung.

Was in Hauff's Roman von der Höhle gesagt worden, ist Alles ganz nach der Natur geschildert. Dem Dichter Wilhelm Hauff selbst tönte der Gesang einer zahlreichen akademischen Jugend, die von seiner Dichtung begeistert war, in seinem letzten Lebenssommer, in welchem er in diese Höhle und später in das Grab hinabstieg, aus den unterirdischen Grotten entgegen

und endigte in ein hundertstimmiges stürmisches Lebehoch, dessen Echo gar nicht verhallen wollte. Da heisst es recht: *)

Dort lassen lust'ge Zecher
Sich auf der Felsbank nieder,
Sie schwingen volle Becher
Und singen trunkne Lieder.
Nie klang die Grotte so wie heut'
Von Feuerlärm und Sturmgeläut'!

Burg Hohenzollern.

Zwei Gebirgskegel treten aus der langen Reihe der schwäbischen Albhöhen weithin sichtbar hervor; am östlichen Ende der dem Freunde dieses Werkes schon vorübergeführte Hohenstaufen, auf dessen kahlem Gipfel, nur dem geistigen Auge sichtbar aber für dieses unzerstörlich, die Burg eines längst verschwundenen Geschlechts unsterblicher Herrscher thront; gegen das Westende desselben Gebirges Hohenzollern, die mit Trümmern gekrönte Bergwiege eines blühenden Königsstammes. Dieses letztere, einst sehr feste Bergschloss liegt eine halbe Stunde von Hechingen, der kleinen Residenz des Fürstenthums Hohenzollern-Hechingen, auf einem freistehenden kegelförmigen Berge, der gegen 800 Fuss hoch ist. Den Gipfel bildet ein Kalkfelsen, dessen Seiten überall senkrecht abgeschnitten sind. Zu dieser Spitze, welche das Schloss trägt, führt nur ein einziger, mit Brücken verbundener Zugang, und die Veste war noch überdiess absatzweise durch neun stark mit Eisen beschlagene Thore verwahrt. Das Schloss selbst bildet ein längliches Viereck und besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln, an dem die südöstliche Seite, deren Flügel längst eingestürzt ist, mit Ausnahme der Kirche, offen steht. Rechts hat der Eintretende hier das Zeughaus, in welchem einiges Geschütz und eine sehenswerthe Waffensammlung des Mittelalters aufbewahrt wird, eiserne Panzer, Helme, Morgensterne, Spiesse und was sonst von Waffen der veränderte Kriegsgebrauch längst unnütz gemacht hat. Darunter zeichnen sich einige schön von Stahl gearbeitete und mit Zierra-

*) Aus Uhlands Glockenhöhle; Ged. X. Aufl. S. 475.

then versehene Rüstungen der Grafen von Hohenzollern besonders aus. Das Ganze ist in einem alten Saale aufbewahrt. Neben diesem Zeughause sind zwei Mühlen über einander, von eigenthümlichem Mechanismus, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menschen in Bewegung gesetzt wurde. Jenem Hause gegenüber steht links, unansehnlich, doch nicht ungeräumig, die Burgkapelle, das älteste Gebäude des Schlosses; denn ihre Erbauung fällt gewiss schon ins eilfte Jahrhundert. Die Festung hatte keinen Brunnen mit lebendigem Wasser; eine grosse gemauerte Cisterne, welche die abgeleitete Traufe der Dächer auffing, vertrat für die Bewohner seine Stelle. Den übrigen Theil des Schlosses nehmen hohe und geräumige Zimmer und Säle ein, die jedoch nichts Bedeutendes darbieten. Im Hofe des Schlosses stehen ein paar alte welkende Bäume. Mühevoll in den Felsen gehauene Gewölbe ziehen sich unter der Oberfläche des Berges hin. Das Ganze der Burg war schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem gänzlichen Zerfalle nahe, und das topographische Lexikon Schwabens aus jener Zeit sagt mit Bedauern, dass bald dieses berühmte preussische Stammschloss zu einem Schutthaufen geworden sein werde.

Seitdem hat sich die hohe Regentenfamilie, welche dieser Burg entsprossen ist, des Hauses ihrer Väter angenommen, nachdem S. K. Hoheit der Kronprinz von Preussen im Sommer 1823 einen Abend auf seinem ahnherrlichen Schlosse verweilt hatte. Die Wohnungen sind erneuert und wieder in baulichen Stand gesetzt, und dem Ganzen ist ein hoher steinerner Thurm hinzugefügt worden, der die sonst wenig sich in die Höhe thürmenden Ruinen hebt und eine unermessliche Aussicht über Berge, Thäler und Flächen eröffnet. Westen, Norden und Nordosten liegen ganz offen da, der Süden bietet uns die Albkette mit einem Kranze der schönsten Wälder entgegen und ihre Berge lagern sich in amphitheatralischem Halbrund vor dem gern auf ihnen ausruhenden Auge.

Das Geschlecht der Hohenzollern verliert sich in graue und unkenntliche Ferne; die Sage fabelt bald von einem Grafen Meginhard, der schon im fünften Jahrhundert gelebt und aus geistlichem Drange sich in eine wilde Einöde der Schweiz zurückgezogen habe, bald von einem italienischen Grafen Ferfried aus der

berühmten römischen Familie der Colonna, der in den Parteiungen jener Zeit Italien verlassen habe und vom Kaiser um 1040 mit dieser Burg und einigen Reichszöllen belehnt worden sei. Andere leiten den Ursprung des Hauses von den Guelfen ab und halten einen Abkömmling des fränkischen Königs Pharamund, Ethiko I., genannt Adelreich, der zu Anfang des 8ten Jahrhunderts Herzog in Elsass und Alemannien war, für den gemeinschaftlichen Stammvater der erlauchten Häuser Habsburg, Lothringen, Baden und Hohenzollern. Sein jüngerer Sohn, Ethiko II., genannt Haching, soll die Stadt Hechingen gebaut haben; des ältern Sohnes, Adelberts, Urenkel war Thassilo, der erste, den die Geschichte mit Gewissheit als Grafen von Zollern bezeichnet und der um das J. 800 nach Chr. lebte. Die Burg Hohenzollern — *castrum in colle* —, vermuthet man, stand damals schon; Thassilo kam mit ihrem Erwerbe zugleich zu seinem Namen. Sein Sohn Thanko, ein tapferer Mann, der zu seiner Zeit im Kleinen hiess, was seine Nachkommen im Grossen wurden, „ein Schiedsrichter über Krieg und Frieden", pflanzte den Zollernschen Stamm fort. Das Geschlecht lief nun schon in mächtige Seitenlinien aus; das Stammschloss der Ahnen soll Thanko's Ururenkel, Friedrich I. von Zollern, um 980 erneuert und erweitert haben. „Von diesem Friedle", sagt Münster in seiner Kosmographie, „meldt man nit vielle, ob er zu zit ist gewesst ain Kriegs- Hof- oder Husmann; alle achten ihn hiefür, dass er das Schloss Zollern geneuert und gebessert hab." Sein Enkel Friedrich III., um 1111 Kaiser Heinrich's V. oberster und geheimer Rath, war ein allgemein beliebter Mann seiner Zeit; Rudolph II. von Zollern, sein ältester Sohn, entschied, als ein muthiger Anhänger der Welfen, die blutige Schlacht auf dem Wohred (Wöhrd) bei Tübingen (6. Septbr. 1164). Von dieser Zeit an theilte sich der Zollern'sche Stamm in zwei Aeste, wovon der eine in Franken das Haus der Burggrafen von Nürnberg gründete, der andere durch Rudolphs älteren Sohn Friedrich IV. die väterlichen Erbgüter in Schwaben erhielt. Die Geschichte erzählt jetzt mehr von dem fränkischen Aste, den Burggrafen. Ein solcher war im Gefolge des Königs Rudolph des Habsburgers unter den Belagerern Stuttgarts im J. 1286, während sein Vetter Friedrich Graf von Zollern die Stadt den verbündeten Grafen muthig vertheidigen half. Zu Anfang des

14ten Jahrhunderts sitzt auf Zollern Eitel Fritz III., der Eberhards des Erlauchten von Württemberg Tochter Margaretha zur Ehe hatte. Ihr Erstgeborener, Friedrich V., genannt Ostertag von Zollern, war ein menschenfreundlicher, jovialer Mann, der sich der Jagd und seines häuslichen Glückes freute; ein guter Reichssoldat dagegen war sein Sohn Friedrich der Schwarze (VI.), bis er, vom Glücke verlassen, in der Schlacht von Sempach fiel. Ein tragisches Schicksal hatte Friedrich VII. von Zollern, der Oettinger genannt († 1426), der auch die Burg Hohenzollern an Baden verpfändete. Er war ein Rath Graf Eberhards IV. von Württemberg gewesen. Seiner Wittwe, der herrschsüchtigen Gräfin Henriette, kündete er jedoch mit unhöflichen Worten den Dienst auf. Mit ihrer Feindschaft bedroht, liess er das Wort fallen: „Kann mich auch ein giftiges Weibsbild verschlingen?“ Darauf schrieb ihm die Gräfin — die Romanze mag es erzählen: *)

„Verschlingen alleweg will ich
Dein Gut, dein Schloss, dein Leben, dich!
Kein feiges Weib, wie du geglaubt,
Es traf dein Spott ein Fürstenhaupt.“

Nicht lange, so gerieth der Graf mit den Reichsstädten in Fehde und hielt muthig ihre Belagerung auf seiner Burg Hohenzollern aus:

Er zieht die Flügelbrück' empor,
Verriegelt wohl sein neunfach Thor;
Die Knechte führt er auf den Wall,
Sein Schuss bringt unten viel zu Fall.

Fröhlich zechte der Belagerte auf seiner Veste ein ganzes Jahr lang.

Da naht es schwarz, wie neues Heer,
Zweitausend sind es, oder mehr.
Der Knappe spricht: „Gnad' uns, o Christ!
Die Württemberger Fahn' es ist!“

Der kühne Graf kämpft noch ein Jahr,
Bis Scheune leer und Keller war.
Er beisst die Lippen sich vor Wuth:
„Verschlungen hat sie doch mein Gut!“

Die Thore schliesst er langsam auf.
Es zieht herein der Feinde Hauf;
Die Ulmer brechen Stein um Stein,
Die Württemberger lachen drein.

*) Der Graf von Zollern; Schwab's schwäb. Alb. S. 43 ff.

Nach Stuttgart führt man ihn zu Ross:
„Verschlungen habt Ihr, Frau, mein Schloss.
Ihr liesset mir kein Lösepfand;
Mein Leben steht in Eurer Hand.“

Aber die Gräfin liess ihn in einen finstern Thurm werfen.

Zehn Jahre wohnt der Graf in Graus,
Sein Haar wird grau, sein Blick löscht aus.
Da sinkt er traurig in das Knie:
„Verschlungen hat mein Leben sie!“

Endlich stirbt seine Feindin; der Befreite ermannt sich; Gott zu danken will er ins gelobte Land ziehen.

„Mich hat sie mir gelassen, mich!“
Er schwingt, wie sonst, zu Rosse sich,
Er fliegt durch die besonnte Flur
Und denkt an Gottes Fehde nur.

Er springt vom Ross, er steigt ins Schiff,
Er schwimmt vorbei am Felsenriff,
Er ist der erste auf dem Strand,
Er fasset das gelobte Land. —

Da spürt sein Odem erst die Gruft
Und seine Brust die Kerkerluft;
Die Kraft, im Innersten versehrt,
Ihr Letztes hat sie aufgezehrt.

Dem Knappen sinkt er in den Arm,
Der Morgenwind umhaucht ihn warm;
Sein sterbend Haupt, es neiget sich,
Er seufzt: „verschlungen hat sie mich!“

Diess geschah im J. 1426. Seine Wittwe gerieth in solches Elend, dass sie ihren Feind, das Haus Württemberg, um Almosen anflehen musste. Eitel Fritz, Oettingers Bruder, verglich sich mit Württemberg, trat einige Dörfer ab und versprach mit allen seinen Nachkommen dieses Hauses Diener zu sein. Jost Niclas, der Sohn des Oettingers, baute die zerstörte Burg, wiewohl unterbrochen durch einen Ueberfall der Städte, wieder auf (1454). Wie sie damals aus einem von des Vaters Gefangenschaft und Kreuzzug und des Sohnes fehlgeschlagenen Bauversuchen erschöpften Schatze kümmerlich aufgeführt ward, stand sie, nur durch den Grafen Friedrich von Zollern, Bischoff von Augs-

burg, am Ende des vorigen Jahrhunderts mit einigen Gebäuden vermehrt, bis auf diese Tage, wo königliche Freigebigkeit sie erneuet hat.

Der auf der Veste Hohenzollern selbst eine Zeit lang verkümmernde Stamm wurde durch den fränkischen Ast der Burggrafen von Nürnberg verherrlicht. Schon im J. 1411 hatte der zehnte Burggraf, Friedrich VI., die Statthalterschaft der Mark Brandenburg erlangt, das Burggrafenthum dafür an Nürnberg veräussert und seinen Sitz nach Berlin verlegt. Im J. 1417 kam die Mark mit der Churwürde erb- und eigenthümlich an ihn, und aus seinen Nachfolgern sind Preussens Könige hervorgegangen.

Indessen blühte auch die Nachkommenschaft von Jost Niclas auf dem neuerbauten Zollern wieder fröhlich auf, durch dessen Sohn Eitel Fritz IV., der einen eigenen Orden zu Erhaltung der christlichen Religion gegen den Türken stiftete. Des letztern Sohn, Eitel Fritz V., wurde als Gespiele Karls V. zu Brüssel erzogen und ward zu Pavia im Jahre 1525 ein Opfer welschen Giftes. Von seinem Enkel, Eitel Fritz VI., ist die Hohenzollern-Hechingensche, seit 1653 gefürstete, Linie entsprossen, in deren Besitze noch heutzutage die Burg Hohenzollern ist.

Im dreissigjährigen Kriege, wo Oesterreich das Oeffnungsrecht erhielt, wurde das Schloss von den Württembergern (1634), im bairischen Kriege (1740) von den Franzosen eingenommen. Mit 1798 verzichtete Oesterreich auf jenes Recht, und seitdem hat die Burg keine militärische Bedeutung mehr.

Wir scheiden nicht von dieser Gegend, ohne einen Blick auf das benachbarte Belsen zu werfen, ein kleines Filialdorf, dessen kleine Kapelle erhöht auf einer Wiese zwischen lauter Bäumen steht, von einem grünen Haag sauber eingezäunt, von grossen weissen Quadersteinen überaus einfach, ohne alle architektonische Verzierung und so reinlich aufgebaut, als käme sie heute erst aus den Händen des Meisters. Ich nehme meine früher ausführlich dargelegte Meinung, dass dieses interessante Bauwerk römischen Ursprunges sei *), hier förmlich zurück, und kann sie jetzt nur für einen der ältesten Christentempel des Landes halten, dem die Erbauer einige Steine eines alten, der 22sten Le-

*) Schwäb. Alb. S. 295 ff.

gion angehörigen, römisch-ägyptischen Götzenaltars oder Tempels, Kuhköpfe, Widderköpfe und Zwerge in rohem Basrelief darstellend, als Trophäen in das Frontispiz eingemauert und das Siegerzeichen des Kreuzes darüber gesetzt haben. In den Mund des Volkes ist die Meinung der gelehrten Etymologen des sechzehnten Jahrhunderts übergegangen, die aus der Kirche von Belsen einen Baalstempel gemacht haben.

In der Darstellung des Hohenzollerns auf unserm Bilde, die dessen Vorderseite vom besten Standpunkt aus aufgenommen wiedergibt, hat sich der Künstler in Beziehung auf den Vordergrund eine kleine Freiheit erlaubt und eine benachbarte, jedoch nicht ganz auf dieser Stelle zu suchende Kapelle, deren malerisches Bildchen gar zu einladend war, aus einiger Ferne herbeigezogen.

Haigerloch.

Wer von der Alb in die Ebene herabgestiegen ist und den Hohenzollern hinter sich hat, erwartet von dem flachen Lande zwischen jenem Gebirge und dem Schwarzwalde keine Naturreize mehr. Noch einige Hügel, noch einige dichte Buchenwälder, dann folgt ein langweiliges Blachfeld mit kahl gelegenen Dörfern, ein Weg, auf welchem den Reisenden nur der Rückblick auf die blauen Berge der Alb und die Erinnerung an das Schöne und Erhabene, was ihn auf ihren Gipfeln und in ihren Thälern erfreut und überrascht hatte, für die nichts bietende Nähe zu entschädigen vermag. Hinter dem Dorfe Rangendingen wird das Feld so einförmig, dass man nach stundenlanger Leere froh ist, in der Ferne auf scheinbar ununterbrochener Ebene eine Kapelle von grünen Linden umgeben, auf wenig erhöhtem Boden liegen und die Gegend beherrschen zu sehen. Wenn wir aber auf diese Oase zueilen wollen, um im Schatten der Bäume auszuruhen, thut sich zwischen ihr und uns ein unerwarteter Abgrund auf: wir blicken wie in einen der Trichter aus Dante's Hölle hinab, in welchem, der Himmel weiss um welcher Verschuldung willen, das fürstlich Sigmaringische Städtchen Haigerloch gebannt liegt und auf die wunderlichste Art Platz genommen hat. „Diess ist wahrhaftig eine tollgewordene Stadt!“ war der erste Gedanke,

der dem Verfasser dieser Zeilen laut entfuhr und einen alten fürstlichen Gärtner lachen machte, der ein kleines Gärtchen umgrub, das sich hinter dem Schlosse, welches zu vorderst auf einer Felsenzunge liegt, bis zur Ebene heraufdehnte. Im Angesichte dieses tollen Städtchens erzählte mir der Mann von einem tollgewordenen Volke. Er war während der ersten französischen Revolution bei einem Herzog und Pair zu Paris Gärtner gewesen; aber dieser Herzog hatte die rothe Mütze aufs Haupt gesetzt, war der Pair seines eigenen Dieners geworden und gab den schmutzigen Ohnehosen, die das Estrich seiner Säle besudelten, die republikanische Accolade. Ich horchte dieser Erzählung nur halb und musste immer auf die seltsamen Gassen hinunter blicken, die an den grünen Bergwänden hinab und hinauf und um den Bach herum zu kriechen schienen, während Kirche und Schloss sich eines hohen und behaglichen Platzes auf der die Tiefe zerschneidenden Felszunge bemächtigt hatten. Immer klarer wurde es mir: diese Stadt lebt; sie hat einst auf der Ebene gestanden; irgend ein Ereigniss hat sie zur Verzweiflung getrieben, und in der Todesangst ist sie in diese Tiefe hinabgesprungen. Meine Vorstellung bekam Consistenz in dem folgenden Gedichte:

Haigerloch in Schwaben.

Auf der Höhe schläft die Stadt,
Wie ein frommes Kind,
Ihre Strassen, gleich und glatt,
Schöne Glieder sind.

Drunten tief im Thale schäumt
Durch Gestein der Bach,
Während oben Alles träumt,
Ist er plätschernd wach.

Auch die Wolken schlafen nicht,
Wandeln hin und her,
Endlich drängen sie sich dicht,
Ein Gewittermeer.

Und die Wind'sbraut fährt heraus
Und die Blitze sprüh'n,
Dass die Gassen, Haus an Haus,
Wie von Flammen glüh'n.

Und der Donner grollend fährt
Nieder in die Schlucht,
Wo der Bach, vom Guss genährt,
Strömend Pfade sucht.

Wasser gährt und Luft und Flur,
Wie am jüngsten Tag,
Und das Volk der Städter nur
Tief im Schlummer lag.

Da, wie bei dem wilden Drang
Sich nichts regen will,
Wird's den Häusern endlich bang,
Halten nicht mehr still.

Denn sie selber sind erwacht
In dem grausen Sturm,
Taumeln auf in schwarzer Nacht,
Hoch voran der Thurm.

Dieser wandelt schwer und bang
Durch die Gassen quer,
Unter aller Glocken Klang,
Mit der Kirch' einher.

Doch die leichten Häuser sind
Bald vorangerannt,
Drängen sich herab geschwind
Von der Hügelwand.

Da erhebt sein moosig Haupt
Hinten auch das Schloss,
Und vom Epheu dicht umlaubt
Schreitet's durch den Tross.

Alles strömt dem Thale zu,
Bis an Bachesrand
Plötzlich unwillkomm'ne Ruh'
Die Verirrten bannt.

Denn aus Felsenufern spritzt
Drohend er herauf,
Und das ganze Wetter blitzt
Aus der Wellen Lauf.

Jenseits streckt ein Felsenstein
Seine Zung' ins Thal;
„Ach, wer drüben könnte sein!"
Seufzen All' zumal.

Sieh, da fasst der Thurm sich Muth,
Hat besehn den Platz;
Bei der Blitze falber Gluth
Macht er einen Satz.

Und es thut's die Kirch' ihm nach,
Thut's ihm nach das Schloss,
Drüben stehn sie hinter'm Bach
Auf dem Felsgeschoss.

Und die hüben finden Raum
Leidlich in dem Thal,
Flechten längs dem Wasserschaum
Ihre Gassen schmal.

Winden ihre schiefen Reih'n
Aus der Schlucht empor,
Und zu oberst gräbt sich ein
In den Lehm das Thor.

Und verwehet ist die Nacht
Und die Luft wird stumm;
Und die Städter sind erwacht,
Seh'n sich staunend um.

Seltsam Wunder! Wie und Wo?
Wer erschuf dies Heut!?
Welcher Wahnwitz hat sie so
In die Kluft gestreut?

Nach der Heimath heisst der Trieb
Sie zur Höhe seh'n.
Nur ein kleines Kirchlein blieb
Dort in Linden steh'n.

Dieses hat auf Gott vertraut,
Lief nicht in der Irr',
Und noch jetzt es ruhig schaut
Nieder auf's Gewirr.

Drunten Alle sehnen sich,
Stadt und Schloss und Thurm,
Ob nicht wieder wunderlich
Nächtlich komm' ein Sturm,

Sie zu führen aus der Schluft
An des Hügels Rand.
Aber stille bleibt die Luft,
Und sie steh'n gebannt.

Haigerloch scheint ursprünglich eine Grafschaft gewesen zu sein und ein eigenes Geschlecht dieses Namens besessen zu haben. Wenigstens enthält die Manesse'sche Sammlung ein dem Grafen *Albrecht von Haigerlou* zugeschriebenes Lied (I, 24), der in sittsamer Rede das Loos des Mannes preist, welcher „ein stetes Lieb mit Armen all um und um beschlossen hält, und dem auch sie ohne allen Hass Treue im Herzen trägt; ein solcher ist glücklicher denn der Minnedieb, den man sagen hört: verbotene Wasser sind oft besser denn Wein!"

Die Herrschaft bestand aus der oben geschilderten Stadt Haigerloch, einigen Dörfern, Maiereien und Klöstern, und die Einwohner bekennen sich zur katholischen Religion. Später erscheint sie als ein Besitzthum der Grafen von Hohenberg, kam nach deren Absterben an Oesterreich und von diesem durch Tausch an Hohenzollern-Sigmaringen. Die seltsame Lage des Städtchens bewunderte auch der in seinem eigenen Lande die schönsten Gegenden zu Schlössern und Anlagen auswählende Herzog Karl von Württemberg, und erklärte, dass sie durch Kunst verschönert zu werden verdiene, ja dass er selbst sich arm an diesem Orte bauen würde.

Zur topographischen Ergänzung des Gedichtes sei noch hinzugefügt, dass es nur von drei Punkten einen Zugang zu dieser versenkten Stadt gibt, den einen durch das Thal, die zwei andern von den Bergen herab. Das fürstliche Schloss, das mit andern Gebäuden auf dem Berge steht, ist geräumig und schliesst ein Hauptgebäude, einen Seitenflügel und einen grossen Schlosshof mit starkem Röhrbrunnen in sich; hinter ihm zieht sich ein schöner Lust- und Baumgarten, selbst ein Weinberg, eine Seltenheit in diesem Oberlande — das freilich Sigmaringisches Unterland ist — hin. Dem Schlosse ziemlich nahe, nur etwas weiter unten, steht auf einem ringsum schroff abstürzenden Felsen der Glockenthurm mit der grossen und schönen Schlosskirche, die zugleich Hauptpfarrkirche ist; noch sind zwei andere Kirchen in der obern und untern Stadt, und auf dem gegenüberstehenden Berge liegt niedlich gebaut und von Linden umgrünt jene fromme Kapelle, die der heiligen Anna gewidmet ist. Unfern von ihr führt die Landstrasse in das obere Thor der Stadt; hier fängt

ein anderer Berg an, der von beiden Seiten ein tiefes Thal hat. An diesem Berge nehmen die Häuser ihren Anfang, die bis in die Tiefe hinunter rechts und links stehen. Mitten durch geht die Landstrasse. Ganz im Thalgrunde liegt die untere Stadt. Die Landstrasse zieht sich von oben ohne Beschwerlichkeit bis in die Vorstadt herab und von hier über eine lange, starkgebaute Brücke zwischen den beiden hohen Bergwänden durch, fast unvermerkt wieder die Anhöhe hinauf und zur Ebene. Oben am entgegengesetzten Thore steht ein alter, der Sage nach römischer, hoch und massiv aus Knotenquadern gebauter Thurm, auf welchem die Hochwacht ist und in dem einige Glocken, worunter eine von ansehnlicher Grösse, hängen. Südlich an der obern alten Pfarrkirche von St. Ulrich stand vor Zeiten ein Dominikaner-Nonnenkloster, das schon im 16ten Jahrhundert eingegangen ist, und seit undenklichen Zeiten ist Haigerloch der Sitz eines katholischen Landkapitels. Die sehr zahlreichen Juden Haigerlochs bewohnen ein südlich von der Stadt gelegenes Thälchen, „das Haag", wo sie eine Begräbnissstätte und Synagoge haben. Der Bach, dessen gebäumter Schlangenleib durch die seltsame Stadt sich windet, war ohne Zweifel Zeuge und Mitarbeiter grosser Naturrevolutionen in diesem Thale. Auch sieht man unterhalb der Bleiche wirklich noch auf den mächtigen Granitfelsen schöne Muschelabdrücke. An demselben Flüsschen liegt, eine kleine Meile von Haigerloch, das Dorf und Bad Imnau, werth berühmt zu werden durch sein edles, alkalisch-erdiges Stahlwasser, dessen obere Quelle von Kielmeyer, die untere von Klaproth untersucht worden ist, und das grosse Aehnlichkeit mit den Wassern von Schwalbach und Spaa hat. Die untere Quelle hat Jahrhunderte lang ihre vorzügliche Heilkraft im Stillen bewährt; seit vierzig Jahren ist auch die Badeeinrichtung und der Gasthof auf den Fuss besuchterer Bäder eingerichtet. Die später entdeckte obere Quelle, die Fürstenquelle benannt, wird vorzugsweise zum Trinken benützt. Sie liegt am östlichen Ende des Badegartens, vierhundert Schritte von der untern Quelle entfernt. Beide sind mit niedlichen Häuschen gedeckt und durch Baumalleen verbunden. Das eigentliche Badehaus steht westlich vom Gasthofe. Es ist zu bedauern, dass dieser Kurort, der schlechten Wege halber, von Fahrenden nur durch Umwege besucht werden kann, wenn nicht

die neueste Zeit, die in der Cultur dieser Gegenden rasch vorschreitet, auch hier schon das Nöthige gethan hat.

Tübingen.

Es gibt eine Reihe häufig unscheinbarer Städte in Deutschland, an welche sich die Erinnerungen, der Dank, die Liebe vieler Tausende knüpft, und deren Bild, auch wenn Natur und Menschenkunst ihm keinen äussern Schmuck verliehen hätte, doch von Unzähligen mit mehr Interesse betrachtet wird, als das reizendste Gebirgs- und Stromthal, oder als eine kuppelreiche, mit stolzen Thürmen fernhin prangende Residenz. Diese Städte sind die kleinern deutschen Universitäten, die Asyle des vom Lebensmarkte noch nicht umtosten Jugendgeistes, die stillen Pflanzschulen der Begeisterung für Wissenschaft, Kunst und Poesie, die trauten Zeugen der ersten Freundschaft und Liebe und manches Seelenbundes für die Ewigkeit.

Darum durften in einer Bildergallerie der interessantesten Gegenden Schwabens und der Pfalz die hohen Schulen dieser Länder nicht fehlen, und glücklicher Weise gehören alle drei, vermöge ihrer Lage und Umgebung, zu den allerschönsten Punkten dieser Section. Auch auf dem Bilde Tübingens wird manches Greisen- und Mannes-Auge mit Rührung verweilen und mit dem Schreiber dieser Zeilen in die Empfindung einstimmen, die ihn aus der geliebten Bildungsstätte seiner Jugend in die Fremde begleitet hat: *)

Und wie sollt' ich dein vergessen,
Du getreue Musenstadt,
Die mein ganzes Herz besessen
Und mich wohl gepfleget hat!

Von dir singen, von dir sagen
Könnt' ich gar viel Leid und Freud';
Nur ist's nicht aus fernen Tagen,
Ach, mir ist's, als wär's erst heut! —

*) Diese und die folgenden Strophen aus der Romanze „die Tübinger Schlosslinde." Schwab's Ged. 1, 264 ff.

Tübingen hat zwar keine grossartige Lage, wie seine Schwestern Freiburg und Heidelberg, wohl aber eine höchst liebliche und zum ruhigen Verweilen einladende. Seine Vorderseite, die südliche, ist längs dem Ufer des hier noch jugendlich bescheidenen Neckarflusses auf die Terrassen eines Hügels malerisch, Gasse hinter Gasse, gebaut, und kehrt die schönste Seite seines Schlosses, die Hauptgebäude seiner Schule, so wie seine gothische Kirche dem Flusse zu, der durch ein grünes, mit uralten Lindenalleen besetztes Wörth, unter Steg und Brücke, noch ziemlich rasch dahineilt, und jenseits dessen an der Heerstrasse eine schlanke Pappelreihe, die indessen der Tod des Naturnachlasses bedroht, mit der Stadt parallel hinläuft. Ihre Kehrseite verliert sich in das wiesenreiche und einfachere Ammerthal, während die Südseite gerade vor sich das waldige Steinlachthal hat, mit der Aussicht auf die Schweizerstrasse und einem überaus reizenden Durchblick auf die Kette der schwäbischen Alb. So liegt Tübingen gar wohnlich inmitten zweier Berge, die das Ammer- und Neckarthal von einander scheiden, am Trivium drei wechselvoller Thäler, an jene schirmenden Hügel so zuversichtlich angeschmiegt, dass das alterthümliche Schloss den Vorhügel des „Spitzberges“ besetzt hält, der östliche Theil der Stadt die Anhöhe hinanklimmt, die eine schmale Bergschlucht vom „Oesterberge“ trennt, auf diesem letztern selbst endlich das schöne Gebäude der neuen Anatomie, von vielen Gärten und Gartenhäusern umgeben, Platz genommen hat.

Unser Stahlstich zeigt diese Südseite, oberhalb des Schlosses aufgenommen, im Profile, und der Künstler hat der alten, von innen nichts weniger als anmuthigen Stadt eine Physiognomie abzusehen gewusst, welche auch von ihr selbst ein freundliches und in der Wahrheit begründetes Bild liefert.

An dem Namen Tübingen zerarbeitet sich der Scharfsinn der Gelehrten und leitet ihn nicht sehr glücklich bald von den Tubanten, die doch nach Tacitus in der Gegend von Bonn zu suchen sind, bald von einer fingirten römischen Steinschrift, bald von dem Worte Twinge oder Zwinge ab, was ein Kastell, vielleicht ein römisches, bedeuten könnte; während doch die Endung —ingen dem Orte mit so vielen andern gemein ist und nicht wohl zum Stamme gezogen werden kann. In den ältesten Urkunden heisst die Stadt bald TVVINGEN, bald TIWINGEN,

bald TOINGEN, was allerdings der letzten Meinung einigen Halt geben könnte. Die Geschichte des Orts beginnt erst mit seinen Pfalzgrafen, die, muthmasslich aus Ober-Rhätien hierher gekommen *), ihre Burg oder Pfalz, ungewiss wann, vielleicht auf römischer Unterlage hier gründeten, und unterhalb des Schlossberges ihre Sassen sich ansiedeln liessen. Die ersten, welche die Geschichte als Grafen von Tübingen, um 1100, nennt, sind die Brüder Heinrich und Hugo; der erste Pfalzgraf von Tübingen, ebenfalls Hugo, kommt erst im J. 1149 vor; er besass die Pfalzgrafschaft als ein Lehen des Herzogs Welf von Bayern, gerieth aber mit diesem in Streit, und Welf kam, seine Pfalz Tübingen zu belagern, aber der Pfalzgraf, auf dessen Seite Friedrich, der Sohn des Königs Conrad des Hohenstaufen, die Herren von Zollern und viele Andere waren, schlug in einem glücklichen Ausfalle das grosse Heer des Herzogs gänzlich. Der Welf selbst entkam mit Mühe auf die Burg Achalm **). Im J. 1166 rächte sich dieser durch einen neuen Einfall in das Gebiet des Pfalzgrafen, der sich endlich vor dem Kaiser und vielen Fürsten zu Ulm seinem Lehnsherrn auf Gnade und Ungnade ergeben und sein früheres Glück mit dreijährigem Kerker in Rhätien büssen musste. Der Name der Pfalzgrafen hört mit dem J. 1342 auf, wo Gottfried II. und Wilhelm die Stadt an Württemberg verkauften; nun hiessen sie nur noch Grafen — und eine Seitenlinie Herren von Tübingen; der letzte dieses Namens, Hans Jerg von Tübingen, starb als württembergischer Schlosshauptmann von Hohentübingen im Jahre 1667.

Das Schloss Tübingen in seiner jetzigen ansehnlichen Gestalt rührt aus dem 16ten Jahrhunderte von Herzog Ulrich von Württemberg her. Den dicken, gegen die Stadt gekehrten Thurm, auf welchem sich jetzt ein Observatorium befindet, baute er im J. 1507; ein anderer ward 1515 begonnen; diesen sprengten im J. 1647 die Franzosen in die Luft, und an seine Stelle ist der eckige Thurm getreten, in welchem jetzt die Criminalgefängnisse eingerichtet sind. Ein dritter Thurm findet sich westlich, rechts vom Ausgange aus dem Schlosse; in seinem untersten Stocke

*) S. unsere Beschreibung von Haigerloch.

**) S. ebendaselbst.

war das fürchterliche, fensterlose „Haspelgefängniss“, in welches die Gefangenen durch dasselbe Loch hinuntergelassen wurden, das ihnen spärlich Luft und Tagesschimmer gewährte. Ausserdem umgeben das Schloss mehrere Gräben und feste Bollwerke, die noch aus jener Zeit abstammen. Inzwischen wurde der hölzerne Theil des Schlosses, nachdem dasselbe mit dem jungen Prinzen Christoph im J. 1519 nach kurzer Gegenwehr von 64 Edeln dem schwäbischen Bunde abgeliefert worden und lange in österreichischen Händen geblieben war, nach Ulrichs Rückkehr in sein Land (1535), abgebrochen, neu von Stein ausgeführt und mit schöngeschmückten Thoren und Eingängen versehen, auch von den Nachfolgern würdig ausgebaut und eingerichtet:

Ja, er hat es neu erbauet,
Stark und fürstlich es erhöht;
Blickt, ihr Enkel, auf und schauet,
Wie es noch so stattlich steht.

Stolz auf seinem schlanken Renner
Ritt der Herzog mitten ein,
Hoher Rath der weisen Männer
Zog gemächlich hinterdrein.

Aus den Zellen, aus den Schenken,
Dicht in Mantel und in Bart,
Sah man Hut und Degen schwenken
Den Studenten alter Art. —

Denn seit dem 3ten Juli 1477 besass Tübingen eine Hochschule, von dem edeln Freunde seines Volkes und Beförderer der geistigen Bildung seines Landes, dem nachmaligen Herzog Eberhard im Bart, gestiftet.

„So haben wir“ — sagt die Stiftungsurkunde des Gründers — „in der guten Meinung, helfen zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unersichtlich geschöpft mag werden, tröstliche und heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit, uns auserwählt und fürgenommen, eine hohe gemeine Schul und Universität in unsrer Stadt Tübingen zu stiften und aufzurichten, die denn von dem heiligen Stuhl zu Rom mit päbstlicher und vollkommlicher Fürsehung begabt und dazu mit gnug nothdürftigen, gebührlichen und ehrbaren Statuten angesehen ist.“

Die Universität war ein Werk, auf welches Eberhard stolz war, und Tübingen seitdem sein Lieblingsaufenthalt. Oefters, wenn er dort war, schickte er sein Comitat aufs Schloss, er selbst aber kehrte in der kleinen Behausung seines alten Erziehers, des gelehrten Nauclerus, der seinen Gedanken ins Leben gerufen hatte, im Kanzlerhause unweit der Kirche, ein. Da erhub er sich morgens vor Tage, verrichtete sein Gebet, deliberirte drei Stunden und liess seine gegenwärtigen Schreiber Befehle ausfertigen, dann ging er zur Kirche. Hierauf wurde in Nauclers Hause Mittag gehalten, mit zwei oder drei Gästen vom Adel und Gelehrtenstande. Die Mittagsmahle aber waren nicht kostbarer als anderer gemeinen Bürger, desto würdiger die Gespräche von Kirche, göttlicher Lehre, öffentlichem Regiment und gegenwärtigen Gefahren des Vaterlandes. Nach dem Mittagessen war öffentliche Audienz, und der Herr antwortete den ärmsten Unterthanen freundlich. Dann ruhte er ein wenig, las die Vesper und setzte sich wieder mit seinem gelehrten Freunde ans Abendessen, wo er die Regierungssorgen unter fröhlichen Discursen vergass. „Diess war", sagt ein Zeitgenosse, „der Fürstenhof in der Hütte des greisen Doctors."

Tübingen hatte von Anfang an stattliche und angesehene Lehrer in jeder Facultät; den ersten Grund legten Gabriel Biel, Johannes Reuchlin, und besonders die beiden Vergenhanse (*Nauclerí*). Noch zeigt man das Haus, wo Melanchthon wohnte, der sechs Jahre seiner Jugend in Tübingen zugebracht hat. Herzog Ulrich liebte das abtrünnige Tübingen nicht sehr, doch reformirte er, wovon sofort gesprochen werden soll, die Universität, wie das ganze Land eifrig und beschloss sein Leben auf Hohentübingen. Noch rauscht vor dem Schlossthor im Sommerwind eine Linde, die der Mund der Sage aus einem Reis erblühen lässt, das der festlich Einziehende vom Barette warf.

Die Hochschule selbst hatte kaum vier und zwanzig Jahre geblüht, als sie ihrer zu Wittenberg errichteten Schwesteranstalt schon berühmte Lehrer zuschicken konnte. Bei diesem freundschaftlichen Verkehr beider Universitäten theilte sich die Religionsbewegung Wittenbergs den Tübingern bald mit. Aber Ulrich war vertrieben, und Oesterreich, das im Besitze des württemberger Landes war, leistete, von den alten, unbiegsamen, katholi-

schen Theologen Tübingens unterstützt, hartnäckigen Widerstand. Hören wir ein angebliches Bauerngespräch aus jener Zeit (um 1523):

„Fritz. Lieber Cunz, wo bist du so lange gewesen, dass ich dich nicht gesehen hab?

Cunz. Zu Tübingen, unter den Studenten.

Fritz. Was sagt man Gutes zu Tübingen, wie hält sich die Hoheschul gegen den Luther?

Cunz. Es ist gleich wie anderswo; wer viele Pfrunden hat, der ist dem Luther feind, und diese schelten ihn als einen Ketzer; aber die arme Rotte hat ihn lieb.

Fritz. Lieber, ich hab gehört, wie ein Doctor da sei, der heisse Doctor Fetz, der wolle den Paulum nicht lesen lassen, nur darum, dass ihn der Luther so oft herfürzieht.

Cunz. Ei, er heisst nicht Fetz, er heisst Lemp.

Fritz. Fetz und Lemp (Lumpen) ist nicht sehr ungleich; er heisse halt der Hader!“

Und nun folgt ein Strom von Schimpfwörtern gegen Jakob Lemp von Marbach, einen alten Theologen Tübingens, der schon 1494 Rector der Universität gewesen war und seinen Lehrlingen die Transsubstantiation — mit der Feder hinzuzeichnen verstand. Das Gespräch schliesst mit der Hoffnung, „die Zeit sei gekommen, dass die rechte Wahrheit an das Licht komme, und die Finsterniss, darin die alten grauen Esel gelegen sind, verschwinden werde, *et caetera.*“

Die Umbildung der Universität kam auch wirklich unter dem seinem Lande zurückgegebenen Herzog Ulrich durch Simon Grynäus von Basel und den bekannten Reformator Ambrosius Blaurer oder Blarer von Constanz, nach mancherlei Kämpfen und Verlegenheiten, im J. 1535 glücklich zu Stande. Aus eigener, freier Neigung kam im Herbst 1536 der grosse Melanchthon, der Gegenden, Städte, Menschen, die ihm schätzbar waren, besuchen wollte, nach dem Schauplatze seiner Jugend, auf die erneuerte Universität, half dem akademischen Rathe an seinem Reformationsgeschäft und freute sich der „*schola reflorescens.*“ Der Herzog Ulrich hoffte ihn jedoch vergebens zu halten und Melanchthon verliess Tübingen schon am 15. Oct. wieder.

In demselben Jahre wurde die erste Ordnung für Errichtung des theologischen Stifts zu Tübingen, der noch auf den heutigen

Tag blühenden Bildungsanstalt evangelischer Geistlichen, entworfen. Die etwas spätern Statuten waren ungemein streng in Beziehung auf die Hausordnung, unerlaubtes Ausgehen, Tanz u. s. w. Nur gegen das deutsche Laster der Trunkenheit musste ein Auge zugedrückt werden, und nach Gutdünken der Lehrer wurde erst der mit Carcerstrafe belegt, „der sich über beide Ohren vollgesoffen.“ Im J. 1541 waren die Stipendiaten in der sogenannten *Bursa* (zuerst der alten, dann der neuen) untergebracht. Die Anstalt verkümmerte aber hier und war nach zehnjähriger Dauer dem Untergange nahe, als endlich, gerade zur bedenklichsten Zeit, im J. 1546 den Zöglingen das aufgehobene und seit lange leer gestandene Augustiner-Kloster eingeräumt wurde, was auch der ungestörte Sitz des im gemeinen Leben noch auf den heutigen Tag sogenannten „Klosters“, d. h. des theologischen Seminars, geblieben ist.

Im Hofe dieses Klosters soll aus grauer Mönchszeit ein Gemälde zu sehen gewesen sein, in welchem die Mönche selbst sich zum Hohn die Gräuel ihres Standes dargestellt. Das abenteuerliche Bild stellte einen mit der Kutte bekleideten Mönch dar, der mit einem Wanderstab in der Rechten die Treppe hinabstürzt. Sein linker Fuss war ein Hirschfuss, sein rechter eine umgekehrte Leuchte; seine Hände hatten Krallen; in dem übergehängten Zwerchsack war das gestohlene Vermögen der Wittwen und Waisen angedeutet, sein Paternoster bestand aus Würfeln und Rechenpfennigen, sein Busen war voll Kartenblätter, in seiner Kapuze ein Kegelspiel, sein Hals war ein Eselshals, sein langer Bart hatte die Gestalt eines Bechers, seine Nase war ein Hundsschwanz und mit dem Munde schien er zu bellen. Aus seinem Rückgrat wuchs ein krummes Horn hervor, dem unter höllischem Dampf ein zweiter Mönch entstieg, der mit der linken Krallenhand den Ablass vertheilte, mit der rechten die Monstranz emporhob.

Sei dem wie ihm wolle, diese Stätte wurde jetzt einem der wohlthätigsten und berühmtesten Institute geweiht, aus welchem seit dreihundert Jahren viel fromme und gelehrte Männer und einige grosse Geister, unsterbliche Zierden des Staats, der Kirche und der Schule, hervorgegangen sind. Ulrichs Werk vollendete Herzog Christoph durch Erweiterung und Dotirung der Anstalt in den Jahren 1557 und 1559, und die Stiftung blühte mit der Uni-

versität aufs Herrlichste auf, so dass schon der Dichter Frischlin in seiner poetischen Schilderung des Stifts (1569) rühmen konnte, dass aus ihm, dem trojanischen Pferde, so viele gelehrte und berühmte Männer hervorgegangen. Am letzten Tage des scheidenden 16ten Jahrhunderts thaten dem Hause fünf junge Fürsten die Ehre an, in seinem Speisesaal mit stattlichem Gefolge, zur Seite der speisenden Stipendiaten, ein öffentliches Mahl einzunehmen.

Der dreissigjährige Krieg führte auch diese Anstalt an den Rand des Untergangs. Man liess die Stipendiaten laufen, die Klostereinkünfte wurden, als Kirchengüter, von den triumphirenden Katholiken zurückgehalten; der Sieg der Schweden, der bessere Tage versprach, war von kurzer Dauer, und nach der Schlacht von Nördlingen fiel das Land dem Feind anheim; das Stuttgarter Consistorium bildeten jetzt zwei Jesuiten; die Landesklöster wurden wieder von Ordenspersonen eingenommen. Dennoch hörte das evangelische Stift nicht ganz auf. Pfarrer flüchteten sich in dasselbe, aus ihm selbst aber gingen — da Mangel und Seuchen in wenig Monaten über 300 Kirchendiener hingerissen hatten — Jünglinge, die noch halbe Knaben waren, auf die Kanzeln über. Seit 1639 fristete der neue Stuttgarter Hofprediger Joh. Valentin Andreä der Anstalt das Leben im wörtlichen Sinne. Den Zöglingen wurde jetzt wieder Fleisch gereicht, aber im J. 1642 wollte der Wein nicht zureichen und man verfiel auf den Gedanken, die Alumnen könnten — nicht Wasser, nur — Bier trinken. Das missriethen aber die weinländisch gesinnten Visitationsräthe; sie mussten von dem Fürsten zurechtgewiesen werden: „dass viele gelehrte Leute in Niedersachsen und andern septentrionalischen Landen mit Bier auferzogen werden, deren Magen und *ingenio* unbeschadet.“ Auch sei ein „gerechtes Bier“ besser als saurer Wein.

Nach dem westphälischen Friedensschlusse lebte das theologische Stipendium bald wieder auf. Doch — der Raum und die Bestimmung dieser Blätter erlauben uns nicht, die weitern Geschicke dieser jetzt dem Geiste der Zeit angepassten Anstalt, um welche das Ausland Württemberg mit Recht beneidet, weiter zu verfolgen, und wir bemerken nur, dass von ihren jetzigen beiden Gebäuden, die dem Neckar und einer köstlichen Aussicht zugekehrt sind, der obere Bau, von der Stadt durch einen breiten

Graben abgeschnitten, das alte Augustinerkloster ist, wie es 1560 erweitert worden. Seine Kirche ist längst in die reichhaltige Klosterbibliothek umgeschaffen, welche besonders aus der Stiftung eines edlen Freundes der Wissenschaften, eines Freiherrn von Palm, erhalten und in dem Fache der Philologie vervollständigt wird. Der untere, dicht am Neckar stehende Bau ist über dem ehemaligen Refectorium des Klosters und den Mönchszellen im J. 1792 neu aufgeführt worden. —

Tübingens Hochschule stand im vorigen Jahrhundert in ihrer vollsten Blüthe; sie hat auch im gegenwärtigen manche Stürme ausgehalten und überdauert, und zählt eine grosse Anzahl berühmter Lehrer in allen Fächern. Seit 1817 ist eine katholisch-theologische Facultät mit ihr vereinigt, und das Wilhelmsstift, ein Seminarium katholischer Theologen, hat seinen Sitz in dem ehrwürdigen „*Collegio illustri*“ erhalten, welches mit dem Jahre 1589 als eine Fürsten- und Adelsschule „aus der Asche des Franziscanerklosters, ein schöner Phönix, hervorgestiegen kam“ und durch den Herzog Ludwig mit grossen Kosten gebaut worden war. Auch diese Fürstenschule suchte ihres Gleichen in allen deutschen Landen. Vom Jahre 1594 bis zum Jahre 1729 studirten hier nicht weniger als 37 deutsche Fürsten, deren Reigen Herzog Johann Friedrich von Württemberg, als Erbprinz, führt, ein so gelehriger Zögling, dass er Kameraden, die ihn gegen seinen jungen Hofmeister aufwiegeln wollten, entgegnete: „Das sei ferne, dass ich also thun wollte! Wenn mein gütigster Herr Vater auch einen blossen Stab mit der Gewalt eines Hofmeisters mir vorsetzen wollte, so würde ich seinen Befehl nicht kraftlos sein lassen.“ Wirklich war die Zucht in diesem Collegium musterhaft und scheint nicht durch Zwangsmittel, sondern durch Kräftigung des Willens gewirkt zu haben. Als eben in jener ersten Zeit einige Edelleute vom Stuttgarter Hof, welche auf dem Schlosse wohnten, nach der Jagd das Collegium Illustre als Mittagsgäste besuchten, griff einer diese studirende Gesellschaft über Tische mit Scherzreden an und nannte sie höhnischer Weise Fuchsschwänzer und Dintenschlucker. Der Hofmeister des Erbprinzen, Abraham de Bellin, hatte dem gegenübersitzenden Spötter lange zugehört und die Tischkumpane unter sich streiten lassen. Auf einmal befahl er Stillschweigen und richtete seine Rede mit sehr

lauter Stimme an jenen Hofcavalier: „*Heus tu*, sprach er, worauf gründet sich denn Euer, der Höflinge, Lob? Vielleicht besteht's im H....., im närrischen Geschwätz, im Courtesiren? Wir könnten auch h....., läppische Reden führen, courtesiren; aber wir wollen nicht. Besteht euer Ruhm im Saufen und Schwelgen? Wir können auch fressen und prassen; aber wir haben kein Belieben daran. Oder rühmt ihr euch des Spielens? Wir können auch dieses thun; aber wir haben keine Zeit dazu. Oder ist das Reiten euer Vorzug? Nun, hat nicht erst heute einer von uns Fuchsschwänzern den Gewinn im Ringelrennen vor euch davon getragen? Oder suchet ihr den Ruhm im Zanken und Balgen? Wohl, so können auch wir fechten. Juckt einem der Buckel, so fordere er uns heraus, wann und wie er will, wir werden ihm mannlich erscheinen. Wenn das eure Künste und Wissenschaften sind, auf die ihr pochet, so wisst, dass Andere diese keines Hellers werth achten! Dagegen schicke man uns allesammt im Namen unsers Herrn zu einem König oder Fürsten! Wir werden freimüthig selbst vor Ihrer Kaiserlichen Majestät reden können, wo ihr kein Maul aufzuthun euch erkühnen würdet; Königreiche wollen wir mit Hülfe unserer Beredsamkeit und Klugheit regieren helfen! Nun wisset ihr, mit welchem Ruhm ihr uns Fuchsschwänzer scheltet, zu eures eigenen Standes Schmach, ihr, die ihr sprechet, als wäret ihr aus dem weitläufigen Geschlechte der *Brutorum*, und wüsstet, als Esel, gar nichts!“

Dieses Collegium Illustre liegt in einem finstern Theile der innern Stadt; eine freundlichere Strasse bilden die Universitätsgebäude nebst einigen Professorenhäusern und einer Freiwohnung für Studenten in der Nähe der Stadtkirche. An die Stelle des alten Sapienzhauses, das kurz vor der Universitätsreformation mit sammt der Bibliothek im Jahre 1534 in Rauch aufgegangen war, trat die *Aula nova*, die 1547 vollendet wurde und im vorigen Jahrhunderte ganz neu aufgebaut worden ist.

Tübingens jetzige geräumige Stadtkirche, dem heiligen Georg geweiht, übrigens nicht mehr im reinen altdeutschen Styl aufgeführt, scheint an die Stelle einer älteren, baufälligen getreten zu sein und wurde ums Jahr 1470 zu bauen angefangen; ihr Bau war bei Gründung der Universität noch nicht vollendet. Ihre grosse, wohltönende Glocke war schon im J. 1411 gegossen und

somit Bewohnerin eines älteren Kirchenbaues. Eberhard im Bart erhob sie zu einer Collegiat- oder Stiftskirche und versah sie mit einem Probst und tauglichen Canonicis. Die schöne Orgel, im J. 1732 erneuert und nachtheilig aufgestellt, ist erst im J. 1836 an ihren alten und zweckmässigeren Platz zurückversetzt worden.

In der Gruft der Kirche finden sich die Begräbnisse und im Chor die inschriftreichen Grabsteine Eberhards im Bart, Ulrichs, der jugendlichen Christina und ihres Bruders Herzogs Christoph, des Heiligen seines Landes, von dem sein Epitaph ohne Schmeichelei sagt: „*dignus qui imperio fuisset orbis.*“

In derselben Kirche ruhen alte berühmte Lehrer der Hochschule, darunter der fleissige Annalist Martin Crusius, dem auch diese Blätter manche merkwürdige Notiz, manche lebendige Sage aus Schwaben verdanken.

Noch darf ein unscheinbares Bauernhaus nicht vergessen werden, das, auf einem nördlichen Hügel vor der Stadt gelegen, den stolzen Namen *Osiandreum* führt. Die mündliche Sage erzählt, dass der Professor *humaniorum* Joh. Osiander, einer der seltensten Männer seines Vaterlandes, später württembergischer Prälat und Oberconsistorial-Director, der — mit französischer Sprache und Sitte seit einem Jugendaufenthalt in Paris bekannt — zur Zeit des Franzoseneinfalls unter Peysonnel im J. 1688 eine Art von Commando über die Stadt bekleidete, hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Seine Unterhandlungen retteten die Stadt vor der Plünderung und die Stadtmauern vor der Zerstörung. Weil aber der französische General geschworen hatte, sie niederzureissen, so wurde in Gegenwart Osianders an vier Stellen eine Bresche in die Mauer gesprengt und der Gallier sagte höhnend: „Sehet da die Macht eurer Wissenschaft auf der Erden liegen!“ Ein Denkstein in der hergestellten Stadtmauer bezeichnet dieses Ereigniss.

Die Umgegend Tübingens ist äusserst anmuthig, voll der mannichfaltigsten Spaziergänge und Aussichtspunkte, unter welchen sich gegen Süden im Steinlachthale der St. Blasienberg, gegen Westen die von vier Dichtern *) besungene Wurmlinger Kapelle, gegen Norden das alte Kloster Babenhausen, tief im Walde

*) L. Uhland, G. Schwab, Nic. Lenau, Alb. Knapp.

ESSLINGEN.

gelegen, mit einer herrlichen altdeutschen Kirche und einem höchst kunstvollen Refectorium, auszeichnen. Zu entfernteren Ausflügen ladet die einst vorderösterreichische Stadt Rotenburg, sehr schön am Neckar liegend, das kleine, angenehme Bad Niedernau mit seinen Tannenwäldern, und in verschiedenen Richtungen die Städte Hechingen, Reutlingen und Herrenberg ein. Köstliche Aussichten auf die Alb gewähren die Berge, die Tübingen umlagern; einen Ueberblick auch schon das Schloss, das jetzt die wissenschaftlichen Sammlungen der Hochschule beherbergt.

Zu Tübingen vom Schlosse
Sieht man ein weites Land,
Zu Wagen, Fuss und Rosse
Bewohner mancherhand,
Und Burgen und Kapellen
Auf fernen Bergen stehn,
Und untenhin die Wellen
Des stillen Flusses gehn. *) —

Die alten, ehrwürdigen Thore der Stadt, deren eines, von Eberhard im Bart gebaut, sein Symbol und seinen Wahlspruch trug, sind jetzt alle abgebrochen, und nach mehrern Seiten hin vergrössert sich die Jahrhunderte lang innerhalb ihres Zwingers gebliebene Stadt. An dem Ufer des Neckars wohnen hier zwei grosse deutsche Dichter. Das freundliche Haus, das (auf unserm Bilde nicht sichtbar), an den Oesterberg angelehnt, gegen die Neckarbrücke herabschaut, ist Ludwig Uhlands Haus; weiter unten, in einem von den Wellen bespühlten Thurme, träumt seit 33 Jahren Friedrich Hölderlin, und brütet über seinem verstummten Saitenspiel.

Esslingen.

Wer alle Reize und Denkwürdigkeiten dieser lieblichsten Gegend und Stadt in Schwaben, von welcher unser Blatt die schönste Merkwürdigkeit mittheilt, bildlich darstellen wollte, müsste sich mit seinen Ansichten in ganzen Heften verbreiten können, und

*) Christophsromanzen, 8.

ebenso müsste die Beschreibung Bögen, statt Blätter füllen. Der Verfasser dieses Textes hat vor Jahren einem Freunde, der sich in diesem Segensthale häuslich niederliess und den jetzt eine blühende Familie als glücklichen Hausvater umringt, die Lieblichkeit des Neckarthals im Liede als in einem Spiegel vorzuhalten versucht. Da sich in dem Bilde nichts geändert hat und er noch heute keine bessere und empfundenere Schilderung dieser Gegend aus eigener Feder mitzutheilen im Stande wäre, so soll ein Theil davon die Stelle prosaischer Ausmalung hier vertreten:

Wer in das schöne Neckarthal
Am frühen Morgen blickt,
Wenn ihren ersten Sonnenstrahl
Die goldne Sonne schickt:
Dem regt im Herzen und im Sinn
Sich mannichfache Lust,
Und werdend gehen her und hin
Gedanken in der Brust.

Sie fliegen zum Gebirg hinan,
Das thront im Hintergrund,
Da sieht auf dunkelblauem Plan
Das Auge sich gesund.
Ei! denkt die Seele, solch ein Thal
Ist Mannes würd'ger Sitz;
Bald glühn die Berg' im Sonnenstrahl,
Bald im Gewitterblitz!

Dann senkt das Auge tiefer sich
Nach grünem Wiesenplan,
Dort wandelt frisch und morgenlich
Der helle Fluss die Bahn.
Zur Seite durch die Wälder rauscht
Die linde Frühlingsluft,
Und auf dem andern Hügel lauscht
Der Bäume Blüth' im Duft.

O welch ein Thal — spricht da das Herz —
Für jungfräuliche Gluth!
Für Jünglings ersten Liebesschmerz,
Für stillen Hoffnungsmuth!
Wie lieblich wär's, im Morgenlicht
Zu steigen in den Kahn;
Wie der Geliebten Angesicht
Schaut die Natur dich an!

Das Auge folgt des Flusses Lauf;
Und reicher wird das Gau.
Da steigen Rebenhügel auf,
Mit üpp'gem Grün ins Blau.
Und Berge stehen angefüllt
Mit einem Blüthenhain,
Und in die junge Fülle hüllt
Die graue Stadt sich ein.

Von Lindengängen schmuck belaubt,
Verschmäht sie andern Putz;
Ein schlankes Münster hebt sein Haupt,
Verspricht des Himmels Schutz.
Da regt sich Lust nach Weib und Haus
In solchem Segensthal,
Da geht der Mann auf's Freien aus
Im Morgensonnenstrahl.

Die alte Stadt Esslingen ruht aus und verjüngt sich im Schoosse der reichsten Natur; sie selbst ist in ihrem Innern reich an historischen Erinnerungen.

Ursprünglich stand, an der Stelle kaum gelichteter Wälder, hier nur eine einsame Zelle, in welcher die Gebeine des Märtyrers Vitalis ruhten, zu der die zerstreuten neubekehrten Einwohner der Umgegend zu wallfahrten pflegten. Aber eben dieser Sammlungsplatz der Gläubigen gab dem Orte in ziemlich früher Zeit eine politische Wichtigkeit, und schon im Jahre 1077 hält Kaiser Heinrich IV. zu Esslingen wider seinen Gegenkönig, den Herzog Rudolph von Schwaben. Das Stadtrecht erhält es indessen erst unter dem Kaiser Friedrich II., und damit beginnt Esslingens Flor.

Erst eilt des Neckars leise Welle
Vorbei an einer kleinen Zelle,
Drin ruht ein Heiligengebein:
Doch schon ist es ein Platz der Ehren,
Und mit des Reiches Glanze kehren
Schon deutsche Könige dort ein.

Und bald, wie Staufens grossen Söhnen
Verliehen wird, ihr Haupt zu krönen,
Und nun die Schwaben Meister sind:

Da dehnet sich die enge Klause,
Da wurdest du im Königshause,
O Stadt! ein sorgenfreies Kind!

Der Rothbart baut an deinem Thurme,
Der Philipp nimmt in Kampf und Sturme
Doch deiner jungen Mauern wahr.
Des grössten Friedrichs Adler schmücket
Dein graues Thor, und unverrücket
Bewacht es noch sein Löwenpaar. *)

Wirklich hat Friedrich II. Esslingen mit dem Stadtrecht Mauern und Thore gegeben. Noch steht von ihm das „Wolfsthor", über dessen Bogen ein Adler eingehauen ist, und zu beiden Seiten zwei hoch in Stein erhabene Löwen, das Wappensymbol der Herzoge von Schwaben ausprägend. Die Hauptkirche der Stadt, zu St. Dionys, wurde — wie diess der unterste Theil des Schiffes und der offenbar vorgothische Einbau desselben beweist — noch früher begonnen, übrigens nach chronikalischen Nachrichten erst zu Ende des 13ten Jahrhunderts vollendet. Dieses Jahrhundert war die Zeit des schwäbischen Gesanges; auch Esslingen hatte seinen „Schule-Meister" oder Meistersänger — ein Name, der lange fälschlich dem Zeitalter des Minnesanges abgesprochen worden ist — einen Dichter, der „den lichten Maienschein" dieser Frühlingsgegend pries. Das Glück der Hohenstaufen ging jetzt zu Ende. Heinrich VII. hatte im J. 1233 das Predigerkloster und die dazu gehörige Kirche zu Esslingen gebaut. Als er zwei Jahre später, wegen Empörung gegen seinen Vater abgesetzt, in einem Gefängnisse den Tod fand, trat seine Gemahlin Margarita vor den Prior des Klosters und übergab ihm die goldene Krone mit der Weisung, den Erlös unter den Armen auszutheilen.

„Ihr Mönche, gebt diess Gold den Armen,
Ihr Mönche, flehet um Erbarmen,
Fleht für die Seele meines Herrn!"
Werth ist diess Weib, dass man sein denket,
Das auch der Krone Gold verschenket,
Als unterging der Ehre Stern.

*) Diese und die verwandten Verse aus Schwab's Ged. I. S. 151 ff.

„Sieh zu deinem Reiche, Gott! sonst erschleicht er dir noch deinen Himmel ohne Wehr!“ So sang „der Schulmeister von Esslingen“ unter vielen andern Scheltworten (*Maness.* II, 93—95) feindselig dem Habsburger Rudolph entgegen, als er sich auf den römischen Kaiserthron setzte. Aber bürgerliche Wohlthaten besiegten den Widerwillen der Esslinger, und zuletzt nannten sie Rudolph nur „ihren lieben Kaiser.“

Die Stadt wurde immer blühender, und selbst stürmische Zeiten rüttelten vergebens an ihrem Wohlstande. Sie sah dem Kampfe der Gegenkönige Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, der den Neckar blutroth färbte, ungefährdet zu. Hundert und dreissig Jahre später ward die Frauenkirche mit ihrem herrlichen Thurme gebaut, den uns das gegenwärtige Blatt vor Augen hält.

In Frieden baust du kühn aus Quadern
Die Kirche, die den Ast von Adern,
Den schlanken Thurm, zur Höhe treibt;
Es stehn die hellen Fensterbogen
Mit lichten Bildern überzogen,
In deren Glas die Sonne bleibt.

Nun waren deine Tempel fertig
Und ihres Gottes neu gewärtig;
Da zückt herein der Morgenstrahl:
Erneut, gereinigt ist der Glaube,
Es reifet deine dunkle Traube
Jetzt für den Kelch im Abendmahl.

Im Jahre 1531 hielt der nach Esslingen berufene Reformator Ambrosius Blarer die erste evangelische Predigt in der Dionysiuskirche am Tage nach Sanct Dionys. Von Jahrzehend zu Jahrzehend wuchs jetzt Esslingens Blüthe; die Handwerker gediehen, Weinbau und Weinhandel machten die Stadt lebendig und wohlhabend, während doch alle Ueppigkeit aus dem häuslichen Leben der Esslinger verbannt blieb. Diesen Flor unterbrach einigemal die Pest und gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts der Einfall Mélacs im Franzosenkriege. Noch trägt ein kleines Häuschen in der nur wenige Mauer- und Thurmruinen zeigenden, verödeten Esslinger Burg seinen Namen, und von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich die Sage fort, dass ihm sogar eine schöne Jungfrau

Esslingens geopfert werden musste, um ihn von der gänzlichen Zerstörung der Stadt abzuhalten. *)

Die Grafen von Württemberg lebten in beständigen Fehden mit der Reichsstadt, die endlich in Folge der grossen Zeitereignisse im J. 1802 unter württembergische Landeshoheit gekommen ist, unter der ihr Wohlstand nur zugenommen hat. Die blühendsten Baumwollen- und Wollenspinnereien, besonders die ihre kunstvollen Erzeugnisse über ganz Deutschland verbreitende Blechwaarenfabrik des Herrn Deffner, welche mit den berühmtesten englischen Fabriken wetteifert, die Tuchfabrik der Herren Gebrüder Hartmann, und die Weinhandlung der Herren Kessler und Comp., deren moussirende, champagnerähnliche Weine durch ganz Europa versendet werden, gehören nach Gründung und Aufschwung ganz den neuesten Zeiten an. In Beziehung auf die letztere, an deren Spitze der Schwiegersohn eines hohen Beamten und der obengenannte Freund des Verfassers stehen, ist in der unruhigen Zeit von 1831 der nachfolgende Scherz des Verfassers gesungen worden, der hier zum erstenmal seine Stelle im Drucke finden soll:

Schwäbisches Räthsel.

Wir haben einen Insurgenten
Im sonst so frommen Schwabenland,
Er tobet gleich den Elementen
Im ersten, wilden Schöpfungsstand.

Wisst, seine Zahl ist viele Tausend,
Er haust im Stems- und Neckarthal;
Dort ist er still, doch wird er brausend,
Wenn man ihn zwingt mit Kerkerqual.

Versüssen will man ihm die Bande,
Mit Zucker füttert man ihn gut;
Doch eben diese milde Schande
Erhitzet ihm sein Jugendblut.

Er schäumt vor Zorn, er sprudelt Rache,
Sein Riegel wird ihm zum Geschoss,
Aus dem verschliessenden Gemache
Bricht er mit einem Schusse los.

*) Siehe die Romanze „das Esslinger Mädchen“ in G. Schwab's Gedichten I, S. 260 ff., wo freilich der Sage ein beruhigender Schluss gegeben ist.

Es hat der Freche die Empörung
Dem wilden Frankreich abgelernt,
Und macht bei uns dieselbe Störung,
Und Niemand ist, der ihn entfernt.

Zwar, hüpft er gleich in welschem Tanze,
Sie sagen ihm zum Schabernack,
Es habe der forcirte Franze
Doch einen deutschen Beigeschmack.

Inzwischen lassen sie ihn toben,
Und schimpft man auch, man steht ihm bei;
In manchen Köpfen gibt er Proben,
Dass er ein Mann vom Berge sei.

Und lasst es nur ins Ohr euch sagen,
Der Hauptmann der Rebellion
(Ihr werdet ihn nicht drob verklagen!)
Ist des Ministers Schwiegersohn!

Als besonderer Eigenthümlichkeit ist des sogenannten Esslinger Gebiets zu erwähnen, das aus mehreren kleinen Weilern besteht, welche still und abgeschieden auf der Strecke zwischen dem Rothen Berg und Esslingen, zwischen Wein, Obst und Wald liegen, meist aus zerstreuten, über das ganze Gebirge bis auf die äussersten Höhen verbreiteten Häusern zusammengesetzt sind und sich höchst malerisch und einladend den Blicken darstellen. Sie sind, auch in vielem andern noch altdeutscher Sitte getreu, nach Weidgerechtigkeiten und Hirtenschaften eingetheilt und, obgleich mit eigenen kleinen Kirchen versehen, doch nach Esslingen eingepfarrt. Stille Frömmigkeit herrscht unter ihnen, und hier und da bewahrt ein solcher „Filialist“ geheime Heilmittel der Natur, die er, von den Voräitern ererbt, zum Nutzen und Frommen der Nachbarschaft anwendet. Auch unser Bild zeigt uns einige von diesen glücklichen Pfarrkindern Esslingens.

Die Stadt war in dem letzten Jahrzehend lange bleibender Sitz der jetzt wandernden Liederfeste für den vierstimmigen Gesang. An einem solchen musikalischen *Agou* wurde auch vor Tausenden von Zuhörern das Gedicht gesprochen, aus welchem unser Aufsatz die bezeichnendsten Strophen mittheilt.

Wer auf der Brücke von Esslingen steht und die erlesensten Gaben der Natur mit den seltensten Schätzen des Alterthums ge-

paart überschaut, wird einstimmend mit dem Dichter der umblühten, ehrwürdigen Stadt die Worte zurufen:

Zeig' immer stolz dein Prachtgelände,
Die schmucken Werke deiner Hände,
Dein Thal, vom Segen Gottes voll,
Und deine grauen Alterthümer,
Der Burg und der Kapellen Trümmer,
Die Kindeskind noch schauen soll!

Dritte Reise.

Der Schwarzwald.

Kloster Hirsau. — Der Wasserfall bei Triberg — Die Hölle. — Freiburg im Breisgau — Badenweiler. — Forbach im Murgthale. — Das alte Schloss Baden

[illegible]

Kloster Hirsau.

Das hohe Schwarzwaldgebirge fällt nach allen Seiten in tiefer liegende Landschaften ab, im Süden und Westen ins breite Rheinthal, im Norden in die wellenförmige Ebene der obern Rheinpfalz, die den Schwarzwald vom Odenwald trennt, im Osten in die Flussthäler der Nagold, der Waldach, des Neckars und der südlich dem Rheine zueilenden Wutach. Es streicht von Südsüdwesten nach Nordnordosten mit einer Längenausdehnung von fünf und vierzig Stunden; die Breite von Osten nach Westen beträgt zehn, am nördlichen Ende allmälig verschmälert nur fünf Stunden, der ganze Flächenraum etwa neunzig Geviertmeilen. Die höchste Höhe hat das Gebirge im Süden, wo der Gebirgsknoten des südlichen Schwarzwalds, der Feldberg, 4600 Pariser Fuss über das mittelländische Meer sich erhebt. Im Norden vertritt der Kniebis in etwas kleinerem Massstabe (3016 Fuss hoch) den Feldberg. Am steilsten und schroffsten ist der westliche Abfall ins Rheinthal, wo sich das Gebirge in mehreren hinter einander gelagerten Wällen bis zur höchsten Kette aufthürmt. Im nördlichen Theil entsendet der Westabsturz Bergäste ins Rheinthal hinaus, auf welchen sich wieder einzelne Kuppen erheben. Gegen Osten ist der Abfall im südlichen Theile ziemlich bedeutend, jedoch nicht schroff, im nördlichen dagegen, dem Innern Württembergs zu, wo sich das Gebirge allmälig verflächt, gering, so dass der von hier aus den Schwarzwald besuchende Reisende den Boden des Gebirges betritt, ohne es gewahr zu werden. Im Norden, gegen die Oberpfalz, ist der Abfall wieder ziemlich steil und hoch. Die nördliche Hälfte des Gebirges selbst nimmt den Charakter einer Hochfläche an. Vom Süden, aus dem Knoten des Feldbergs, strömen die Quellbäche der Hauptflüsse nach allen vier Weltgegenden, die Wutach, die Wiese, die Dreisam dem Rhein, die Breg und die Briegach der Donau zu. Die Hochfläche des Ge-

birgs wie seine Köpfe bedecken meist ausgedehnte, dicke und dunkle Nadelwaldungen, hier und da von einem Köhlerplatz, einem Feldstück, auch grössern Feldungen unterbrochen. Auf den höchsten Höhen hören die zusammenhängenden Wälder auf. Das rauhe Klima duldet nur verkrüppelte Nadelbäume, und mit jedem Schritte sinkt der Fusstritt in schwarzen, schwammigen Moorgrund ein, welcher von einzelnen Rasen hoher Sumpfgewächse besetzt ist. Seine Wunder erschliesst der Schwarzwald erst im Schoosse der Thäler, wo die Natur vom Erhabensten und Schauerlichsten allmälig ins Lieblichste und Mildeste übergeht, so dass der Wanderer, der am Morgen vom Gebirgssturm umsaust unter verkrüppelten Fichten einherschritt, am Abend zwischen Hirsefeldern, zahmen Kastanien und Weinbergen wandelt. Die Hauptzierden dieser Thäler sind ihre hingestreuten Hütten, Höfe, Mühlen und Dörfer, und der rasche Fluss, der anfangs braun, doch klar vom Moorgrunde kommend, immer krystallheller wird, häufig anfangs ein Sturzbach ist und die ungeheuersten Felsblöcke mit in sein Bett hinabnimmt, bis er in der Ebene zum breiten und leicht zwischen niedrigen Ufern dahin gleitenden Gewässer wird.

Die Hauptmasse dieses Gebirges, als eines Urgebirges, besteht aus Gneiss und Granit, jener im südlichen, dieser im nördlichen Schwarzwalde vorherrschend. Gegen Norden und Osten verliert sich das Urgebirge allmälig unter der Decke des rothen oder bunten Sandsteins, der zuoberst ganz in eine Thonlage übergeht. Als Zwischenglieder treten mehrere untergeordnete Steinarten auf, darunter schöner, dem Urgebirge sich anschliessender Porphyr. Auch Metalle umschliesst die Gebirgsmasse, und besonders beträchtlich ist ihr Eisenreichthum. Kalte und warme Mineralquellen voll edler Heilkräfte entströmen jene dem Sandstein, diese dem Urgebirge.

Als Bewohner theilen sich in den Schwarzwald im Süden und Westen die Alemannen des Breisgau's und der nordwestlichen Schweiz, die Oberschwaben im Osten, im Norden die Niederschwaben. Die Wohnungen sind hölzern, die Tracht ist ernst und schwarz, die Beschäftigung des Schwarzwälders richtet sich nach dem Boden, den er besitzt. *)

*) Vergl. Völter a. a. O. S. 3—43.

Von allem diesem, was hier übersichtlich gesagt worden, erzählen wir umständlicher bei einzelnen Bildern. Vorest folge uns der Naturfreund in eines der bescheideneren Thäler des württembergischen Schwarzwaldes, zum Kloster Hirsau.

Helicena, erzählt uns die Sage, war eine fromme, reiche Wittwe, die brünstig ganz dem Herrn sich anzutrauen strebte und oft auf den Knieen ihn fragte, auf welche Weise sie ihre Erdengüter am besten anwenden könnte.

Da lag sie in der Nacht einmal,
Gewiegt in fromme Träume,
Und sah ein seltsam fremdes Thal,
Darin drei Fichtenbäume.
Die Bäume waren wundersam
Aus Einem Stamm gesprossen,
Aus ihren duft'gen Wurzeln kam
Ein klarer Born geflossen.

Und ob der fremden Wunderan
Sah sie am Himmel wallen
Hoch einen Dom auf Wolken blau,
Hört' eine Stimme schallen:
„Diess Gotteshaus, du fromme Braut,
Sei, wo die Bäume stehen,
In bestem Grund von dir gebaut,
Nimm's aus geweihten Höhen!"

Die Frau erwacht, zieht ihr Feierkleid an, schmückt sich m. duftigen Blumen, wandert in ein fremdes Thal, bis ihr Alles kla' im Sonnenschein entgegenblickt, die drei Bäume und der Bor. voll Himmelsthau, der hell über Blumen fliesst.

In stiller Demuth ging sie aus,
So stille kehrt sie wieder,
Und setzet hier das Gotteshaus
Aus Himmelshöhen nieder.

So lautet die Legende von der Stiftung des Klosters Hirsau. *) Diess soll im J. 645 geschehen und Helicena aus dem Geschlechte der Edelknechte von Calw gewesen sein. Inzwischen stiftete sie wahrscheinlich nur die St. Nazarius-Kapelle und das dazu gehörige Haus, und erst zur Zeit Ludwigs des Frommen brachte No-

*) Kerners Dichtungen S. 101 ff.

tung, Graf von Calw, Bischoff von Vercelli, die Gebeine des heil. Aurelius nach Deutschland und fand durch ein himmlisches Zeichen hier, am rechten Ufer der Nagold, wo die St. Nazariuszelle Helicena's stand, die Stätte, wo er dem Heiligen Kloster und Kirche gründete (830). Inzwischen gerieth es in den folgenden Jahrhunderten ganz in Verfall, so dass Albert der ältere, Graf von Calw, 1066 ff. dasselbe von neuem stiften musste und es auf dem linken Ufer der Nagold baute, auf welchem noch jetzt seine Trümmer stehen. Von nun an beginnt die Glanzperiode Hirsau's. Das Kloster kam durch Schenkungen bald so in Aufnahme, dass die Zahl der Mönche mit den Laienbrüdern sogar auf dreihundert stieg. Es wurde von ausgezeichneten Aebten regiert und bald der Sitz mittelalterlicher Bildung und Gelehrsamkeit. Aus Hirsau gingen jetzt Colonieen von Mönchen nach Frankreich und Schwaben. Um das neue Kloster, das Abt Wilhelm 1083—1091 gebauet, erhoben sich in der Folge viele und stattliche Gebäude, die eine Ringmauer umschloss. Im J. 1525 wurde Hirsau von den Bauern geplündert. Angezogen durch die Schönheit der Gegend — die klare Nagold bewässert hier das lieblichste Wiesenthal zwischen himmelhohen Tannenbergen, und das Kloster blickt auf einer kleinen Erhöhung frei durch den Thalgrund hin — liess der gute, baulustige Herzog Christoph von Württemberg hier ein Schloss aufführen, hob aber als Reformator seines Landes im J. 1558 das alte Kloster auf und verwandelte dasselbe in eine evangelische Klosterschule. Der erste lutherische Abt, *D.* Heinrich Weickersreuter, wurde dem letzten katholischen Abte, den man christlicherweise im Kloster absterben liess, als Coadjutor gegeben. Die neue Stiftung blieb unangefochten, bis in Folge der Ereignisse des dreissigjährigen Krieges die evangelischen Aebte dem Katholicismus wieder weichen mussten. Das Kloster sah jetzt wieder zwei katholische Aebte. Erst der westphälische Frieden brachte die evangelische Ordnung der Dinge zurück. Die Klosterschule blühte unter der Leitung würdiger Prälaten, unter welchen berühmte Namen Schwabens glänzen, ruhig fort, bis das verhängnissvolle Kriegsjahr 1692 die gänzliche Zerstörung des Klosters und damit die Verlegung der Klosterschule nach Denkendorf unweit von Stuttgart herbeiführte. Aebte von Hirsau wurden indessen fortcreirt, so lange die alte Verfassung Württembergs dauerte.

Die Franzosen, die grausamen Verwüster der Pfalz, verbrannten am 20. Septbr. 1692 auch hier Kloster und Klostergebäude. Die Veranlassung zu der Unthat soll ein Strich des Bürgermeisters der Nachbarstadt Calw durch einen Contributionsbrief Melac's und die Ermordung eines französischen Officiers gewesen sein. Was Melac zerstörte, vollendeten die Beamten selbst. Die herrliche Klosterkirche, die gegen 300 Fuss lang war und zwei hohe gleiche Thürme hatte, lag freilich schon in Asche, aber eine schöne Kapelle, welche 1783 noch unversehrt dastand, wurde um 1800 zu Baumaterialien verwendet. Kirche und Kreuzgang hatten damals noch gemalte Fenster, über welche der grosse Lessing aus einer Hirsauer Handschrift des evangelischen Abtes Johann Parsimonius von 1579, die Joh. Jak. Moser der Wolfenbüttler Bibliothek überlassen, seiner Zeit berichtet hat. Sie sind unter König Friedrich nach Monrepos bei Ludwigsburg gewandert und decoriren jetzt in den dortigen Anlagen ein zierliches Kirchlein.

Von sämmtlichen Gebäuden sieht man noch die Ruinen der Peterskirche und den einen ihrer Thürme, eine ganz erhaltene Kapelle, einen grossen Theil des Kreuzgangs; vom Kloster selbst einen achteckigen und einen runden Thurm; die ausgebrannten vier stattlichen Wände des Jagdschlosses, die Reste der Aureliuskirche und rechts von der Nagold ein Kirchlein auf dem Platz der alten Stiftung. Diese sämmtlichen Ueberbleibsel in dem von immergrünen Tannenbergen beschauten, wiesenreichen Nagoldthale, in wucherndes Gebüsch eingekleidet, gewähren einen rührenden, doch nicht finstern Anblick.

In der Hauptkirche sollen sich in den alten Zeiten sehr viele Gemälde befunden haben; in einer Seitenkapelle sah man die ledernen Kriegskleider eines Riesen, der einst in diesem Revier gehauset. So lange das evangelische Seminarium bestand, war über dem Kreuzgange das Dormitorium der Stipendiaten und darin je auf vier Seiten vierzig Fenster mit alt- und neutestamentlichen Glasmalereien. Innerhalb des Kreuzganges plätscherten drei Brunnen, worunter ein schöner Springbrunnen. Einer von ihnen steht jetzt im Bade zu Teinach, die Schale des andern wird zur Viehtränke in Teinach selbst benützt.

Unter den Monumenten des Klosters fand sich auch das Grabmal des Abtes Bruno, eines Herren von Württemberg (um 1100),

das zu den ausgezeichnetsten Denkmälern des Alterthums gehörte. Ein ebenfalls gut erhaltenes Grab ist das des Abts Aurelius. Mehrere andere Gräber von Aebten sind zerstört; es werden deren immer mehrere ausgegraben und neuerlich durch Anordnung der Regierung gehörig geschont, die Gebeine aber an einer und derselben Begräbnissstelle beigesetzt. Mit den Denksteinplatten, die sonst offen in der Kirche dagelegen haben mögen und jetzt mehrere Fuss tief aufgegraben werden müssen, ist man bisher nicht geschickter umgegangen, als früher räuberisch und muthwillig mit den darunter befindlichen Skeletten, deren goldene Siegelringe und andere Kostbarkeiten die Habsucht reizten. Die Denksteine sind bis auf wenige völlig zerschlagen und die Stücke liegen ohne Zusammenhang umher. Auch das Denkmal des Reformators Brenz soll hier aufgegraben worden sein. Einer der vielen Steine besagt, dass der Abt Johannes Schulthess das Kloster nach einem Brande wieder aufgebaut, was ohne allen Zweifel nach dem Bauernkriege geschehen ist, wo Schulthess die Leitung des Klosters seit dem Jahre 1524 führte. Merkwürdige Schriften über das Kloster Hirsau, deren Verfasser der nach Weingarten geflüchtete Abt Wunibald († 1637) ist, hat man in letzterem Kloster vor etwa 20 Jahren gefunden.

Im Ganzen findet der Forscher in Hirsau nur wenig, aber diess Wenige, aus der unschätzbaren Hirsauischen Chronik des Trithemius ergänzt, ist für die Kunstgeschichte von grosser Bedeutung *). Die Aureliuskirche, von der nur Reste stehen, ist aus dem 9ten Jahrhundert und höchst merkwürdig als treue Copie der römischen Basiliken, wie solche seit dem vierten Jahrhundert angelegt wurden; namentlich sind die Hirsauer Kreuzgewölbe — wohl die ältesten in Deutschland — eine treue Nachbildung der römischen aus der letzten Kaiserperiode. Wie denn die deutsche Kunst bei allmäliger Zunahme technischer Fertigkeit diese Vorbilder verliess, zeigt sich bei der dritthalbhundert Jahre später erbauten Peterskirche zu Hirsau, von der sich der Grundriss in Gestalt eines lateinischen Kreuzes, so wie einer der Thürme noch erhalten hat. Abenteuerlich schauen die Menschen- und

*) S. in Mone's Anzeiger für Kunde der d. Vorz. den gelehrten Aufsatz vom Hauptmann Krieg Sachfelden im 1. u. 2. Hefte des 4. Jahrg. 1835.

Thiergestalten hier von dem hohen Gesimse herunter. Diese häufig vorkommenden und vielfach gedeuteten Steinbilder beruhen theils auf biblischen Darstellungen, theils auf Legenden und Sagen von den Schutzheiligen, theils endlich auf heraldischen Beziehungen. Auf der Südseite des Thurmes sieht man einen sitzenden Arbeiter in Laientracht, mit lockigem Haupthaar, der mit beiden Händen den mittlern Pfeiler trägt. Die Figur stellt einen der sogenannten Oblaten (freiwillig angebotener Laien) vor, durch deren Beihülfe Abt Wilhelm hauptsächlich den Bau ausgeführt. Alle Bilder zusammen formiren eine Hieroglyphenschrift, welche sich auf den Bau der Kirche bezieht. — Aus den hohen Mauern der Schlossruine strebt eine schlanke Ulme empor, die unsterblich bleiben wird, weil Ludwig Uhland sie besungen hat.

Zu Hirsau in den Trümmern
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frisch grünend seine Krone
Hoch über'm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Thal.

Zu Wittenberg, im Kloster,
Wuchs auch ein solcher Strauss
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts! du dringest
Hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

Die tiefen Töne dieses Liedes verhallen wie der Gesang im Gewölbe einer Klosterkirche; ich aber, der Berichterstatter, werfe noch einen Blick voll eigenthümlicher Wehmuth auf diese Ruinen, die bald ein treues Blatt vervielfältigen soll: Im J. 1692, gerade hundert Jahre vor meiner Geburt, wurde der dreijährige Sohn des Klosterbeamten aus den flammenden Gebäuden von den flüchtenden Eltern getragen. Das Kind ward ein achtzigjähriger Greis und war der mütterliche Grossvater meiner längst auch ruhenden Mutter, die ihm als kleines Mädchen noch oft die Locken des schneeweissen Hauptes gescheitelt hat.

Der Wasserfall bei Triberg.

So gern wir bei den Bädern des württembergischen Schwarzwaldes, dem einsamen und heilkräftigen Wildbad, dem lebendigen, noch manche alte Volkssitte freilich nicht rein bewahrenden Teinach, dem stillen Liebenzell, dem Wallfahrtsort unfruchtbarer Frauen, mit der gewaltigen Ruine eines Raubritters, „des Merklinger Tyrannen“, verweilt hätten, so treibt uns doch die beschränkte Zahl dieser Blätter dem Kerne des Hochgebirges zu, der für malerische und romantische Darstellungen die reichste Ausbeute liefert und im Breisgau zu suchen ist. Dieser neun Meilen lange, in grösster Ausdehnung sieben Meilen breite Gebirgsstrich, einst eine eigene Landgrafschaft, ist reich an hohen Kettenbergen, vielen Felsen, auch fruchtbaren, mit Wein gekrönten Hügeln, die sich in ihrer letzten Abdachung in die reizende

WASSERFALL BEI TRYBERG.

Rheinebene verlieren. Unter den Bergen des Breisgau's überschaut der Feldberg, der höchste Berg unsers deutschen Vaterlandes, an Höhe wie an Pracht der Aussicht dem Rigi der Schweiz wenig nachstehend, wo neun Monate des Jahres der Schnee nicht schmilzt, die ganze Kette der Tyroler- und Schweizeralpen, vom Hochvogel an bis zur Jungfrau und Blümlisalp, die Ketten der Vogesen, des Taunus, des Odenwaldes, der schwäbischen Alb, und die waldigen Wellen des Schwarzwaldes, über welche der Feldberg wie ein Ararat hervorragt, und hinter diesen die unermessliche Rheinebene mit ihrem silbernen Strome. Es ist die schönste Fernsicht, die Deutschland zu bieten hat. Nächst dem Feldberg zeichnen sich der Kandelberg, der Blauen und der Bölchen aus, lauter köstliche Punkte für Aussichten. Zwischen allen diesen Bergen sind tiefe Thäler voll der ernstesten Reize, das gefeiertste unter ihnen, wiewohl von bescheidnerer Schönheit als die meisten, Hebels Wiesenthal; die andern durch die Treisam, die Glotter, die Alb, die Elz gebildet, alle das Gebirge in den verschiedensten Richtungen durchziehend. Auch zwei Seen hat das Breisgau aufzuweisen, den Feldsee und den Titisee. Natur, Häuserbau, Sprache und Sitte der Bewohner mahnt hier allenthalben an die benachbarte Schweiz, und so ist es denn kein Wunder, wenn wir in diesem Gebirge auch den einzigen Wasserfall Deutschlands finden, der sich kühn mit dem gepriesenen Schweizerfalle, dem Giessbach, messen darf.

Tryberg ist ein kleines Städtchen von keinen hundert Häusern und kaum achthundert Einwohnern; es bietet an sich keine Merkwürdigkeit dar, als dass es zu den Landstädtchen Schwabens gehört, die von Zeit zu Zeit mit einer Feuersbrunst heimgesucht zu werden vom Geschicke bestimmt scheinen; denn im J. 1525 wurde es sammt seinem Schlosse von den rebellischen Bauern verbrannt, im J. 1642 zerstörten die eigenen Bewohner Trybergs die den Herren dieses Namens angehörige Ritterburg in einem Aufruhr und warfen Feuerbrände darein; vor etwa zehn Jahren endlich ist das ganze Städtchen durch Nachlässigkeit in Brand gerathen und ganz in den Flammen aufgegangen, so dass aus dieser finstern Gegend jetzt ein neuer Ort mit heitern Gebäuden aufgestiegen ist. Die Stadt liegt in einer engen, kaum hundert Morgen messenden Bergschlucht, etwa zweihundert Schuh tiefer,

als die drei dieselbe nicht besonders malerisch umschliessenden Bergrücken, und doch liegt sie noch höher als der höchste Gipfel des Kaiserstuhls am Rheine. Die neue Anlage des Städtchens ist so berechnet, dass hinter der breiten Hauptstrasse der Wasserfall herniederwallt und die Bergschlucht emporsteigt.

Denn in nächster Nähe haben hier die Naturgeister ihren Sitz aufgeschlagen; in einer von ferne kaum bemerkbaren Bergschlucht spielen auf dem stürzenden Fallbach, der vom westlichen Rücken des Bergkessels herabtost, die Wassergeister auf ihrer gewaltigen Orgel, während auf nordwestlicher Seite an der Felsenecke der Gebirgskluft, wo der enge Fusspfad an der rauschenden Schonach hinaufführt, die Luftgeister auf der tannenbesaiteten Aeolsharfe des Waldes mit ihren seufzenden Hauchen das Rauschen des strömenden Waldbaches begleiten. In mancher stürmischen Nacht kann der Wanderer diesen natürlichen Aeolsgesang unter den hohen Tannen belauschen. Vielleicht war es hier, wo der frühvollendete Schenkendorf seine feierliche Hymne auf den Schwarzwald gesungen hat. Wenigstens lässt sich hier der Ton vernehmen, von welchem er so begeistert singt, die uralten Säulen des Waldes anredend:

Euch Bäume hat kein Mensch gestreut,
Euch sä'te Gottes Hand;
Ihr alten, hohen Tannen seid
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure schlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In euren grünen Zweigen weht
Ein schauervoller Klang.

Das ist ein ferner Liebeston,
Er klingt wohl tausend Jahr,
Von Geistern, deren Zeit entfloh'n
Und deren Burg hier war.

Wie schaurig hier und wie allein
Im höchsten schwarzen Wald,
Nicht fern kann hier die Wohnung sein
Der seligsten Gestalt,

Der Freiheit, die mein Herz gewann,
Der süssen Heldenbraut,

Der ich, ein liebentbrannter Mann,
Für ewig mich vertraut.

Der Mund des Volkes hat eine andere Deutung für die Lieder dieser Naturharfe. Zum erstenmal hörten den ungewöhnlichen Klang in den Tannenwipfeln zu Ende des 17ten Jahrhunderts einige auf den nahen Schönwälder und Schonacher Höhen stationirte Soldaten eines kaiserlichen Regiments. Ihr frommer Aberglaube liess sie übernatürliche Wirkungen ahnen. Bald fanden sie auch am höchsten und schönsten Tannenbaum bei einer lautern Felsenquelle ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild, das Jesuskind im Arme haltend, angeheftet. Ein Bürger von Tryberg, mit Namen Friedrich Schwab, hatte das Bildchen als Weihgeschenk für seine an der Quelle des Felsens erlangte Genesung im Jahre 1680 an diesen Tannenbaum angeheftet. Die Soldaten, die in jenem Gesange der natürlichen Windharfe die Huldigung der Engel hörten, der Mutter des Heilandes dargebracht, liessen dem Bild eine blecherne Kapsel verfertigen und diese mit der Inschrift schmücken: *Sancta Maria, patrona militum, ora pro nobis.* Dazu fügten sie eine Opferbüchse, die bald so reich wurde, dass vom Ertrag eine, freilich vergängliche und vergangene Kapelle aus Bretern gezimmert werden konnte.

Dichterohr vernimmt diesen Gesang nicht nur an der Felsenecke bei Tryberg. Von demselben Engelsklang im Walde hat noch neulich Alphons von Lamartine in seinem Jocelyn auf seiner eigenen Dichterharfe die sanften Laute nachhallen lassen, die hier ihre passende Stelle finden:

Ihr Tannen, Wohlklangs voll! ihr Harfen in dem Wald,
Drauf jeder Himmelswind die eigne Stimme hallt,
Ihr seid das Saitenspiel, wo Alles weint und singet,
In tausend Echo's sich Natur mit Lust verschlinget;
Kein Menschenseufzer ist, der nicht mit süssem Hall
In einem Aetherhauch fänd' einen Widerschall.
Ihr heil'gen Bäume wisst, was Gott uns zubeschieden.
Singt, weinet, tragt mit mir die Trauer wie den Frieden!
Gott aber weiss allein, ob euer süsser Klang
Sei Weinen über uns, sei froher Lobgesang!

Wir kehren jetzt zum Gegenstande des vorliegenden Bildes, dem Tryberger Wasserfalle, zurück. Dieser Fallbach verleiht der nächsten Umgebung einen sehr romantischen, schweizerischen An-

strich, wo sich im verjüngten Massstabe vieles Malerische vereinigt: Felsengruppen, sanftere Wiesenfluren im Hintergrunde, kahle Berghöhen, Partieen schattiger Schwarztannen, an welche sich einfache Holzhütten und Bauerhöfe anlehnen, in deren Umzäunungen die Heerden, Kühe und Ziegen, von strohflechtenden Hirtenknaben oder Mädchen geleitet, bergan und ab gleiten. Der Fall stürzt sich in der engsten Schlucht in neun bis zehn Absätzen herunter, die jedoch nicht, wie beim Reichenbach des Berner Oberlandes, durch horizontale Strömungen des Wassers von einander getrennt sind, sondern, dem Giessbache bei Brienz ähnlicher, zusammen doch wieder nur ein einziges, wallendes Wasserband ausmachen, dessen Mitte — fast wie jener — durch einen betretbaren Steg durchschnitten ist. Die mächtigsten Tannen steigen zu beiden Seiten wie die Posten eines zerfallenen Portals empor, als dessen einstige zerfallene Wölbung ein gewaltiger Felsblock mitten im Wasserschaum auf dem Boden liegt.

Bei dem Städtchen vereinigen sich die drei Waldbäche, die Nussbach (vom nordöstlichen Bergeinschnitt herabfliessend), der Fallbach und die Schonach, und strömen drei Stunden durch ein tiefes und breites Thal fliessend, unter dem malerischen Städtchen Hornberg in die Kinzig, die von dort an das mit Recht berühmte Kinzigerthal bildet, dessen romantische Bergwände die lieblichen Städtchen Hausach, Gengenbach und Offenburg umschliessen. Von dem erstgenannten dieser drei Orte führt ein Seitenweg über das waldige Wolfach, das treffliche Bergwerke besitzt, in das Schappacherthal, das die schmucksten Schwarzwaldhütten zeigt, aus denen in eigenthümlicher Landestracht freundliche Bewohnerinnen mit grossen blauen Augen dem schaulustigen Wanderer lächelnde Grüsse zunicken. Ist man einmal dort, so sind die Bergpfade allzulockend, als dass die Bäder Rippoltsau, Griesbach, Petersthal und das tief in dem Abgrund versteckte Antogast übergangen werden dürften.

Könnten dreihundert statt dreissig Bilder aus Schwaben gegeben werden, so dürften aus allen diesen Gegenden mehrfache Darstellungen nicht fehlen.

Die Hölle.

Von Tryberg fördert uns ein Gebirgsweg südwestlich in das von Südosten nach Nordwesten streichende Felsthal, das von seiner furchtbaren, selbst im rauhesten Schwarzwald unerwarteten Wildheit den Namen Höllenthal davongetragen hat. Dieser Weg, der zunächst nach den Dörfern Schönenwald und Furtwangen führt, geht am Scheitel der Tryberger Wasserfälle vorbei, welcher dadurch höchst interessant ist, dass das Bergflüsschen Guttach hier völlig verschwindet und sich unter einer Masse, ja, man könnte sagen, einem horizontalen Mauerwerk jener rundgewaschenen Felsblöcke verbirgt, welche in dieser Höhe, auf diesen Gipfeln der Gebirge ein wahres Räthsel sind. Unter dieser Steindecke hört man das Rauschen des Waldstromes. „Hier muss einmal das Meer gewesen sein", sagte unser Führer trocken und gläubig, und der Anblick widersprach seiner Behauptung nicht. Auch ist der Wasserreichthum auf dieser Gebirgshöhe sehr gross, Felder und Wiesen vertrocknen im heissesten Sommer nie ganz, und wenn in unsern fruchtbaren Ebenen und Tiefen die letzteren in den jüngsten heissen Jahrgängen afrikanischen Steppen glichen, labte sich das Auge dieser Gebirgsbewohner an unverwelklichem Grün. Schönenwald und Furtwangen liegen in solchen bewässerten Thälern, deren Höhen mit Tannenwäldern bekränzt sind. Die Gegend ist hier an sich nicht malerisch, namentlich hört alles Felswesen auf, das der untern Gegend zwischen Hornberg und Tryberg den Namen der kleinen Hölle verdient hatte; doch erhalten die einförmigeren Tiefen und Hochflächen einen eigenthümlichen Reiz durch die zum Theil abenteuerlich schweizerische Bauart der Häuser und Höfe, die anmuthig zerstreut umherliegen und bei denen die verschiedensten häuslichen und landwirthschaftlichen Zwecke vielmehr im Relief und in ihren ungekünstelten Forderungen erscheinen, als bei uns im übercultivirten Lande. Ihr Anblick gewährt den mannichfaltigen Wechsel und die Unterhaltung, ja selbst hier und da den malerischen Reiz, den die Gegend selbst den Blicken des Wanderers versagt. Eine starke Bevölkerung in mannichfaltigen Nationaltrachten belebt diese zerstreuten Gehöfte, doch ist gerade die Kleidung der Weiber, obwohl charakteristisch, keinesweges schön zu nennen. Nur der Kopf, den der

weisse oder auch grellgelb gefärbte Schwarzwälder Strohhut von männlicher Form noch über der Haube deckt, hat einen der rothen Wangen und blauen, hellen Augen würdigen Schmuck. Das schwarze manchesterne Leibchen ist allzukurz und knapp, nach hinten nicht einmal zu der kurzen Taille herabreichend. Der dunkle Faltenrock breitet sich nach unten im Dreieck unter vielen Falten aus und entfernt sich gänzlich von der Form des menschlichen Körpers, so dass die schmucksten Mädchen zu einer Missgestalt abgestumpfter wandelnder Kegel werden und besonders von hinten gesehen recht abscheulich sind. Die Farbenzusammenstellung jedoch, schwarzmanchesterne Spencer, unter diesen rothe Mieder, dunkle Röcke und blaue oder rothe Strümpfe, hat etwas sehr Gefälliges. Die einsamen Orte Schönenwald und Guttenbach, über welche der Weg führt, haben alte Kirchen, mit Hof und Hofthor umgeben, durch welches die vergoldeten Kirchhofkreuze hell herausblicken. Furtwangen aber ist ein stattliches, sehr lebendiges Uhrmacherdorf im ausgesprochensten Schwarzwald-Charakter. Hier geht die Strasse nach „der Neustadt“ durch, einem gewerbthätigen Städtchen, das seine hölzernen, zum Theil sehr kunstreichen Uhren durch halb Deutschland versendet.

Der Wanderer zur Hölle verlässt hier die Strasse und schlägt sich rechts durch immer steiler werdende Waldgegenden an der „kalten Herberge“ (einer in Schwaben sehr häufig vorkommenden Benennung) vorbei, welche eine Wasserscheide zwischen dem Rhein und der Donau bildet, nachdem er kurz zuvor die der Kinzig und somit dem Rheine zueilende Guttach verlassen und über den einen der Donauzuflüsse oder vielmehr der Donauquellen, die Breg, gegangen war. Sein Weg führt ihn jetzt zwischen zwei Seitenthälern hindurch; von der linken Seite her winkt ihm in ziemlich freundlicher Lage das Pfarrdorf Urach (wohl von jener Albstadt und Veste zu unterscheiden), rechts schaut aus wilderer Thalumgebung Neukirchen heraus; vom höchsten Bergrücken öffnet sich ihm die Aussicht auf die gestreckten Schwarzwaldshöhen, welche das Rheinthal begrenzen, namentlich auf den Rücken des Feldberges, den schon im Augustmonat jedes Unwetter mit Schnee bedeckt. Selbst die ganze Umgegend kann mitten im Sommer bei besonders ungünstiger Witterung unter Schnee gelegt werden. Nachdem wir auf diesen Höhen in grosser

Einsamkeit dahingepilgert, that sich uns endlich am südlichen Abhang ein weites, nicht steil und hoch eingeschlossenes Wiesenthal mit der Dorfschaft Langenorlach auf, deren vereinzelt stehende Häuser das ganze weite Thal ausfüllen. Dann ging es durch fruchtbare Geländer, immer abwärts, dem Höllenthal zu. Neustadt, das, wie Tryberg, nach einem Brande neu aufgebaut ist, bleibt links liegen, und unversehens ist man auf der breiten Strasse, die zur Hölle führt, und wo der schwarze Dämon dieses Passes, der übrigens ein unschuldiger Waldgeist ist, von Viertelstunde zu Viertelstunde ein einladendes Wirthshaus hingezaubert hat. Das erste führt einen Stern im Schilde und ist noch eine Stunde vom Eingang in das eigentliche Höllenthal und von seinem steilsten Abhang entfernt.

Die Ankunft bei den Felsen selbst bildet einen um so überraschenderen Moment, je weniger die letzte Strecke, die noch zurückzulegen ist, den Reisenden auf sie vorbereitet. Das Thal ist nämlich auf diesem ganzen Wege breit genug, um rechts und links von der bequemen Strasse jene gewohnten Uebergänge vom Thale zu den Bergen zu gestatten, jene Unebenheiten und Wellenlinien, die der Blick durchlaufen kann, ohne unmittelbar auf den Bergwänden aufzuprallen. Plötzlich aber, nachdem man vom zweiten Wirthshause, welches zugleich das Posthaus ist, eine starke Viertelstunde die steiler werdende Bergstrasse bis zum Thale hinab verfolgt hat, rücken die Berge ganz nahe zusammen, und ehe man es sich versieht, findet man sich von den ungeheuersten, bald hervorspringenden, bald thurmähnlich emporsteigenden, bald überhangenden Felsenmassen umringt, eingeschlossen und fast bedroht. Bei jedem Schritte, den der Wanderer thut, treten ihm neue Felsenkolossen entgegen; der Vorschritt scheint ihm abgeschnitten; und blickt er, wie zagend, hinter sich, so ist auch hier die eben noch offene Strasse durch wie plötzlich hervorgesprungene Steinblöcke gesperrt. Nur der Wald wuchert furchtlos unter diesen versteinerten Riesen; sein lustigstes Grün bekleidet ihre Wände und überkleidet sie oft, und seine kühnsten Stämme scheinen eben erst die höchsten Gipfel der Felsen erklettert zu haben und blicken triumphirend in die Tiefe hinab. Hier und da bildet das bemooste Gestein die thurmhohe Wand der Strasse und der Wandelnde sucht vergebens den Himmel über sich. Ihm zur

linken Seite rauscht ein schäumender Bach, der sich mit der Strasse durch die Felsengassen windet und in der Ebene, von andern Bergwässern verstärkt, die meergrüne Treisam bilden wird. Der kühnste Fels, den unser Bild zeigt, heisst der Hirschensprung. Die Sage von einem Wilde, das ein kühner Sprung von Fels zu Felsen rettete, während der nacheilende Jäger von der Tiefe verschlungen ward, knüpft sich an denselben.

Die Vergleichung des Höllenpasses mit dem berühmten Münsterthal in der Schweiz liegt sehr nahe. Der Verfasser dieser Zeilen, der binnen sechs Tagen beide Thäler durchmustert hat, glaubt, dass der erstere, was das Grossartige und besonders was das Pittoreske unserer Felsenpartie betrifft, keine Vergleichung mit den Wundern jenes Schweizerthales zu scheuen habe, nur dass dort sich durch mehrere Stunden fortsetzt, was hier eine Viertelstunde dauert. Wilder, zerreissender, zermalmender ist es allerdings dort in der grossen Werkstätte der Natur zugegangen. Die Wasser der Sündfluth scheinen die Stirnen der höchsten Felsengipfel mit ihren Wirbeln ausgehöhlt zu haben, während höhlenartige Grotten ihre Füsse spalten; in seltsameren Gestalten treten dort die Felsenkoulissen reihenweise aus den grünen, häufig waldlosen Bergwänden hervor, und die zischende Schlange der Birs windet sich unzufrieden und zornig durch die finstern Abgründe. Hier im Höllenthal trägt Alles einen ruhigeren, aber auch erhabeneren Charakter; die Natur scheint selbst im Kampf ihre Ruhe und Würde nicht vergessen zu haben. Ein entschiedener Vorzug des Höllenthales endlich ist die herrliche Vegetation der Wälder, mit welchen der Jura im Münsterthale sich nicht zu messen vermag.

Dem staunenden Wanderer dauert freilich bei uns diese ernabene Naturscene nur allzukurz. Kaum hat er, wenn ihn Bewunderung nicht länger fesselt, funfzehn Minuten vom Eingang in die Höllenpforte zurückgelegt, so öffnet sich auch schon wieder eben so unerwartet ihr Ausgang. Ein malerischer Fels, welchen die ganz zerfallenen Trümmer der uralten Burg Falkenstein krönen, schliesst diese grandiosen Felspartieen. Von ihr erzählt eine geschichtliche Sage, die des schauerlichen Bergspaltes, dessen letzter Vorposten sie ist, vollkommen würdig erscheint, und von der sich der Berichterstatter, der sie aus dem Munde des Volkes ver-

nommen hat, nur so viel erinnert, dass von wilden Rittern hier ein gefangener Knecht unmenschlich über die Zinnen gestürzt worden. In der neuen Zeit ist der Höllenpass durch den Rückzug der Franzosen im J. 1796 bekannt geworden.

Nach den letzten Felsengruppen zeigt die Natur noch mitten im Thale ein anderes Angesicht. Bald erscheinen jetzt wieder Wirths- und Bauernhäuser, die Berge treten, noch während der Weg abwärts führt, immer weiter zurück, und wie weggehaucht sind die Felsen. Fruchtbarkeit drängt sich in das offene Thal herein, die Reben erscheinen wieder in Ranken an den Hütten und bald auf den freien Hügeln; endlich breitet sich, von einem weiten Runde entfernterer Gebirge rings eingeschlossen, der heitere Grund aus, dem die Phantasie des Volkes den vielleicht allzuschmeichelhaften Namen des Himmelreichs verliehen hat. In zerstreuten, schmucken Häusern zieht sich das Dorf, das ebenfalls diesen Namen führt, die Heerstrasse entlang, lustig rauscht die Dreisam der Strasse bald näher, bald ferner; links schaut aus üppigem Baumgrün das heitere Dorf Kirchgarten mit Thurm und Häusern hervor; bald nimmt uns Zarten, das alte römische *Tarodurum*, auf, dann das Dörfchen Ebnat; bisher durch den Schlossberg verdeckt, verkündigt endlich das himmelansteigende Münster die Hauptstadt des schönen Breisgau's, Freiburg, und ihr mittelalterliches Thor verspricht dem Wanderer nach den Schaudern der Hölle und dem Sonnenschein des Himmelreichs sanfte Ruhe und friedlichen Schatten.

Freiburg im Breisgau.

Die Stadt Freiburg hat eine der prachtvollsten Lagen unter den Städten Deutschlands, die sich im Bilde nicht ausdrücken und überschauen lässt. Aber der Reisende mag von Wien oder Dresden, von Heidelberg oder vom Bade Baden kommen, satt von Bewunderung und ungläubig gegen Weiteres: hier wird er von Neuem seine Augen aufthun und, wenn ihn ein blauer Himmel und die schönste Jahreszeit — Spätfrühling oder Herbst — begünstigt, sich an Nähe und Ferne nicht satt sehen können. Das Münster von Freiburg entschädigt für Burgruinen, Palläste oder

andern Schmuck der Gegend von Menschenhänden; es ist gerade dadurch eine so hohe Zierde der Stadt und ganzen Gegend, weil es die einzige ist und kein anderes Gebäude auch nur über seinen Fuss emporragt. An der schönen protestantischen Kirche, die jetzt eben, aus einem Gebirgsdorfe hierher verpflanzt, emporsteigt und die unsere Zeichnung anticipirt hat, wird es, in gehöriger Ferne, einen edeln, aber sehr bescheidenen Nebenbuhler erhalten.

Freiburg liegt fast in der Mitte des Breisgaues, dessen Hauptstadt sie ist, dicht am Fusse der Schwarzwälder Gebirgskette, die hinter ihren Mauern emporsteigt. Ihr zunächst erhebt sich der Schlossberg, von allen Seiten in frisches Rebgrün gekleidet, aus dem hier und da dunkle Trümmer der Vergangenheit hervorblicken; an ihn schliesst sich der freundliche Johannisberg und, beide weit überschauend, der Rosskopf. Gegenüber beherrschen der Schönberg, Kibfels, Schauinsland, und tiefer hinein der Belchen und des Schwarzwaldes höchste Spitze, der Feldberg, die obere Gegend.

Zwischen diesen Bergreihen rauscht aus dem Thale von Kirchzarten die Dreisam herab, links am Saume der Stadt vorüber. Hier ist einer der Hauptpässe des Schwarzwaldes, der sich durch das genannte Thal, das Himmelreich und die Schluchten des Höllenthales hinaufzieht und zum benachbarten, eigentlichen Schwabenlande den Zugang öffnet.

Vor der Stadt aber entwickelt sich in einer Ausdehnung von mehrern Stunden eine ungemein fruchtbare und bevölkerte Fläche, ähnlich einem ununterbrochenen, lieblich wechselnden Garten, längs dem Ufer des Rheines, noch vor diesem aber begränzt durch das waldgekrönte Rebgebirge des für Botaniker und Mineralogen so merkwürdigen Kaiserstuhls, über welchem in dunkler Ferne die Häupter der Vogesen emporragen.

An diese Orientirung, die wir fast wörtlich von dem trefflichen Geschichtschreiber und Topographen Freiburgs entlehnen, dessen Werke hier unser Leitstern sind *), schliesse sich die be-

*) Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen, von Heinrich Schreiber. Freiburg, Herder. 1825. — Das Münster von Freiburg, von Demselben. 2te Aufl. Ebendas. 1829.

geisterte Schilderung des Dichters, der hier im J. 1814 in der Morgenröthe der deutschen Freiheit, ohne Ahnung der Gewitter, die eine zu stechende Sonne zusammenziehen sollte und die er nicht erlebt hat, voll Jugend und Hoffnung sang *):

Wie fröhlich hier im reichen Thal
Die lieben Bäume stehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl,
Geschützt von jenen Höh'n.

Ihr Kirschen und ihr Kästen sollt
Noch manches Jahr gedeih'n,
Auch du, Gutedel, fliessend Gold,
Auch du, Markgrafenwein.

Doch höher, immer höher zieht,
Zum Walde zieht mich's hin,
Dort nach dem dunkeln Gipfel sieht
Mein liebetrunkner Sinn.

O Dreisam, süsser Aufenthalt,
O Freiburg, schöner Ort,
Mich ziehet nach dem höchsten Wald
Die höchste Sehnsucht fort.

Nicht schrecket mich im Höllenthor
Der grause Felsensteg,
Weit über Land und Fels empor
Zum Gipfel geht mein Weg.

Du mit dem weissen Wälderhut
Und mit dem schwarzen Band,
O Mägdlein, sittig, schön und gut,
Grüss' mir das deutsche Land!

Ich muss hinauf zum schwarzen Wald,
So liebend und allein,
Dort soll fortan mein Aufenthalt
Und meine Kirche sein! —

Die erste Lichtung dieser dichten Urwälder, die sich bis tief ins Thal und in die Ebene erstreckten, verdankte das Land den Römern, welche den wichtigen Engpass, wo die Dreisam aus den Bergen tritt, aufs Sorgfältigste besetzt hielten. Ihr Tarodurum

*) „Der Schwarzwald", von Max v. Schenkendorf.

lag unfern von Freiburg, wahrscheinlich oberhalb des Dorfes Zarten, wo eine quer das Thal durchlaufende Verschanzung, „der Heidengraben“, mit steilen Abhängen und darunter hinrauschenden Waldbächen, die Niederlassung gegen die wilden Gebirgs-Alemannen vertheidigen half. Auch auf dem Schlosse von Freiburg mag eine römische Warte gestanden haben, welche das nahe Tarodurum mit dem fernen Mons Briscanus (Breisach) verband, und von der noch zahlreiche Bruchstücke roher Mosaik zeugen, die vor etwa funfzehn Jahren hier gefunden worden sind.

Die Stelle, wo Freiburg steht, war indessen noch zu Anfang des eilften Seculums, wie aus einer Urkunde erhellt, mit Walde bedeckt. Erst zu Ende dieses Jahrhunderts sollen Jäger, Fischer und, um der reichen Erzgruben willen, die bis auf die neueste Zeit in den umliegenden Bergen bearbeitet werden, Bergleute sich in einem Dorfe hier angesiedelt, und nach einer Chronik soll ein Graf von Kyburg seinem Schwager, einem Herzoge von Zähringen, die Erlaubniss ertheilt haben, auf dem jetzigen Schlossberge von Freiburg ein Jagdhaus aufzuführen. Der eigentliche Begründer der Stadt Freiburg ist Herzog Berthold III., aus dem uralten Geschlechte der Bertilonen, die schon im 8ten Jahrhundert der Bertholdesbara ihren Namen gaben, von einem Schlosse bei Freiburg, das, am Rande des Schwarzwaldes über dem gleichnamigen Dorfe gelegen, bis 1111 sein Vater Berthold II. bewohnte, der Zähringer zubenannt. Mitten in unruhigen Zeiten gründete er hier, nach dem Muster Cölln's, das er als mächtige rheinische Handelsstadt persönlich kennen gelernt hatte, ein freies Gemeinwesen, eine freie Burg, der eine eigene Verfassungsurkunde bestimmte Rechte zusicherte, und die er und seine Nachkommen bald, so wie im Osten des Schwarzwaldes das neu begründete Villingen, zu fröhlichem Blühen brachten. Unter seinem Bruder Conrad (1122—1152) lässt die Sage den herrlichen Münsterbau beginnen, und als im J. 1146 der h. Bernhard, das Kreuz predigend, in diese Gegenden kam, verweilte er zwei Tage zu Freiburg und bezeichnete viele Reiche und Vornehme zur Fahrt nach Palästina mit dem Kreuze. Der Letzte des Zähringerstammes, Berthold V., starb in dieser Stadt (1218) und liegt im Münster, wo noch sein riesiges Steinbild Ehrfurcht gebietet, begraben.

Sein Erbe ward zerstückelt. Die Stadt Freiburg überliess

der Kaiser, der sie als vorgebliches Reichslehen an sich gezogen hatte, dem Grafen Egon I. von Urach, dem Schwager Berthoids. Unter seinen Nachfolgern nahm die Stadt an Kraft und Umfang zu. Zünfte treten hervor (1293) und mit ihnen erscheint der erste Bürgermeister. Aber die Grafen von Urach versanken in schwere Schuldenlast, und als die Stadt diese bezahlen sollte, geriethen Herr und Land, die Waffen in der Hand, aufs feindseligste aneinander. Graf Egon III. belagerte sie (1299) vergebens, ein kühner Fleischer erschlug ihm seinen eigenen Schwager, Conrad von Lichtenberg, den Bischoff von Strassburg. Seitdem nahm Achtung und Gewalt der Grafen ab, und die Stadt wurde so mächtig, dass sich selbst die Markgrafen von Hochberg um ihr Bürgerrecht bewarben. Sie verordnet sich jetzt unter einer Schattenbestätigung der Grafen ihre Obrigkeiten selbst und erkauft sich bald (1327) eine förmliche Freiheitsurkunde, vermöge der sie mit den bedeutendsten Städten, Fürsten und Edeln nah und fern Schutz- und Trutzbündnisse schloss. Handel und Gewerbe standen jetzt in voller Blüthe. Neue Strassen entstanden; begüterter Adel liess sich in Freiburg nieder und lange behauptete die „Stube zum Ritter“ die Oberhand über die „Bürgerstube.“

Aber als Graf Friedrich im J. 1356 ohne männliche Erben dahinstarb, gerieth die Stadt in mancherlei Unglück, in die Acht, und endlich einem aufgedrungenen Herrn, dem Bruder des Verstorbenen, dem Grafen Egon, in die Hände. Die Stadt erwehrte sich seiner, er aber brütete mit Fürsten und Edeln im Bunde einen Ueberfall aus. Ein verwiesener Bettler, der der Herren Anschlag in einem nahen Dorfe belauscht hatte, verrieth ihn den Bürgern, und den in der Stille heranziehenden Feind empfing die Sturmglocke. „O weh“, rief er bei diesen Tönen, „heute Herr zu Freiburg, und nimmermehr!“ Jetzt brachen die Bürger das Schloss ob der Stadt, eine der schönsten Vesten Deutschlands, zogen siegestrunken vor die Burg zum Weiher bei Emmendingen und gewannen auch diese. Aber die muthwillige Ermordung zweier Edeln zog ihnen die Feindschaft der Herren und Städte zu, und mit dieser Hülfe bezwang sie Graf Egon in einer grossen Schlacht am 18. Oct. 1366. Ueber 1000 Freiburger wurden erschlagen, bei 400 in den Rhein getrieben, wohl 400 gefangen. Doch ermannte sich die Stadt, und nach langen Unterhandlungen

erkauft sie sich durch Burg und Herrschaft Badenweiler die Befreiung von dem verhassten Grafen und unterwirft sich in Folge ihrer Bedrängniss dem Hause Habsburg, das auf diese Weise leichten Kaufes zur Perle seiner Vorlande kam.

Jetzt war Freiburgs kräftige Jugendzeit vorüber; es kränkelte an einer unerschwinglichen Schuldenlast, und Sempachs Schwert frass seine edelsten Söhne. Darüber gewannen die Bürgerlichen die Oberhand in der Stadt, die zugleich der Juden ledig wurde. Als Herzog Friedrich von Oesterreich, ihr nunmehriger Herr, zur Zeit des Concils von Constanz dem entsetzten Papste Johann XXIII. treu geblieben, verlor der Geächtete mit seinen übrigen Landen auch Freiburg, und die Stadt schwor am 15. Mai 1415 dem Reiche, aber schon am 10. Nov. 1427 wieder dem Herzoge. Hochverdient machte sich Erzherzog Albrecht VI. um Freiburg durch die Stiftung der Hochschule im J. 1456. Seine Nachfolger aber verpfändeten und versetzten von der Stadt, was sie konnten; unter Erzherzog Sigmund kam die ganze Stadt als Pfand an Karl den Kühnen von Burgund, der ihr einen tyrannischen Mann zum Vogte setzte. Endlich kam Sigmund, mit den Schweizern verbündet, seinen alten Landen zu Hülfe. Der böse Vogt wurde zu Breisach in einem Aufstande gefangen und nachher dort hingerichtet. Mit Jubelgesängen empfingen an Ostern die treuen Bürger zu Freiburg ihren Sigmund. „Christ ist erstanden, der Landvogt gefangen!“ sangen sie. Granson und Murten demüthigten den racheschnaubenden Burgunder und vor seinem eigenen Nancy sank er in den Staub (1477). Seitdem entwickelten sich die Landstände zu Freiburg und dieses wurde der entschiedene Mittelpunk des Staatslebens in den österreichischen Vorlanden.

Aber der Erzherzog war aufs Neue bereit, die Stadt an den Meistbietenden loszuschlagen. Da fand sie einen festen Anker an König Maximilian, der die Vorlande liebte und manche Abenteuer des Theuerdanks in diesen Gegenden bestanden haben soll. Ihm huldigte die Stadt am Pfingstmontage (31. Mai) 1490, und als Reichsstadt sah sie acht Jahre darauf, blühend und durch den Kaiser von ihrer Schuldenlast befreit, den herrlichen Reichstag zur Einleitung des Schweizerfriedens in ihren Mauern.

Der Bauernkrieg drohte auch Freiburgs Mauern Zerstörung. Joss Fritz, ein Flüchtling des Speyerer „Bundschuhes“, hatte

sich im J. 1513 an die Spitze von zweitausend unter 10 Hauptleute vertheilten Bettlern gestellt, und wollte unter einer Fahne, die das Leiden Christi zwischen Papst und Kaiser darstellte, Befreiung von den Herren, von Zöllen und Abgaben, vom Rotweiler Hofgericht, Freigebung der Wälder und Wasser, bedingte Tilgung der Schuldbriefe mit Feuer und Schwert erobern. Die Verschwörung wurde zu guter Stunde an den Markgrafen von Baden und an Freiburg verrathen, das schleunige und abschreckende Massregeln zur Unterdrückung des Aufruhrs ergriff. Im spätern Verlaufe dieses Krieges wurde von einem 50,000 Mann starken Bauernhaufen das Blockhaus auf dem Schlossberge genommen und die Stadt selbst gebrandschatzt. Bald aber sagte sie den Bauern, durch Zuzug verstärkt, feierlich ab, und der Krieg endete aller Orten mit einer furchtbaren Treibjagd auf die Bauern, wobei jedoch Freiburg und der Umgegend das Lob ehrenvoller Mässigung gebührt. Im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts erholte sich die Stadt von ihren Anstrengungen, aber im folgenden sah es sich unerwartet schnell in den dreissigjährigen Krieg hineingezogen und musste alle seine Verheerungen in vollem Masse theilen. Im Decbr. 1632 wurde es von dem schwedischen Obersten Schaffalizki belagert. Zwei verkleidete Jesuiten bedienten das Geschütz der Stadt, die endlich in Brand gerieth, erobert und geplündert wurde. Zum zweiten Mal ergab sich das wieder geräumte Freiburg dem Herzog Bernhard von Weimar (11. April 1638) und wurde erst im J. 1644 von dem bairisch-kaiserlichen Feldherrn Mercy dem Feind im Sturme wieder genommen. Ruhmvoll behauptete sich dieser gegen den später so genannten grossen Condé und Turenne im Besitze der Stadt. Der westphälische Frieden gab Freiburg, während Alles rings umher an Frankreich fiel, noch Frist, aber im Herbst 1677 wurde die Stadt, deren neue Befestigungen ihr einen verderblichen Reiz gaben, von den Franzosen überfallen und nach sechs Tagen erobert. Volle zwanzig Jahre, bis zum Riswycker Frieden (30. Octbr. 1697), blieb Freiburg, bald förmlich abgetreten, unter französischer Botmässigkeit und wurde von Ludwig XIV. nach Vaubans Planen unter grosser Verwüstung der Stadt zu einer Hauptfestung umgestaltet, die auf der obersten Spitze des Schlossberges das Adlerschloss *(Fort de l'aigle)*, auf dem untern Vorsprunge das Sanct Peters-

Schloss *(Fort St. Pierre)* beschützte, dessen Werke sich bis zur Stadt herabsenkten. Beide vermittelte die sehr feste Sternschanze *(Fort de l'étoile)* durch verdeckte Wege. Noch jetzt überschaut man mit Staunen die Ueberbleibsel dieser Schlösser, ungeheure Mauerblöcke, in Felsen angelegte Gewölbe, tiefe Brunnen, über den Bergrücken laufende Gräben und Verbindungslinien, Alles in kurzer Zeit, aber mit Verwüstung von Kirchen, Thürmen, Klöstern und Bürgerwohnungen ausgeführt. Im Uebrigen bestätigte Ludwig die alten Rechte und Freiheiten der Stadt; aber Freiburg verblutete durch Auswanderungen und Ludwigs Riesenwerk wurde spottweise *la dernière folie de Louis XIV.* genannt.

Die Zurückgabe an das Reich führte eine gehässige Reaction gegen die Stadt und ihre Beamten herbei, und den Frauen Freiburgs wurde urkundlich vorgeworfen, dass sie sich den französischen Truppen geneigter erwiesen, als den Oesterreichern. Endlich, mitten unter den Drohungen des spanischen Erbfolgekrieges, erhielt die Stadt ihre alten Rechte wieder; aber am 21. Septbr. 1713 erschien das französische Heer unter Villars, 150000 Mann stark, vor der Stadt, die nach verzweifelter Gegenwehr mit den Schlössern sich ergab, im folgenden Jahre jedoch mit dem Frieden unter ihre vorige Oberherrschaft, das Erzhaus Oesterreich, zurückkehrte. Unter diesem mannichfaltigen Kriegsjammer war Freiburg zu einer ausgebrannten Stadt mit 500 Bürgern zusammengeschmolzen, die regelmässig eine Besatzung von 5—6000 Mann zu beherbergen hatten. Eben erst fing ihr Wohlstand an, sich wieder zu erheben, als der polnische Thronfolgekrieg sie in den vorigen trostlosen Zustand zurückwarf. Nach Kaiser Karls VI. Tode (1740) huldigte sie Marien Theresien, wurde aber bald im blutigen Kriege mit österreichischen und darauf mit französischen Truppen überschwemmt. Der Marschall Coigny beschoss im September 1744 die Stadt mit einziger Schonung des Münsters, während der König von Frankreich selbst auf dem Lorettoberge (demselben, von dem aus unser Künstler das Bild der Stadt entworfen hat) eine Nacht zubrachte und den Truppen Geschenke austheilte. Die Belagerung der 8000 Mann starken kaiserlichen Besatzung dauerte fort bis in den November und endigte mit einer Capitulation. Die Franzosen zerstörten jetzt die Festung, ihr eigenes Wunderwerk; die drei unbezwungenen Schlösser wurden in grosse

Schutthaufen verwandelt, Strassen wurden aufgerissen, die Häuser vom Pulverdampfe geschwärzt, die Dächer durchgeschlagen, die Fenstergestelle zertrümmert, die zwei- und dreifachen Gürtel von Mauern und Wällen zerrissen, das Münster selbst schwer beschädigt. Das alte Freiburg war nicht mehr zu erkennen. Seitdem verlor es seine historische Bedeutsamkeit. Es wurde nach dem Aachener Frieden (1748) nicht wieder befestigt, die Trümmer seiner Veste dafür in blühende Gärten und Rebgelände umgeschaffen, auf dem Schlossberge selbst fing anstatt seiner Schlösser ein Hain von anmuthigen Bäumen und Büschen zu ergrünen an.

In der Revolution erschienen im Juli 1794 die Franzosen wieder zu Freiburg, aber Moreau's Rückzug gab die Stadt den Oesterreichern zurück. Der Frieden von Campo Formio (17. Oct. 1798) warf die arme deutsche Stadt dem Herzog von Modena als Entschädigung zu, aber der Frieden von Pressburg führte einen erwünschten Regentenwechsel herbei. Dem würdigen Nachkommen seiner ältesten geliebten Fürsten, der Herzoge von Zähringen, dem Grossherzog Karl Friedrich von Baden öffnete Freiburg am 30. Juni 1806 Thore und Herzen. Grosse Ereignisse gingen seitdem an Freiburg vorüber, aber es blieb bei seinem alten Regentenhause.

Ausser diesem besitzt die verjüngte, kleine Stadt von ihrem Alterthume nur noch ihr Gebirge, ihre Hochschule und ihr Münster. Wir verweilen bei diesem letztern, wie unser Auge, den Bilde der Stadt zugekehrt, auf diesem ätherischen Kolossen ausruht.

Das Münster, durchaus von rothem Sandstein aufgeführt, ist in der gewohnten Kreuzform angelegt und, wie alle christlichen Tempel, von Abend gegen Morgen gerichtet. Der Thurm erhebt sich an der Abendseite in gleicher Breite mit dem Mittelschiffe, dem er zum vordern Strebepfeiler dient. Durch ihn führt der Haupteingang zur Kirche. Zwei Nebenschiffe treten aus dem Hauptschiffe zu beiden Seiten und von gleicher Weite hervor. Niedriger als das Hauptschiff, höher als die Nebenschiffe, folgt sodann der Querbau, an dessen Rückseite, gegen Osten, sich kleinere Thürme erheben. An ihn reiht sich der Chor, nicht breiter, aber beträchtlich höher als das Hauptschiff, von einem Kreuzgang und einer Kapellenreihe umgeben. Von diesen verschiedenen Theilen stellt der Querbau mit den „Hahnenthürmchen", als ältester

Theil der Kirche, den byzantinischen Styl in seiner Auflösung und seinem Uebergang in den deutschen Styl dar, weiter vorwärts im Langhause nur noch an den Bogenstellungen, womit die Wände der Seitenschiffe bekleidet sind, und einigen Säulenknäufen sichtbar; das Ganze stellt die deutsche Baukunst in ihrem ersten Erwachen und ihrer raschen Ausbildung dar. Aus gleicher Zeit und in gleichem Styl ist der Thurm selbst bis zur obern Hälfte und zur Pyramide, die beide, reicher und köstlicher als die grossen und einfachen, wiewohl würdig geschmückten Massen der untern Hälfte, die kühnste Höhe der altdeutschen Kunst bezeichen. Der älteste Theil der Kirche dürfte von Herzog Conrad von Zähringen (reg. von 1122—1152) herrühren, das Langhaus unter Graf Conrad von Freiburg (reg. von 1236—1272) nebst dem alten Chore vollendet worden sein. Um Jahrhunderte weiter vorgerückt zeigt sich die deutsche Kunst am jetzigen Chor, der an die Stelle jenes älteren (1354—1513) aufgeführt worden. Hier erregen die künstlicheren Gewölbe, die kühnen, weitgespannten Bogen, der köstlichere Bilderschmuck auf Strebepfeilern und über Thüren, endlich die phantasiereicheren Ausschmückungen der Fensterbogen unsere Bewunderung, aber die feierliche Grösse der Anordnung und die ernste, wohlthätige Harmonie der ältern Kunst wird vermisst. Gleichzeitig mit dem Chor scheinen die obern Stockwerke der beiden Hahnenthürmchen zu sein.

Das Ganze zusammen macht dennoch den Eindruck eines in sich Vollendeten; Plan und Kräfte wirkten bei dem Freiburger Münster mehr als irgendwo im Einklang und schufen ein Werk, das unter die ersten Zierden des deutschen Vaterlandes zu rechnen ist.

Was die Einzelheiten betrifft, so nimmt zuvörderst der untere Theil des Thurmes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sein Viereck, dessen Stützpfeiler weit hervortreten, bildet einen Vorplatz, in welchem einst öffentlich Gericht gehalten wurde, was mehrere Zeichen und Inschriften an den Wänden andeuten. In der vordern Thurmmauer befindet sich das äussere, säulenreiche Portal, das bis zur Spitze seines Bogens offen ist und in seiner Giebelverdachung eine Vertiefung mit schönen Hochbildern hat. Eine mit dem reichsten Bilderschmucke versehene Vorhalle zieht sich von hier aus nach dem innern Hauptportale. Seine Seiten

sind mit dichtgedrängten Stäben bekleidet und in vier im Spitzbogen zulaufende Höhlungen getheilt, welche mit Bildern verschiedener Grösse ausgefüllt sind. Auch die durch einen Mittelpfeiler in zwei Theile geschiedene Thüre ist vom Gesimse bis zur Bogenspitze ganz mit Bildwerk bedeckt. Ueber der Dachhöhe des Mittelschiffes wird die viereckige Form des Thurmes durch eine vortrefflich construirte zwölfeckige Gallerie in ein Achteck umgebildet. Vier grosse spitzige Winkel, welche über den rechten Winkeln des untern Gebäudes hervorspringen und durch ihren Anschluss an den Thurm zu gleichschenkeligen Dreiecken werden, lassen die frühere Form des Vierecks vorherrschend bleiben; dabei wird auch das Achteck nicht aus den Augen verloren, denn jene vier spitzwinkeligen Vorsprünge dürfen als die Strebepfeiler des mittleren Thurmes genommen werden, ohne welche das Achteck seine volle Reinheit haben würde.

Von der untern Gallerie führt eine Wendeltreppe von 56 Stufen auf die Plattform, den schönsten Standpunkt auf dem ganzen Thurme. Acht kolossale Fensterräume öffnen in hohem und reichem Spitzbogen die Wände des völlig ausgebildeten Achtecks, und auf den schmalen Pfeilern zwischen diesen Bogen ruht die hochgethürmte, gleichfalls in ihren acht Seiten kühn durchbrochene Pyramide; man findet sich in einem Tempel voll wunderherrlicher Kunst, und doch geben diese Wände und dieses Dach die Aussicht nach dem Himmel und nach der entzückenden Ferne fast ganz frei. Die Fensterbogen sind zweimal durchschnitten und oberhalb reich verziert. Hohe Giebel mit geschmückten Feldern krönen sie, und bis zu ihrem Scheitel steigen an vier Seiten die zarten Schlusssäulchen der mit der untern Gallerie hervortretenden vier spitzen Vorsprünge herauf. Von der Plattform führen 70 weitere Stufen zur obern Gallerie. Die Pyramide hat hier an ihrem Fusse einen Umfang von 120 Schuh. Ihre weitgeöffneten Rosen sind mannichfaltig und wechseln auf gefällige Weise. Ausführung und Dimensionen sind in dieser höchsten Region des Thurmes weise und glücklich auf die Ferne berechnet.

Der an den Strebepfeilern angebrachte Bilderschmuck hat zum grossen Theile historische Bedeutung; man glaubt vier Grafen von Freiburg, mehrere Herzoge von Zähringen, die Grafen von Urach und Kyburg mit ihren Gemahlinnen zu erkennen.

Die ganze Höhe des Thurmes wird zu 513 Werkschuh oder 355 Pariser Fuss, nach einer andern Berechnung zu 385 Fuss 10 Zoll rhein. Maasses angeschlagen.

Das Langhaus der Kirche besteht aus einem Mittelschiffe und zwei Abseiten. Die Wände des ersteren werden auf jeder Seite von sechs freistehenden Pfeilern und je einem Wandpfeiler getragen; gegen die Abseiten ist es durch tiefer gesprengte, gegen Querbau und Chor durch einen hoch geschwungenen Bogen geöffnet; 140 Fuss rhein. lang, 35 breit; die Breite jeder Abseite beträgt 16 Fuss. Die Pfeiler sind mit Standbildern von Engeln und Aposteln geschmückt. Die sechs Fuss dicken Mauern haben an den innern Wänden im Kleeblatt geschlossene Bogenreihen; die Knäufe der darunter freistehenden kleinen Säulen umfassen eine ganze Pflanzenwelt. Unter den Fenstern sind am Mittelschiffe und an den Abseiten durchbrochene Gallerien angebracht. Die Gewölbe sind einfache deutsche Kreuzgewölbe; die Höhe des mittlern beträgt 82 Fuss. Von aussen stützen sechs Strebepfeiler das Langhaus und senden, nachdem sie das Dach der Seitenschiffe weit überstiegen haben, hochgespannte, grösstentheils durchbrochene, auf ihrem Rücken mit Blumen bekleidete Bogen nach dem Mittelschiffe herauf. Die Strebepfeiler enden sich in schmale Giebeldächer, an deren Schlusse nach hinten hohe, schlanke Thürmchen aufsteigen. Sehr auffallend ist es, dass sich in der rechten oder südlichen Seite des Langhauses ein weit heiterer Geist und eine üppigere Kunstblüthe ausspricht, als in der gegenüberliegenden nördlichen. Die erstere ist mit weit mehr Bildern geschmückt, die Laubverzierungen sind gedrängter und mannichfaltiger, die Giebel mit Schmuck bedeckt, ihre Thürmchen in zahllose Blumensäulchen gespalten; ganze Gruppen von Thiergestalten drängen sich in kühner Verbindung zusammen. In gleichem Verhältnisse erscheinen auch die Fenster der verschiedenen Theile, deren zusammen die Schiffe allein 26 zählen. Von später Ausführung, wiewohl gewiss früh beabsichtigt, sind die durchbrochenen, schmuckvollen Gallerien, die sich an den Dächern des Mittelschiffs und der Abseiten fortziehen und die schmalen Gänge schützen, die daran herumführen. Noch hat dieser Theil der Kirche einige Angebäude aus verschiedener Zeit.

Eine herrliche Zierde des Langhauses, die von keiner andern

Kirche in der Welt übertroffen wird, sind die gemalten Scheiben seiner Fenster, in denen das Münster eine Reihe der schätzbarsten Kunstdenkmale besitzt. Die ältesten reichen in das vierzehnte Jahrhundert hinauf. Hier ist das Glas sehr dick, durch und durch gefärbt und stückweise zusammengesetzt. Die Umrisse der Figuren sind mit schwarzer Farbe und zwar von innen aufgetragen und eingebrannt. Daher das lebendige Farbenspiel und die unzerstörbare Haltbarkeit dieser ältesten Glasgemälde. In solcher Verschwendung und Fülle, mit Ausschliessung jedes ungefärbten Tageslichtes aus dem zauberisch durch sie beleuchteten Tempel, versichert auch unser Künstler sie nirgends auf seinen Wanderungen angetroffen zu haben. „Als wenn durchsichtige, leuchtende Decken in Farbenpracht vom hohen Gewölbe niederhingen, so harmonisch verbinden sich die schönen Fenster mit dem ehrwürdigen schattenreichen Gebäude.“ Wenn irgendwo, so ist Uhlands verlorene Kirche hier wieder gefunden:

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Wie mir in seinen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich wundersam erhellt
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Die Kunst der neuesten Zeit hat an dieser theils unvollendet gebliebenen, theils wieder zertrümmerten Welt fortgeschaffen und der Münster ist in diesem seiner Theile aufs Glücklichste restaurirt worden. Freiburg gehört zu den Städten, welche die ersten Versuche in der wiedererfundenen Kunst der Glasmalerei mit glücklichem Erfolg anstellten. Die Münsterhütte setzte sich mit den Glashütten auf dem Schwarzwald in Verbindung und errich-

tete eigene Oefen. Bald gingen aus diesen unter der Leitung des berühmten Glaskünstlers Hermann aus Neustadt die schönen Scheiben hervor, welche die Rundfenster westwärts an den Abseiten des Langhauses zieren und an sonnigen Abenden ein zauberisches Farbenspiel über den Estrich und an den Pfeilern verbreiten. Ihm folgte Maler Andreas Helmle von Breitenau, der sich nicht mehr mit blosser Färbung und Mosaik des Glases begnügte, sondern Gemälde von vortrefflicher Zeichnung und Schattirung lieferte. Von ihm sind die vier Evangelisten im fünften Fenster des südlichen Seitenschiffes, und die köstliche Leidensgeschichte Christi in den beiden Kapellen des Abendmahles und der Grablegung (dort über der steinernen Darstellung des Nachtmahls vier, hier acht Bilder), lauter Vorstellungen nach Dürer'schen Zeichnungen. Unser Künstler konnte in den letztern die sichere Hand, die hier mit flüssigen, glühenden Farben so tadellos geschaffen hat, nicht genug bewundern, und uns Beide zog es immer wieder nach jenen Meisterwerken hin. Der Freiherr von Rheinach-Werth hat diese herrlichen Bilder dem Andenken seiner Eltern gestiftet.

Wir gehen zu dem uralten Querbau der Kirche über, zu dem zwei rundbogige Thüren führen. Auch hier ist die nördliche Seite wieder die einfachere und rohere, während die südliche Thüre ein schönes Portal bildet. Auch in seinem Innern ist der nördliche Theil des Querbaues schmucklos; der südliche zeigt eine seltsame Gesimsverzierung: links eine Sirenenfamilie, daneben ein Krieger, der gegen einen Greifen ausholt, endlich eine Gruppe von zwei sich bekämpfenden Centauren. Am Gesimse zur rechten Seite gehen Wolf und Widder bei einem Mönch in die Schule; der Wolf ergreift den Widder und wird von dem Mönche gezüchtigt; ein Weib reisst einem Löwen den Rachen weit auf; zween Greifen hält ein Mann an Stricken gebunden. Ein uraltes Hochbild in der Halle stellt die Krönung Davids durch Samuel vor.

Auf fünf freien Stufen steigt man zu dem neuen Chor empor, der sich zu seinem Umfange verhält wie das Mittelschiff zu den Abseiten. Er ist in der Mitte abermals erhöht, und auf vier weiteren Stufen erhebt sich fernhin sichtbar der schöne Hochaltar, dessen Schnitzwerk erst seit wenigen Jahren kunstreich ergänzt und erneut worden ist. Der Altar enthält vortreffliche Gemälde

von Hans Baldung aus Gmünd in Schwaben, dessen Name zum erstenmal im J. 1513 erscheint und der sich später auch durch Holzschnitte und Kupferstiche berühmt gemacht hat; er starb am Lorenztag 1552. Diese Gemälde bestehen aus zwei Hauptbildern, welche auf dieselbe hölzerne Tafel des freistehenden Altars nach vorn und hinten gemalt sind, und aus acht kleineren Vorstellungen, die auf gleiche Weise die Vorder- und Rückseite der vier Flügel zieren.

Das Hauptbild gegen den Chor enthält die Krönung der Jungfrau Maria, die im Goldstoffgewande, die Hände abwärts gefaltet, das Haar gescheitelt, in der Mitte sitzt, zur Linken Gott den Vater, zur Rechten den krönenden Heiland, über ihr schwebend der heilige Geist und Musikchöre von Engeln; im Hintergrund ein lichtstrahlendes Wolkenmeer, aus lauter verschwebenden Engelsgestalten gebildet. Die beiden Flügel dieses Bildes zeigen als Zuschauer der feierlichen Scene die Apostel, lauter Köpfe voll scharfer Zeichnung und kräftiger Haltung. Geschlossen stellen sich auf diesen Flügeln vier kleinere Gemälde dar: die Verkündigung, durch Farbenschmuck und Idee ausgezeichnet; die Heimsuchung, mit freundlicher Landschaft; Haupt und Brust der Jungfrau, eine der lieblichsten Schöpfungen; die Geburt Christi, ein Nachtstück, bei dem, wie in Correggio's Nacht, alle Beleuchtung, ein mondartiger Glanz, vom Kinde ausgeht und besonders die liebliche Mariengestalt beleuchtet; endlich die Flucht nach Aegypten, vielleicht das gelungenste Bild von allen: die h. Familie an einem Dattelbaum vorüberziehend, Maria auf einem Maulthier, das Kind mit der Linken umfangend, mit der Rechten den Zügel führend, Joseph, mit ausdrucksvollem Gesicht, zu Fusse, den Rosenkranz in der Linken, den Wanderstab, an dem eine Flasche hängt, in der Rechten, über die Achsel gelegt. An dem Baume klettern vier Engel in der gefälligsten Anordnung, ein fünfter lässt sich am äussersten Aste auf das Thier herab und reicht dem Kinde, das schon mehrere Früchte im Schoosse hat, mit der Linken drei Datteln.

Das Hauptblatt der Hochaltarbilder auf der Rückseite stellt die Kreuzigung Christi dar, reich an Figuren voll Kraft und Ausdruck; Christus eben vollendet, der Schächer links gläubig aufblickend, der Schächer rechts in Qual sich windend. Am Kreuze

Magdalena verzweiflungsvoll emporblickend; todesblass zusammengesunken Maria, die Johannes in den Armen hält. Hinten trauernde Frauen; links gegenüber Gruppen von Kriegern und Zuschauern, darunter das helle, freundliche Antlitz eines Mannes mit rothem Barett, der ohne Zweifel der Künstler selbst ist, denn vor ihm steht sein kindlich staunendes Söhnlein, das auf einem Täfelchen das Monogramm des Malers trägt. Die Flügel stellen einerseits die Heiligen Georg und Laurentius, andererseits Johannes den Täufer und den heil. Hieronymus vor.

Zur Seite des Hochaltars zeichnet sich durch treffliche Arbeiten des Meissels der Sitz der Priester aus. Das Gewölbe des Chors bildet ein kunstreiches, netzförmiges Gewebe, und ist bedeutend höher, als das des Langhauses. Eine Scheidewand sondert von Pfeiler zu Pfeiler den Umgang mit seinen Kapellen vom Chore. Dreizehn Strebepfeiler, Fortsetzungen der Mauern, wodurch die Kapellenräume im Innern von einander geschieden werden, stützen den Chor durch hochgespannte Bogen, die sie über das flache, mit Quadersteinen belegte Dach der Abseiten werfen, und die an ihrem Anschluss an das Chordach dreimal durchbrochen sind. Nur wenige dieser Pfeiler haben Verzierungen. Die Reihe der Kapellen nimmt nordwärts mit der Sanct Alexanders-Kapelle ihren Anfang; unter den Glasgemälden, die den Chor schmücken, enthält sie das ausgezeichnetste, dessen Zeichnung von dem trefflichen Hans Baldung selbst herrührt. Ueberhaupt ist die Erfindung der Glasgemälde in dem Chor phantasiereicher und die Zeichnung richtiger, als bei jenen im Langhause. Dennoch bringen sie nicht dieselbe Wirkung hervor, denn das Glas ist nicht mehr selbst gefärbt, sondern weiss, und die Farben sind nur auf beiden Flächen eingebrannt; daher sind auch gegen die Wetterseite hin ganze Theile abgefallen. Die Universitätskapelle bewahrt auf zwei nicht sehr grossen Altarflügeln, die nur von einer Seite bemalt sind, Gemälde von Hans Holbein dem Jüngern; der eine Flügel stellt die Geburt Christi vor, wieder ein Nachtstück. Der Mond blickt nur schwach durch zerrissenes Gewölke; das Hauptlicht geht von dem Kinde aus, das in einer weiten Halle, von fünf Engeln umgeben, in einer Wiege ruht. Joseph und Maria neigen sich zu ihm, und in unübertrefflicher Beleuchtung tritt ein alter Hirt hinter einer Säule hervor. In

der Ferne verkündet ein Engel den Hirten die Geburt. Im Bilde des zweiten Flügels ist die Opferung der drei Könige dargestellt. In goldener Schale reicht der eine knieend dem Kinde, das die sitzende Mutter im Arme hält, seine Gabe. Der zweite steht mit seinem goldenen Gefässe neben Marien. Ihm gegenüber hält mit einem Begleiter, der, wie geblendet, die Hand vor die Augen hält und zu dem Sterne emporschaut, im goldverbrämten Kleide der Mohrenkönig. Vor ihnen geht ein Windspiel, im Hintergrunde sind einige Krieger, in der Ferne die Mauern von Bethlehem sichtbar, über dessen Brücke dichtgedrängte Soldatenschaaren ziehen. Unter dem Gemälde, das Holbein wahrscheinlich vor seiner Abreise nach England (1526) ausgeführt hat, sind die Donatoren abgebildet. Wahrscheinlich kamen die Bilder durch ausgewanderte Domherren in die Hände der Universität. Schon den Kaiser Rudolph II. gelüstete nach ihrem Besitze; vor dem 30jährigen Kriege flüchteten sie nach Schaffhausen; die Franzosen entführten sie mit Hans Baldungs Altarbildern im Jahre 1796 und vergebens forschte die verwaiste Stadt nach allen; endlich wurden sie ihr im J. 1808 zurückgegeben.

Ausserdem ist im Chor noch der Giebel der nördlichen Thüre merkwürdig durch eine Höhlung in dem Spitzbogen, der ihn umzieht, in welcher ganz eigenthümliche Vorstellungen der Schöpfungstage vorkommen, die unser Auge unwillkürlich als Ironie auffasst. Da ballt z. B. Gott in Greisengestalt Kugeln zu Sonne, Mond und Sternen; in den Giebelreihen bearbeitet Adam die Erde, Eva spinnt und ihr Erstgeborener füllt im Hintergrunde ein Fässchen am Felsenquell.

Noch manches andere Bild- und Schnitzwerk fesselt unsere Neugierde und selbst unsere Bewunderung, und nur weil der Raum uns mahnt, hören wir auf, aus der reichen Quelle zu schöpfen, die uns noch so viel Interessantes spenden könnte.

Auf dem Wege nach dem herrlichen Gebäude hatte mich ein liebenswürdiger junger Landsmann, ein Studirender der Medicin auf der Freiburger Hochschule, begleitet, und mich von den Resultaten seiner Wissenschaft unterhalten. Er sitzt mit Eifer zu den Füssen eines berühmten und ernsten Lehrers der Anatomie, und erzählte von den Versuchen seines Meisters, dem Sitz der Seele auf die Spur zu kommen, die, zum Kummer des Lehrers

wie des Schülers, auf ein nicht sehr tröstliches Ergebniss zu führen schienen. So hatte unser Gespräch eine schmerzliche Wendung genommen, als wir die Kirche zusammen betraten. Das ahnungsvolle Zauberlicht, das hier herrschte, hatte uns bald umgestimmt; aber erst, als wir wieder vor dem kolossalen Werke menschlicher Andacht standen und von aussen den herrlichen Bau, der ins wolkenlose Morgenhimmelblau hineinstieg, mit weit zurückgeworfenem Nacken massen, fand unsere Hoffnung und unser Glaube wieder Worte; wir gaben einander die Hand und schieden mit dem Ausrufe: Nein, der Menschengeist, der dieses Werk ersonnen hat, ist kein Product der Nervenreibung; die Monaden, in welchen der Entwurf so erhabener Schönheit zum Bewusstsein, durch welche er zur Ausführung und zur Dauer für Jahrhunderte kam, können keine Eintagsfliegen gewesen sein; sie müssen ihre Besinnung zum Schöpfer, den sie verherrlichen wollten, mit hinübergetragen haben, sie müssen dauern und ihr Werk in Ewigkeit überleben! —

Freiburgs Hochschule darf in unserm Texte nicht übergangen werden. Sie gehört zu den ältesten Deutschlands. Ihr Stifter, Albrecht VI., Erzherzog von Oesterreich, begleitete ihre Gründung am 21. Sept. 1457 mit denselben schönen Worten, deren sich zwei Jahrzehende später Herzog Eberhard im Bart von Württemberg bei der Stiftung der Universität Tübingen bediente, und die somit eine ältere Formel wiederholt zu haben scheinen. Beide wollten „einen Brunnen des Lebens graben, daraus von allen Enden der Welt das Wasser der Weisheit unaufhörlich möge geschöpft werden.“ Die ersten Lehrer kamen von Heidelberg, Wien und Erfurt. Unter den ersten Schülern befand sich der durch seinen Freimuth so berühmt gewordene, nachmalige Domprediger von Strassburg, Gailer von Kaisersberg, der nach wenig Jahren schon Lehrer und Rector wurde, und (um 1463) Johannes a Lapide, der einige Jahre darauf in der Sorbonne die erste Buchdruckerei in ganz Frankreich errichten half und in der Folge Beförderer der Universität Tübingen ward. Schnell wuchs der Ruhm der hohen Schule Freiburg; Fürsten, Grafen und Edle strömten hier aus Deutschland, Burgund, der Schweiz, Frankreich und Polen zusammen und verschmähten selbst die Rectorswürde nicht; aus ihren Lehrern wählte der edle Kaiser Maximilian sei-

nen Kanzler Stürzel, das Hochstift Augsburg seinen Weihbischoff Kerer, Herzog Eberhard von Württemberg seinen Leibarzt und Begleiter auf der Römerreise, Widenmann. Noch mehr Glanz brachte ihr das sechzehnte Jahrhundert. Hier lehrten jetzt die ersten Rechtsgelehrten, Theologen, Arzneikundige und Philologen, und der erste Encyklopädist jener Zeit, Georg Reisch, hiess sogar *Oraculum Germanice*. Das Land erhielt aus der Schule seine ersten Räthe, Augsburg zwei, Wien drei Fürstbischöffe und die Wiener Universität einen Kanzler. Während der Reformation zeigte die katholische Universität grosse Mässigung, mehrere Professoren standen in freundschaftlichem Briefwechsel mit Luther, Calvin und Zwingli; Luther selbst berief sich auf das Urtheil der hohen Schule Freiburg, und der Senat duldete nicht, dass Glarean auf Luthern in seinen Vorlesungen schimpfte. Das siebzehnte Jahrhundert begann die Universität mit einem Kampfe gegen die Jesuiten, in welchem sie besiegt ward. Der Eintritt dieses Ordens verscheuchte den schützenden Genius der hohen Schule; ihr Ruhm sank und ihre Erhaltung wurde immer mehr gefährdet. Der dreissigjährige Krieg brachte sie ihrem Untergang nahe und verzehrte ihr Kapital. Kaiser Leopold I. nahm sich endlich der Universität väterlich an, aber während der französischen Occupation lag sie begraben. Im achtzehnten Jahrhundert begann mit der Aufhebung der Jesuiten (1773) eine glückliche Epoche für sie, ihr Ruhm wuchs, wie ihr Vermögen, und unter Josephs weiser Regierung erhielt ein Protestant nicht nur ein Lehramt, sondern wiederholt die Rectorswürde. Blutige Wunden schlug ihr der Revolutionskrieg; aber im neunzehnten Jahrhunderte kam sie unter Badens Scepter in neuen Flor, und eben jetzt sind berühmte Aerzte, Chirurgen, Anatomen, Theologen, Geschichtsforscher, Juristen und Staatsmänner eine Zierde ihrer Lehrstühle oder doch ihrer Mauern, und treffliche Institute stehen der Universität zur Seite.

Neben der Hochschule blühen ein Gymnasium und zwei bescheidene, aber nicht minder ehrwürdige Töchteranstalten, die eine in dem Gebäude des ehemaligen Klosters Adelshausen (Neukloster) seit Kaiser Joseph; die andere bei den Ursulinerinnen, schon seit 1695. In jener erhalten 500, in dieser 450 Mädchen einen zweckmässigen und gründlichen Unterricht und stehen unter vortrefflicher Leitung.

Für geistigen und geselligen Genuss ist in Freiburg durch ein Museum, ein Casino, Lesezirkel, Leihbibliotheken, Concerte und zeitweilige Schauspiele hinreichend gesorgt, die Umgegend bietet die anmuthigsten näheren und entfernteren Ausflüge in eine theils reiche, theils grossartige Natur dar, so dass die Stadt gewiss nicht weniger als Heidelberg und Baden der Sommersitz glücklicher Fremden zu werden verdiente, die den Grundsatz, *ubi bene ibi patria*, wenigstens monatweise geltend zu machen Lust und Mittel haben.

Badenweiler.

Willst du der Natur dich freuen,
Willst du sinnen ungestört
Ueber Alles, was der neuen,
Was der alten Zeit gehört;

O so komm in dieses Eden,
Wo mit Sonne, Mond und Thau
Bäch' und Nachtigallen reden
Zwischen heitrem Grün und Blau.

Hier, dem Erdenqualm enthoben,
Trinkst du rein des Himmels Luft,
Siehst von Strahlen dich umwoben,
Wallst, umweht von Blumenduft.

Kämst du mit zerriss'nem Herzen,
Mit geheiltem gingest du;
Schnell entflieh'n des Grames Schmerzen,
Lacht dir dieses Thales Ruh'.

Schau' umher! Die Menschenalter
Braus'ten, stürmten durch das Thal
Folgten wechselnd sich, wie kalter
Winter folgt dem Sonnenstrahl.

Zartes siehst du Rauhes mildern,
Blüthenglanz im Fels verstreut,
Allwärts bei des Lebens Bildern
Bilder der Vergänglichkeit.

Tief des Römerbades Trümmer,
Wo im Thal der Heilquell floss;
Hoch im reinsten Aetherschimmer
Ein zerfall'nes Ritterschloss.

Blumenreiche Wiesen grünen,
Wo der Adler Roms geglänzt,
Und der deutschen Burg Ruinen
Voll Gesang ein Hain umkränzt.

Hinter segenvollen Auen,
Hell durchströmt vom stolzen Rhein,
Sind im Ferngedüft zu schauen
Bläulicher Vogesen Reih'n.

Holde Gegend! wunderselig
Wall' in deinen Thälern ich;
Manches Bild erblich allmälig,
Stets verklärt das deine sich!

J. H. v. Wessenberg.

Der edle und liebenswürdige Sänger dieser Zeilen, dessen Namen Deutschland mit Verehrung nennt, verlebte einen der lieblichsten Maimonate in diesem paradiesischen Thale, und wir konnten uns keinen bessern Führer durch dasselbe wählen. Hören wir ihn zuerst über die Aussicht, die ihm durch seine Fenster im Römerbad (so wird das neueste und ansehnlichste Gasthaus zu Badenweiler genannt) entgegenlachte. „Es gibt zwar, schreibt er, viele Aussichten, die ausgedehnter, die grossartiger, die romanesker sind; aber gewiss wenige, die dieser an Reizen gleichkommen, die für das Auge stets erquickend sind und zu jeder Tagesstunde sich durch Abwechselung erneuen und verjüngen. Den äussersten Fernkreis bilden die sanft gezeichneten bläulichen Vogesen; an ihrem Fuss die fruchtbaren Fluren des Elsasses, belebt von Ortschaften, darunter die Stadt Mühlhausen sich deutlich zeichnet; dann näher der vielfach sich windende und oft durch Inseln durchbrochene Rheinstrom, der mit allerlei Lichtern wie ein Band von Edelsteinen hervorglänzt. Von dieser Herrlichkeit zeigt sich den Blicken nur ein Abschnitt, der aber auf das Uebrige schliessen lässt. Mässige Anhöhen in der Umgebung machen als der nächste Gränzkreis die Einfassung jener Fernsicht. Nur wenige Schritte vom Gebäude, das sich Römerbad nennt, erhebt sich der gefällig gestaltete Hügel, den die Trümmer des alten Schlosses des erloschenen Geschlechts der Herren von Badenweiler krönen. Diese malerischen Trümmer, deren Unterlage zunächst von einem buschigten Hain, den angenehme Gänge durchkreuzen, und weiter unten theils mit Schattengängen, theils mit

Wiesen und Rebgeländen geschmückt ist, dienen rechts der Landschaft zu einem angenehmen Vorgrund. Links wird ein solcher von übereinander ragenden grünen Hügelreihen gebildet, an deren Fuss die Orte Niederweiler und Müllheim sich hindehnen. Ueber den letztern Ort hinaus erblickt man die Landstrasse, die von Freiburg nach Basel führt, und noch weiter, dicht am Rhein, das Städtchen Neuenburg. Die Menge von Obst- und Nussbäumen, die in dieser weiten Thalbucht vortrefflich gedeihen, trägt viel zum Reichthum und zur Verschönerung der Landschaft bei.

Einen Theil der hier geschilderten Aussicht zeigt auch unser Bild, und der Künstler hatte nur zu bedauern, dass der Flecken Badenweiler selbst dem Malerischen der Gegend nicht gehörig entspricht und so zu sagen nicht in der Landestracht gebaut ist.

Hinter sich hat Badenweiler ein stilles, überaus liebliches Wiesenthal von sanften Hügeln, die zu Bergen ansteigen und deren Nadelholz durch untermischten Laubwald freundlich gemildert ist, amphitheatralisch umschlossen. Hinter den südlichen Anhöhen dieser Kette verbirgt sich der mächtige Blauen, nächst dem Feldberg und Bölchen zu den höchsten Gipfeln des Schwarzwaldes gerechnet. Die Bewohner zeigen gewaltigen Respect vor seiner Höhe und betrachten seine Besteigung als ein Wagestück, das den weichlichen, städtischen Badegästen nicht wohl zugemuthet werden könne. Indessen führt in zwei vollen Gebirgsstunden ein sehr gebahnter Weg unter Leitung eines Führers den Fremden durch herrliche Buchen- und Tannenwaldung zu seinem Gipfel, der aus freier Haide besteht, empor, und die Aussicht von dieser luftigen Höhe ist eine der herrlichsten, die der Schwarzwald gewähren kann, noch belohnender, als die vom bedeutend höheren, aber ins Gebirge zu tief versteckten Feldberge gebotene. Der Blauen ist diejenige Bergspitze der Schwarzwaldskette, die den vorgeschobensten Posten gegen den Rhein behauptet und daher dem majestätischen, weithin auf- und abwärts zu verfolgenden Laufe dieses Stromes am nächsten ist. Ausser der fruchtbaren Rheinebene überschaut hier das staunende Auge vier Gebirgsstöcke, den vielköpfigen Schwarzwald gegen Osten, gegen Westen die Kettenberge der Vogesen, gegen Süden die Vormauer des Jura und hinter ihr bald mit den Wolken sich mischend, bald über sie hervorragend, die schneeblinkenden Kanten der Berneri-

schen Hochalpen; diese jedoch freilich nur bei besonders günstiger Witterung.

Wir steigen wieder hinab ins Thal und sehen uns etwas näher nach dem Geschichtlichen von Badenweiler um. Die ganze Umgegend bildete einst eine Herrschaft in der obern Markgrafschaft Baden, machte ein Oberamt aus, das zu Müllheim seinen Sitz hatte, und war in dreizehn evangelische Vogteien, zu welchen noch eine katholische kam, eingetheilt. Berge und Hügel neben fruchtbaren Ebenen schmücken diese Landschaft mit schönen Waldungen, Getraidebau, Wiesen, vortrefflichen Weinbergen, und die Eingeweide des Gebirges sind mit Mineralien, vorzüglich mit Eisen, gesegnet. In der Nähe des Fleckens ist auch ein Silber- und Bleibergwerk, das jetzt ein Privatmann aus dem benachbarten Frankreich besitzt und betreibt.

Schloss und Herrschaft ist durch die Hände vieler Besitzer gegangen. Sie kamen vom Herzoge Heinrich dem Löwen an den Kaiser Friedrich, dann an die Grafen von Strazberg, und nach Aussterben dieses Hauses an die Grafen von Fürstenberg. Als die Stadt Freiburg im Breisgau sich von ihrem Grafen Egon loskaufen wollte, brachte sie Badenweiler ums J. 1368 um fünf und zwanzig tausend Gulden an sich und übergab sie dem Grafen. Sein Sohn Conrad verpfändete sie an Oesterreich, sie wurde aber wieder eingelöst und von dem letzten Grafen von Freiburg im Jahre 1444 an Markgraf Rudolph von Hochberg-Sausenberg verschenkt. Jahrhunderte lang zankten sich nun Oesterreich und Baden um ihren Besitz; der langweilige Streit wurde erst im Jahre 1741 beigelegt, und Baden, das durch das Aussterben der Hochbergschen Linie seit 1503 im factischen Besitze jener Herrschaft gewesen war, sicherte sich deren rechtliches Eigenthum durch eine ansehnliche Summe.

Badenweiler ist ein uralter Badeort und strömt über von warmen Quellen, die sich hier in solchem Ueberflusse finden, dass selbst das Trinkwasser erst abgekältet werden muss. Schon die Römer streckten ihre Heldenglieder in diesen Sprudeln und haben hier in grossartigen Ueberbleibseln eines prachtvollen Bades das stolzeste Denkmal ihrer Weltherrschaft hinterlassen, das in ganz Deutschland zu finden ist. Der Sturm späterer Zeiten hatte dieses Römerbad zerstört und mit Erde zugedeckt. Ein Zufall führte

aus Veranlassung von Neubauten im J. 1784 auf die Entdeckung dieser und anderer Alterthümer, die jetzt, unter Dach und Fach gebracht, friedlich neben den Burgruinen der Alemannen gelagert sind. Ein einheimischer Dichter schaut von den Höhen auf beide in Gewitterbeleuchtung herab und bricht in die Worte aus:

Der Römer und der Ritter
Erscheinen im Gewitter
Vor Gottes Wolkenthron. *)

Kein Fremder darf Badenweiler verlassen, ohne diesen glänzenden Ruinen, die zur Fürsorge mit einer hölzernen Hülle überbaut sind, einen aufmerksamen Blick zu schenken.

Die ganze Länge dieser Römerbäder, die zu einem einzigen Gebäude vereinigt waren, beträgt 324 Fuss, die Breite etwa 100 Fuss, und da, wo ein etwa 100 Fuss langer Vorsprung angesetzt ist, gegen 120 Fuss. Das Ganze ist mit der den Römern eigenthümlichen und bekannten Präcision und Dauerhaftigkeit gebaut. Ring- und Zwischenmauern des Gebäudes, die von Viertels- zu ganzer Manneshöhe noch stehen, sind aus kleinen festverkitteten Steinen gebaut, Fussböden und Treppen der Bäder selbst aus bläulichweissen Marmorplatten. Diese sind meist gleich gross, lang und dick, und passen auf das Genaueste zusammen. An den beiden äussersten Seiten des ganzen Gebäudes gegen Abend und Morgen sind grosse Vorhöfe *(atria)* befindlich. An jeden Vorhof schliessen sich, durch einen breiten Gang oder Vorsaal getrennt, zwei geräumige Zimmer an, wovon je das eine, nordwärts gelegene, von unten geheizt wurde und deswegen, vielleicht zu voreilig, für ein Schweissbad *(Calidaria cum hypocaustis)* erklärt wird. Den innern Raum zwischen diesen Zimmern und Vorsälen nehmen nun grössere und kleinere Bäder ein. Die Hauptbäder, vier grosse Bassins, liegen symmetrisch geordnet in einer Linie. Die zwei äussersten sind die grössten und haben unten gegen Süden einen halbzirkelförmigen runden Auslauf, der sich über die äussere Linie erhebt. An der südlichen Seite schweift der Stufeneingang zu diesen beiden Bädern in ein zierliches Rondel aus. Die zwei mittleren, kleinern Bassins sind dagegen ununterbrochene Vierecke. Alle vier Becken sind 5 Fuss

*) Aus dem fliegenden Blatte „Badenweiler“ von Pfarrer Graf.

tief und in ihrem innern Umfange mit dreifachen Absätzen versehen, die anderthalb Fuss von einander stehen, so dass die Badenden sich mehr oder weniger tief ins Wasser tauchen konnten. Wände und Böden sind mit jenen schönen Marmorplatten belegt, an welchen sogar hier und da noch die Politur bemerkbar ist; sie sind in einen sechs bis acht Zoll dick aufgetragenen, nach Römersitte aus Kalk und Ziegelmehl zusammengehärteten Kitt eingesetzt, zum Theil auch schon wieder ausgefallen. Die Gelehrten haben diese Bassins für Schwimmbäder (*Frigidaria, natationes, baptisteria*), die zwei unheizbaren Zimmer aber für Auskleidezimmer (*apodyteria, spoliaria*) erklärt. In jenen 4 Becken zusammen konnte wenigstens ein Manipel, vielleicht eine ganze Cohorte auf einmal, den Schweiss der Märsche und das Blut der Schlachten abwaschen.

An die beiden Seiten dieser vier grössern Bäder sind neun kleinere Badegemächer, deren jedes ungefähr für zwei Personen Platz hat, im genauesten Ebenmasse angehängt. Zwei dieser nischenartigen Plätzchen sind rund, die andern viereckig, alle aber mit grössern Platten belegt, als die Hauptbäder; auch sind sie nicht, wie jene, fünf Fuss tief ausgegraben, sondern stehen mit dem Boden in gleicher Höhe, mit drei bis viertehalb Fuss hoch aufgesetzten Platten, so dass man zu ihrem Gebrauche hinaufsteigen musste. Andere länglichrunde Nischen in den Quergängen zwischen den verschiedenen Becken könnten Lararien gewesen sein. Auf der Südseite befinden sich hinter den Bädern durch ein Cabinet in der Mitte geschieden zwei breite, einst bedeckte Spaziergänge (*xysti*). Auf der Nordseite, wo ein Vorsprung dem Gebäude grössere Breite gibt, zeigt sich ein ganz neuer Complex von Zimmern und Bädern: rechts und links zwei mit Marmor belegte, ziemlich grosse Rondele, welche die Erklärer zu Unctorien (Salbezimmern) machen, dazwischen wieder drei von unten geheizte Caledarien. Auf dem äussersten Vorsprung sieht man eine Reihe von Gemächern, welchen die Erklärung verschiedene Bestimmungen anweist: theils sollen es Heizstübchen mit Oefen sein, um Wasser in Kesseln siedend zu machen, theils gewölbte Kohlenbehälter, theils Holzplätze, theils kleine unterirdische Kanäle zum Ablaufe des Wassers, wie sie sich auch sonst in dem Gebäude finden.

Unter dem östlichen Vorhofe öffnet sich ein gewölbter Gang von sechs bis sieben Fuss Höhe, in welchem die Steine ohne Mörtel nach dem Fugenschnitte gespitzt sind. Dieser merkwürdige Gang durchschneidet unter der Erde von Norden nach Süden das fast 100 Fuss breite Vestibul, lauft sodann im Süden hinter den Bädern, ihrer ganzen Länge nach 260 Fuss, fort, und kommt wieder durch den westlichen Vorhof in schiefer Richtung gegen Nordwesten heraus, so dass man durch ihn ganz unter der hintern Seite dieser Bäder durchgehen kann. Welches die Bestimmung dieses unterirdischen Kanals gewesen sei, lässt sich nicht mehr mit Gewissheit ermitteln; dass er zur Abführung des Wassers gedient habe, ist kaum wahrscheinlich, da auf der nördlichen Seite des Gebäudes noch zwei aus Stein gehauene Ablaufskanäle zu sehen sind, welche das Wasser aus den Bädern unmittelbar abgeführt haben. Auch laufen von den beiden Vorhöfen aus, unter die Hauptbäder selbst, ähnliche kurze Abzugskanäle. So mag jener grosse Kanal irgend ein Communicationsgang zu uns unbekannten Zwecken gewesen sein.

In beiden Vorhöfen beim Eingang in die Bäder standen Altäre, von welchen der westliche, ziemlich erhaltene und nur an der Inschrift beschädigte noch seinen Platz behauptet. Die Inscription lautet: DIANAE ABNOB.*) „Der Diana des Abnoba-Gebirges, d. h. des Schwarzwaldes, heilig.“ Der östliche Altar wurde in Trümmern gefunden, auf welchen jedoch auch noch der Name Diana zur Hälfte erscheint. Ausserdem fanden sich unter den Ruinen viele Münzen aus den Kaiserzeiten und Stücke von Hausgeräthen. Die Hoffnung, eine Inschrift zu finden, welche auf den Erbauer dieser Bäder und auf den Namen der bedeutenden römischen Niederlassung, die hier gestanden haben muss, leiten könnte, ist jedoch nicht verwirklicht worden. Zwar liegt vor uns in gedoppelter Abschrift der Buchstabeninhalt eines silbernen Täfelchens, dessen Original, in diesen Bädern gefunden, zu Karlsruhe aufbewahrt wird. Es ist diess indessen nur ein sinnloses

*) Nicht ABNOP., wie die Inschrift aus einem mangelhaften Kupferstiche hier und da aufgeführt wird. Der Augenschein belehrte uns, dass der letzte sichtbare Buchstabe kein P, sondern ein beim Aufgraben des Altars durchhauenes B ist.

Aggregat griechischer Buchstaben, und in der ganzen Schrift erscheint nichts Zusammenhängendes, als der Name „Lukiolos“ (Luciolus). Das Genauere der beiden Facsimile's verdankt der Verfasser der zuvorkommenden Güte des um die Geschichte Freiburgs hochverdienten Gelehrten, Herrn G. Raths und Professors zu Freiburg, Heinrich Schreiber, der ihm darüber folgenden Aufschluss ertheilt:

„Aug. Gottl. Preuschen, in seinen Denkmälern der physischen und politischen Revolutionen in Deutschland, besonders in den Rheingegenden (Frankf., bei Varrentrapp. 1787. S. 209 ff.), hielt die Tafel für das Schreiben eines gewissen Nathan aus Alba Akra an einen Freund Fagel im Römerbade zu Badenweiler, und gerieth dadurch auf die abenteuerlichste Deutung. Der berühmte Oberlin von Strassburg dagegen erkannte das Täfelchen sogleich für das, was es ist, nämlich für ein sogenanntes Amulet, und nannte es: *Phylacterium gnosticum Lucioli.*“

Der befreundete Künstler, mit welchem der Berichterstatter diese Merkwürdigkeiten durchwanderte und welcher fast zwei Jahre unter den Denkmalen Roms zugebracht hat, konnte sich über den Umfang und die Wohlbehaltenheit dieser Bäder nicht genug wundern. Er stand keinen Augenblick an, dieselben der gewaltigen Trümmermasse der Caracalla's-Bäder zu Rom, deren Höhebau nur viel erhaltener ist, an die Seite zu stellen. Wer weiss, ob sie nicht auch den gleichen Erbauer mit denselben haben, da ja auch die nicht allzu entfernte Römerstadt *Aurelia Aquensis* (Baden-Baden) ihren Namen dem Kaiser Caracalla zu Ehren führt.

Nachdem uns die alte Römerwelt zu Badenweiler genug beschäftigt, kehren wir zur allemannischen Welt zurück, und zwar zu derjenigen Periode derselben, die durch Hebels Poesie in steter Jugendfrische erhalten und gewissermassen unvergänglich geworden ist.

Badenweiler selbst ist von Hebel nicht verherrlicht worden; gewiss störten seine deutsche Phantasie eben jene Römerbäder. Dessenungeachtet ist es für denjenigen, der in die reizenden Gegenden des badischen Oberlandes Wanderungen anstellen will zu der Natur, die Hebels allemannische Poesie mit dem Zauberdufte der Dichtung übergossen hat, als Haupt- und Standquartier vortrefflich gelegen.

Nur eine halbe Stunde von dem Bade liegt das freundliche Städtchen **Müllheim**, zu welchem der Allemannen-Dichter den durstigen Wanderer mit so saftigen Worten einladet: *)

Z' Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e gute Wi!
Goht er nit wie Baumöl i,
Z' Müllen an der Post!

Schade, dass der Reisende, der in der Post zu Müllheim anlangt, um Hebels Markgräfler-Wein zu trinken, nur das unfruchtbare Postamtszeichen anstatt des Wirthsschildes an das Posthaus angeheftet findet, und dass ihm die Pforte jetzt mit dem Donnerworte aufgethan wird: „Mer wirthet nümme!" (wir schenken keinen Wein mehr aus.)

Gegen Süden führt der Fusspfad von Badenweiler in zwei Stunden über Berg, Wald und Wiese nach der höchst anmuthig und zur Fernsicht nach dem Rheine, den Vogesen, dem Jura und den Alpen einladend gelegenen ehemaligen Commenthurei des Klosters Sanct Blasien, **Bürglen**, von welchem Hebel in demselben Liede singt:

Z' Bürglen uf der Höh',
Nei, was cha me seh'!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
Z' Bürglen uf der Höh'!

In das schöne Schloss, seine bilderreichen Säle und Zimmerreihen theilen sich jetzt zwei Besitzer, S. K. Hoheit der Grossherzog von Baden und ein wohlhabender Bauersmann. Den herrschaftlichen Theil bewohnt ein freundlicher, gebildeter Pfarrherr; in dem bäuerlichen finden Gäste von Badenweiler gastliches Gelass. Der Verfasser dieser Zeilen wird den schönen Abend und Morgen, den er hier in ächt Hebel'scher Umgebung zugebracht hat, nicht vergessen. Um ihn her schnurrten die Spinnräder schmucker Allemannentöchter, auf deren Stirn, über dem oft bleichen, oft rosigen Angesicht mit sanft gekrümmter Vogelsnase ein paar malerisch geschleifte schwarze Bänder flatterten, welche die Ausläufer

*) „Der Schwarzwälder im Breisgau."

eines kleinen seidenen Schüsselchens sind, das an Hauben Statt den Scheitel deckt; schlanke, rothwangige Bauernknechte mit langen blonden Haaren schnitten sich, sittsam um den Tisch gelagert, ihr schwarzes Abendbrod; auch das Abendessen war eine ganz Hebel'sche Scene: ein Lichtspan aus Buchenholz, der, von Zeit zu Zeit erneuert, in eine eiserne bewegliche Beisszange gesteckt war, die auf einem langen hölzernen Stocke mit breitem Gestelle ruhte, erleuchtete die ganze Stube und gab mit seinem flackernden Lichte den Gesichtern der um den Tisch gelagerten Hausgenossen einen seltsamen Ausdruck. Am andern Morgen schien die Sonne in das erheiterte Gemach, und aus Südosten blickte von ihrem Aetherthrone die Jungfrau des Berner Oberlandes mit ihren Silberhörnern durchs Fenster auf den sein ländliches Frühstück gemächlich geniessenden Wanderer herab.

Eine Stunde von Bürglen lauert Hebels „Gespenst auf der Strasse von Kandern.“

In nördlicher Richtung von Badenweiler zeigt das Allemannenland städtischere Scenen:

Z' Staufen uffem Märt (Markt)
Hent se, was me gert,
Tanz und Wi und Lustberkeit,
Was eim numme 's Herz erfreut,
Z' Staufen uffem Märt.

Z' Friburg in der Stadt
Sufer isch's und glatt.
Riche Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
Z' Friburg in der Stadt.

Nach Nordosten und Osten führt der Weg durchs Gebirge auf den vielbesungenen Feldberg, und zu Feldbergs Tochter, der lieblichen Wiese, über Todtnau, Schönau, Mambach, Zell, Schopfheim, am Röttlerschlosse vorbei, nach Lörrach, lauter durch die allemannischen Gedichte vielfach verherrlichte Stellen, bis wo in der Nähe von Basel „der Chlei-Hüninger Pfarer“ die Oberlandsmaid mit „Gotthards grossem Bueben“ traut.

Tief im Gebirge endlich, nordöstlich von Schopfheim, liegt das Dörfchen Herrischried, zu welchem sich Hebel mit so schalkhafter Liebe wendet:

Woni gang und stand,
Wär's e lustig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
Numme näumis findi nit
In dem schöne Land.

Minen Augen gfallt
Herischried im Wald.
Woni gang, se denki dra,
's chunnt mer nit uf d' Gegnig a,
Z' Herischried im Wald.

Imme chleine Huus
Wandelt i und us —
Gelt, de meinsch, i sag' der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
Imme chleine Huus.

Doch zurück endlich nach Badenweiler. Das Gasthaus zum Römerbade, so genannt, weil ein alter Römerstein, unter spätern Ausgrabungen gefunden, dem Wirthshause zum Grundstein diente, steht jetzt über zehn Jahre. Seine Lage, sagt Herr v. Wessenberg, konnte nicht glücklicher gewählt werden, und das Freundliche seiner innern Einrichtung entspricht der heitern Lage. Der geräumige hohe Speise- und Tanzsaal, der den ganzen Raum im Gebäude zwischen den zwei Doppelreihen von Wohnzimmern einnimmt, und in welchen man von den Gängen vor diesen Gemächern hinabschaut, gibt dem Ganzen ein schmuckes, zierliches, beinahe zauberhaftes Aussehen, und es weilt sich hier mit wahrem Behagen. Die Bewirthung ist trefflich, und die grosse Reinlichkeit, die sich überall zeigt, erhöht die Annehmlichkeit des Aufenthalts. Im Erdgeschoss befinden sich die Bäder, die ohne überflüssige Verzierung ganz nur zur Bequemlichkeit eingerichtet sind. Auch das Gasthaus zur Stadt Karlsruhe hat sich sehr erweitert und verbessert. Diesem ist jetzt ein grosser und zierlicher Speise- und Tanzsaal angebaut. Es gibt Tage im Jahre, wo dieser Saal und der im Römerbade die Gäste kaum zu fassen vermögen, die hier Belustigung suchen. Auch der Gasthof zur Sonne hat guten Fortgang, und es fehlt sonst im Orte nicht an guten Miethwohnungen für Kurgäste.

In dem kleinen Gesellschaftshaus auf dem Schlossberg ist jetzt eine Leseanstalt errichtet. Der Standpunkt von hier bietet dem

Betrachter einen seltenen Verein von weiter Fernsicht in ein lachendes Land von der einen Seite, und vom Anblick eines weiten, reich bewachsenen Thalgrundes, der von ansehnlichen Waldgebirgen umfasst ist, dar; zugleich zeigen sich hier auf beschränktem Raume die Trümmer der stolzen Römerzeit und des rauhen, aber kraftvollen Mittelalters neben einander.

Das Geschlecht, das jetzt hier wohnt, ist von sanftem und mildem Charakter und trägt alle Wahrzeichen einer aufgeklärten und gebildeten Sinnesart. Die Fremden sind gern gesehen und man begegnet ihnen mit zuvorkommender Freundlichkeit und bedächtlichem Wohlwollen, ohne Kriecherei und Niedertracht. Dieses Wesen geht auch auf die Kinder über:

Wie freundlich sind die Kinder!
Viel williger, geschwinder
Dient hier die Achtsamkeit,
Als in dem Fürstensaale,
Bei Tanz und reichem Mahle
Der schnöden Ueppigkeit. *)

Kein Wunder, dass der Dichter, dem wir diese Worte entlehnen, hier sein Hüttchen bauen und in Natur und Geschichte schwelgen möchte.

Des Römerbades Trümmern,
Der Bergruine Flimmern
Im Abendsonnengold,
Des Heilquells reicher Kammer,
Dem Schacht, dem Eisenhammer
Ist meine Seele hold.

Natur, mit alter Kunde
Stehst du im Schwesterbunde,
Erquickst hier Geist und Sinn.
Frei von der Sorgen Schwarme
Ruh' ich in deinem Arme,
Du Freudengeberin!

*) Graf's „Badenweiler."

Forbach im Murgthal.*)

Im tiefen Schwarzwalde, auf dem im Revolutionskriege beim Rheinübergang der französischen Truppen unter Moreau berühmt gewordenen Kniebis, entspringen drei Quellen, welche vereinigt die Murg bilden, einen der merkwürdigsten Bergflüsse Schwabens. Auf dem fichtenbeschatteten „Ruhstein" nimmt die Rothmurg zwischen Felsen ihren Ausgang und ergiesst sich unmittelbar in einen Kessel, den nacktes Gestein umgibt; die Weissmurg quillt ebenfalls aus Felsen im sogenannten „Buhlenbach" hervor. Sie wird von der Rothmurg beim „weissen Kreuz" ereilt und beide ziehen nun unter wildem Geräusch das Baiersbrunner Thal hinab, die Ufer von vielen Hütten taglöhnender Holzhauer besäet. Die dritte Quelle, der Fohrenbach, entspringt beim württembergischen Kniebis-Zollhaus, treibt, durch das „Rothwasser" verstärkt, im Christophsthale eine Mahlmühle und viele Hammerwerke, in welchen cyklopische Laboranten schmieden, lässt am rechten Ufer Freudenstadt, ursprünglich (1599) eine Colonie aus Steiermark, Kärnthen und Mähren vertriebener und in Württemberg evangelisch-brüderlich aufgenommener Protestanten, liegen, und vereinigt sich vor dem württembergischen Dorfe Baiersbronn mit den beiden andern Quellen. So bildet sich die Murg, die hier schon ihren Namen führt und etwa dreissig Fuss breit sein mag. Ihre beiden Ufer sind hier durch die erste hölzerne Brücke verbunden.

Der Lauf dieses Flüsschens, welches sich von Osten nach Westen durch eine Strecke von funfzehn Stunden schlangenförmig fortwindet, durcheilt eines der tiefsten und wildesten Thäler in jener grossen Gebirgskette des Schwarzwaldes. Sechzehn Brücken verbinden seine Ufer und acht und vierzig Waldbäche nimmt es während seines Laufes auf. So lange die Murg noch im hohen Gebirgsthale fliesst, zeigt sich das Thal noch ziemlich breit und sie befindet sich mitten zwischen den gedehnteren Gipfeln der Berge. So ist sie bei dem ehemaligen Benedictiner-Priorate und nunmehrigen Dorfe Reichenbach, so bei Hesselbach, wo die Aussicht, welche die erhöhte Lage des Dorfes hier dem Auge

*) Vergl. Jägerschmieds Murgthal; Klübers und Schreibers Baden.

erlaubt, sogar zierlich genannt werden kann; das heitere Thal umzingeln Bergesgipfel, deren entferntere Häupter sich durch Lichtblau malerisch auszeichnen. In der Nähe wimmelt es von kleinen hölzernen Scheunen, die, am schroffen Abhang der Bergwiesen hingestreut, nothdürftig das kräftige Heu für den Winter bergen. Keine Gegend, mit Ausnahme der Schweiz, hat einen beträchtlicheren Viehstand, und die herrlichen Waldungen liefern eine Menge vortrefflichen Brennholzes. Doch sieht der Wanderer ganze Strecken verheert, öde und schwarz daliegen. Diese noch immer sichtbare Verwüstung rührt von dem grossen Waldbrande des heissen Sommers von 1800 her. Der Verfasser dieses Textes erinnert sich aus seinen Kinderjahren noch sehr gut, wie viele Wochen lang die Schulknaben mit banger Sorge einander jeden Morgen fragten, ob der Schwarzwald noch brenne. Die Phantasie malte sich dabei diesen Waldbrand als ein furchtbar herrliches Schauspiel aus und dachte sich die unzähligen Tannen und Föhren des Gebirges als eben so viele Pechfackeln, deren Flamme durchs ganze Land hin sichtbar lodere. Die Augenzeugen schildern aber jene Verheerung ganz anders. Sie besteht in einem langsam fortschleichenden Verklosen der Bäume zu Kohle, und ist nur in ihren Wirkungen entsetzlich. Der Brand des Jahres 1800 dauerte vom 4. bis zum 21. August und frass über 7000 Morgen württembergischer Waldungen. — Die Wälder dieser Gegend bestehen meistens aus Föhren, Fichten, Weisstannen, wenigen Buchen und noch selteneren Ahornen. Föhren und Fichten bilden die stolzesten Säulenhallen und erreichen gar häufig eine Höhe von funfzig Fuss.

Ein eigenthümlicher Gegenstand der Waldbenutzung ist hier das Theerschweelen, oder, wie es die Gegend nennt, das Schmierbrennen. Der Theerschweeler pachtet einen grossen District und erbaut sich seinen Destillirofen aus Backsteinen selbst. Auf einer kleinen Blösse, welche trocken an einem etwas flachen Berghange liegt, ringsum aber durch Wald oder Hügel vor dem Winde geschützt ist, wird hier, wie in den Urwäldern Amerika's von den Auswanderern Europa's, durch den Theerschweeler zuerst ein Blockhaus aus übereinander gelegten Baumstämmen erbaut. Das Dach ist flach, mit Schindeln belegt und mit Steinen beschwert; die Ritzen der Blöcke werden mit Moos verstopft. Die ganze

Hütte mag 30 Fuss lang, 15 breit, 8 hoch sein bis ans Dach Ein Lehmofen sorgt für die Nahrung und Winterfeuerung; die sparsamen Fensterluken geben das nothdürftige Licht für die häuslichen Geschäfte. Diess ist der Pallast, in welchem der Schweeler mit seiner Familie in der tiefen Waldesabgeschiedenheit lebt und oft Tage lang keine fremde menschliche Seele erblickt. Von der eingeschneiten Hütte bahnt er sich mühsam einen Weg, um auf einen Gang für sich und die Seinigen die Nahrungsmittel einer ganzen Woche herbeizuschaffen. Neben der Hütte legt er sich einen mit Reisig bedeckten Schuppen an, um die Kienstöcke zu zerkleinen und aufzubewahren. Dann wird der Theerofen gebaut und kunstreich eingerichtet; fünf stets beschäftigte Personen sind nöthig, um für die Destillation einer Woche in zwei Tagen die nöthigen Kienstöcke auszugraben und zur Hütte zu bringen. Am dritten Tage zerkleinen die Arbeiter das Kienholz, am vierten Tage wird eingesetzt und in dreimal vier und zwanzig Stunden ist die Destillation vollendet. Vor dem Ofen holen Händler die Theerschmiere ab und verkaufen sie im Kleinen; das schwarze Pech aber wird in grossen und kleinen Partien an Kaufleute abgelassen.

Wir kehren aus dem Waldgewerbe an die Murg zurück. Das kleine Dorf Röth auf dem linken Ufer, aus 17 Lehenshöfen zusammengesetzt, ist das rechte Ideal eines Schwarzwalddorfes. Die ziemlich langen, zweistöckigen Häuser sind sämmtlich von Holz mit wenig Lehm aufgeführt, die Zimmer mit Borden vertäfelt. Scheuer und Stallung ist unter der Erde, die ländliche Wohnung darüber von Rauch geschwärzt und glänzend. Reichliche Fensteröffnungen geben einen Ueberfluss von Licht. Früh Morgens stehen die Knechte auf, säubern den Stall, tränken das Vieh und führen es auf die Weide. Wie unterrichtet vom Marsche machen einige glockentragende Kühe in bester Ordnung den Anfang, und Alt und Jung folgt dem ruhigen Gange der Voranschreitenden. Rinder und Ziegen klettern einzeln an der Bergwand und bemächtigen sich der sparsam aus den Felsritzen hervorkeimenden Gräser und der stärkenden Bergkräuter. Ohne Hirten, ohne Aufsicht durchstreift das Vieh die Waldungen und Aecker seiner Besitzer, und erst die Abenddämmerung führt es in die Ställe zurück.

Unerfreulicher als die Viehzucht ist in diesen Gegenden der Ackerbau; Unebenheiten und Abhänge setzen sich fast überall dem Pflug entgegen und an den meisten Orten muss man sich des Karsts und der Hacke bedienen, nachdem der Boden mit der Asche angezündeter Tannen- und Föhrenscheiter gedüngt worden ist. Von Obstbau ist bei den sparsam vorhandenen Fruchtbäumen keine Rede. Dafür pressen die Bewohner ihren Nadelhölzern den Saft ab, und fast immer qualmt hier der Kessel des Harzreissers. Ein anderes Waldgewerbe ist die Kienrusbrennerei, wozu man sich in den Schwarzwaldgegenden eigener Oefen bedient.

Bei allen solchen zum Theil harten Beschäftigungen trifft man in diesen Wäldern stille, friedliche Menschen, blass wie das Dunkel ihrer Tannen, verlassen von der heitern menschlichen Gesellschaft und doch zufrieden, bei einfacher Lebensart und Sitteneinfalt bedürfnisslos und genügsam.

Von Röth an schliessen auf eine halbe Stunde immer höher werdende Berge von beiden Seiten das enger werdende Thal ein. Die Murg eilt ihrem gekrümmten Wege nach und drängt sich beschwerlich zwischen Felsen hindurch. Auf der Höhe zeigen sich amphitheatralisch gelegen die Schönengründer Höfe. Hinter ihnen nimmt die Murg einen Rang, das Thal wird ganz enge und man meint die jenseitigen Berge mit einem Steinwurf erreichen zu können. Bald verstärkt sich die Murg von beiden Seiten durch sprudelnde Felsenbäche, den Dobelbach und Füllebach; eine hölzerne Brücke von mehr als hundert Fuss führt hier auf das linke Ufer, mit welchem sich ein grösseres und etwas flacheres Thal eröffnet, in dessen Tiefe die Strasse neben der Murg hinzieht. Die linke Seite des Thals bildet einen Halbkessel durch ziemlich entfernte Berge, deren Fussgestelle sich in grasbewachsene Hügel verflächen. Auf diesen Erhöhungen ziehen sich fünf und zwanzig Höfe, zum Dorfe Hutzenbach vereinigt, wovon fast jeder von dem andern abgesondert auf einem der sich wellenförmig in einander verschlingenden Hügel gelegen ist. Die Wiedendrehereien*), die sich hier finden, sind dem Waldnachwuchse nicht eben günstig; aber merkwürdig ist es zu schauen, wie junge Fichten von zwei Zoll Dicke und sechzehn Fuss Länge hier gleich einer bieg-

*) Wieden heissen in der Sprache der Landwirthschaft biegsame Ruthen.

samen Schnur zusammengedrillt werden. Die Vorrichtung hierzu, die einer Gesellschaft von Holzhändlern gehört, ist einfach; sie besteht in einem hohen, geräumigen Hause, dessen Wände mit Bretern verwahrt sind.

Bei dem Dorfe Schwarzenberg, das im Schutze einer Felsmasse ruht, und in dessen Nähe auf einer Felsenspitze die Ruinen von Königswart, einem alten Jagdschlosse, zu sehen sind, das Graf Rudolph von Tübingen im J. 1209 erbaut hat, nimmt das Murgthal seinen hochromantischen Charakter an, der an die wildesten Schweizergründe erinnert. Das Fortströmen des Flusses wird von jetzt an durch ein Gewirre vorgeschobener Felsmassen immer mühsamer gemacht. Durch die zusammenhängenden, schroffen Wände des Urgebirges zu sehr im Laufe beschränkt, durch die in ihr eigenes Bett geworfenen, emporragenden Trümmer des Gesteins aufgewiegelt, verwechselt die Murg ihren früher so ruhigen und steten Lauf mit dem heftigsten Geräusch, durchwühlt schäumend die engen Klüfte zerstückter Felsen und bahnt sich tobend den mühsamsten Weg zu einem friedlichen Ausflusse.

Zwei Waldbäche vermehren jetzt die Murg; davon ist der stärkste aller ihrer Einflüsse die Schönmünzach, die aus einem mit Felstrümmern übersäeten Thale der linken Murgseite herausfliesst. Bei trockener Witterung kaum sechs Schritte breit, wird sie vom schneeschmelzenden Frühling und seinen Regengüssen zu einem furchtbaren Waldstrome angeschwellt, der das ganze Thal unter Wasser setzt. Bei diesem Zusammenflusse legten die Oesterreicher im Revolutionskriege eine hölzerne Brücke an, die unvollendet geblieben ist. Ueber derselben liegt die sehenswerthe Schwarzenberger Glashütte und unterhalb eine Wasserstube der Calwer Flossholz-Compagnie. Denn da in der immer beschwerlicher sich durchs Gestein fortwälzenden Murg das Verflözen des Holländer Holzes beinahe unmöglich wird, so musste auf künstliche Schwellungsanstalten gedacht werden. In einer solchen Wasserstube sind hunderttausende, in einer Schwellung Millionen Kubikfuss Wasser aufgespart, um zusammengetragene Holzberge unter fürchterlichem Getöse zertrümmert fortzureissen und ihre Scheiter durch die Granitblöcke der Gewässer taumelnd zu Thale zu jagen. —

Gegenüber einer kühlen, klaren Quelle, „der Frohndbrunn“ genannt, bezeichnet jetzt auf der rechten Murgseite das Wasser Rennelbach die Gränze zwischen Württemberg und Baden. Ein immer rauheres Bett durchströmt jetzt die Murg; schäumend tobt sie durch die Tiefen waldüberwachsener Höhen, deren Grundveste sie benetzt; immer düsterer wird das felsbegränzte Thal und ausser dem Wassergeräusch herrscht feierliche Stille. Der Fluss zwängt sich immer mehr westwärts und füllt eine beträchtliche Strecke lang das Thal ganz. Bald nimmt er von der linken Seite aus einem Bergeinschnitte die „Hornbach“ und aus einem Gewirre zertrümmerter Felsen die mit Ungestüm herabtobende „Rauhmünzach“ auf, deren Bette man zu den höchsten Bergen aufwärts verfolgen kann; ihr Wasserstrom selbst geht in der Tiefe zwischen viel tausend Granitblöcken hindurch. Von der zweiten ihrer vier mächtigen Schwellungen, am Fusse des Hohenkopfs, dem einsamsten Plätzchen im ganzen Gebirge, ist es nur noch eine Stunde nach der hinter diesem Berge gelegenen „Herrenwiese“, wo man, bei fast ganz erstorbener Vegetation, in einem andern Klima zu athmen glaubt. Auf dieser rauhen Waldkoppe zeitiget die Kirsche in denselben Tagen, in denen unten am Rheine die Trauben reifen. Nicht mit Unrecht sind ihre Steppen das badische Sibirien genannt worden.

In dieser Gegend befindet sich der Hauptsitz jenes ausgebreiteten Flossholzgeschäftes, das eine Handelscompagnie von Privatleuten betreibt, die das Holz theils durch die Schwellungen der Waldströme, theils mit unsäglicher Anstrengung und gefahrvollen Arbeiten in Riessen (Kanälen), durch Kähnelwerke, auf Schlittwegen und mit Seilen zu Thale fördert und auf dem Rheine nach Holland verführt. —

Unsere Schilderung wendet sich nun wieder der Murg zu. Die Strasse zieht jetzt am linken Ufer derselben, von den steilsten Bergen eingeschlossen, weiter westwärts. Das Thal bleibt einsam und düster; schroffe Felsen begränzen es auf der rechten Seite. Die Landstrasse aber ist vortrefflich und wird nicht leicht in einem Felsgebirge besser getroffen werden.

Hier nähern wir uns dem Dorfe

Forbach,

dem reizendsten Punkte des Murgthals, wo die wilde und die freundlichere Natur sich wieder die Hände reichen, und der daher zur künstlerischen Darstellung von uns ausgewählt worden ist.

Auf dem Wege dahin begegnet man rechts und links von der Strasse häufigen Kohlenstätten. Weil die steilen Berge nicht erlauben, sie auf der blossen Erde anzulegen, so sind sie meist von Holz verfertigt und werden an den Baumhängen von Bäumen unterstützt oder von Felsen getragen. Die Kohlenbrennerei wird im Murgthale und auf dem Schwarzwalde auf eine eigenthümliche durch die Localität bestimmte Weise betrieben, und die Meiler, in Gestalt einer Halbkugel aufsteigend, dick mit sattangedrückter Kohlenerde überdeckt und mit einem dichten Rasendache verwahrt, zieren den Wald, statt ihn zu verunstalten.

Die Ackergrundstücke verlieren sich vor dieser Gegend, zwischen der Rauhmünzach und dem Dorfe Forbach, ganz; nur Nadelholz und weniger Buchenwald bedecken die hohen giebelartigen Berge und reichen herunter bis an Strasse und Fluss. Dieser arbeitet mit heftigem Geräusch durch das enge, felsige, einsame Thal. Die unvermerkt gestiegene Landstrasse, welche den murrenden Fluss tief unter sich im Grunde dahin fliessen liess, senkt sich allmälig wieder und führt endlich eben in die reinlichen Gassen Forbachs hinein. Den Namen führt das Dorf von dem Waldstrome gleichen Namens, der zwei Mahlmühlen treibt.

Das artige Dorf nährt neunhundert Menschen von den beschriebenen Waldgeschäften, die seine Lage ausnehmend begünstigt. Auch die Arbeiten der Forbacher Waffenschmiede sind geschätzt. Die Häuser sind in aufsteigendem Halbzirkel gebaut, und die ringsum sich hinter einander versteckenden Berge, deren Gipfel nur bemerkbar werden und die deswegen hier minder hoch erscheinen, stellen dem Auge eine liebliche Landschaft dar, besonders wenn man, wie auf unserm Standpunkte, sich ostwärts von dem Dorfe befindet und so die Gegend überblickt. Die Kirche, deren hinterer Theil mit dem Chor erst vor wenigen Jahren gebaut worden, heiter und im neuern Geschmack über das Dörfchen sich erhebend, ist kein geringer Schmuck desselben. Aus dem reichen Kirchenfonds sind zwei grosse Altarbilder von neuern ba-

dischen Künstlern angekauft worden, die von Kennern gelobt werden.

Man besieht in Forbach noch ferner die bedeckte Hängebrücke mit weitem Bogen, von Fahsold, einem Karlsruher, verfertigt; sie hat durch den anstossenden jenseitigen Granitfelsen eine sichere Landveste. Ueber diese Brücke zieht die Strasse auf das rechte Murgufer und erhebt sich dann allmälig. Die Aussicht öffnet sich jetzt immer mehr, das Thal erweitert sich und wird heiterer, die Strasse führt thalab, für Wagen ganz bequem und sicher. Es ist daher kein Wunder, dass die Kurgäste Badens das Murgthal gewöhnlich nur die vier bequemeren Stunden bis nach Forbach bereisen und tiefer in die Berge einzudringen sich scheuen. Doch thun sie Unrecht daran, da der Weg durchaus gut und gefahrlos ist und die eigentlichen Gebirgsschönheiten und Eigenthümlichkeiten, wie wir sie bisher beschrieben haben, erst hier ihren Anfang nehmen.

Die hiesigen Forsten hat sich, der ergiebigen Auerhahnjagd wegen, der Grossherzog vorbehalten, den eben diese Jagd jährlich einmal in die Gegend von Forbach führt.

Unterhalb des Dorfes treten die noch immer sehr hohen Berge weiter auseinander. Hier fallen mehrere dicht an die Murg gelagerte Sägemühlen dem Wanderer ins Auge. „Droben im Bergwald tönt die Waldaxt. Hohe Tannen, fünfhundertjährige Eichen fallen auf ihren Hieb. Während hier unten auf dem Flusse die knarrende Mühlsäge mit eisernem Fleisse den dicken Stamm in dünne Breter gleichförmig vereinzelt, und Breterhaufen hoch aufgethürmt werden, fügt man nahebei ganze Reihen von Dickstämmen in Flösse zusammen“, die, von einem unerschrockenen Steuermann sicher geleitet, auf dem Wege selbst, einer zum andern gesellt, anwachsen, bis auf dem Rheine mehr als hunderttausend solcher Breter, zu einem einzigen Flosse vereinigt, als eine Gesammtladung Holland zuschwimmen, wo sie sich zum Schiffsbau fügen und den Handelsmann, den Auswanderer zum fernen Eilande tragen. *)

Auf dem rechten Ufer folgen nun die Dörfer Gausbach, Langenbrand und Weissenbach, wo die hoch über Felslager geführte

*) Vergl. Klübers Baden II, 144.

Strasse sich wieder zur tiefen Murg herabsenkt. Hier fängt die Natur, wenn auch sparsam, wieder an, den Ackerbau zu begünstigen; Abhänge sind künstlich gefestigt und hier und da mit Weinstöcken bepflanzt. Dem Dorfe Weissenbach gegenüber, dicht an dem linken Ufer der Murg, zeichnet sich der kleine Kirchhof des Dorfes Au, vereinzelt auf einem rebenbepflanzten Hügel angelegt, aus, und die Spitze seiner kleinen Kapelle ragt malerisch hinter Bäumen und Gesträuch hervor.

Der Weg rechts führt so dicht an dem Flusse vorbei, dass aufgesetzte Steine den Wanderer sichern müssen, nicht ins Wasser zu stürzen. Nicht ferne liegt hier, hinter Bergen versteckt, das Dorf Reichenthal, wo viel Potasche versotten wird, und die Auslaugung der Asche in mächtigen hölzernen Mulden, die aus den stärksten Schwarzwaldtannen verfertigt sind, vorgenommen wird; zum Versieden werden sodann Kessel von Gusseisen gebraucht, in welchen 30 Jahre lang gesotten werden kann.

Bei dem Dorfe Hilgertsau verlässt die Strasse auf einer hölzernen Brücke das rechte Murgufer, und mit jedem Schritte wird die Aussicht freier und offener. Oberzroth, ein kleiner Weiler, hat eine Tabaks- und Oelmühle unter einem Dache; die letztere empfahl schon lange ihre zweckmässige Einrichtung und Reinlichkeit und eine vortreffliche Oelpresse.

Die beiden Ufer der Murg bleiben immer noch von ziemlich hohen Bergen umschlossen; aber zusehends vertauscht der Strom seinen ungestümen Lauf mit steterem Fortströmen. Die Strasse zieht auf der linken Seite mit Krümmungen weiter westwärts. Auf dem jenseitigen Berge zeigt sich sehr schön gelegen das Dorf Scheuern. Diesseits an der Strasse ragt auf einer schroffen Höhe, zwischen den Wipfeln hochstämmiger Tannen, die zu einem grossherzoglichen Lustschloss mit schonendem Geschmack umgeschaffene Burg Neueberstein hervor, von deren Sälen man theils das wilde Thal hinan sieht, theils eine Durchsicht in den lieblichsten Theil der offeneren Gegend bis zum Rhein hin geniesst.

Am Fusse des Schlossberges stehen mehrere Mühlen. Bald nimmt den Wanderer das auf der rechten und linken Murgseite über Hügel und Ebene sich anmuthig ausbreitende Städtchen Gernsbach auf, das sich durch grosse Gewerbsamkeit, namentlich treffliche Leimsiedereien, auszeichnet. Hier tritt die Murg in ein weit

offeneres Thal. Die Hänge und Fussgestelle der beiderseitigen Berge sind von Felsen frei, mit Reben und andern Pflanzungen bekränzt; Berg und Thal schmückt sich mit Obstbäumen. In der Tiefe werden ergiebige Wiesen von Quellen bewässert. Die Murg, die wir jetzt sich selbst überlassen, dient bald nicht mehr dem Schmuck einer seltenen Natur, sondern einzig dem Kunstfleisse der Menschen, bis sie 6 Stunden von Gernsbach, nachdem sie noch viel lachende Dörfer ohne Murren mit glatten Wellen bespült hat, eine Stunde unterhalb dem badischen Städtchen Rastadt, das durch den Gesandtenmord von 1801 eine traurige Berühmtheit in der ganzen Welt besitzt, sich mit dem Rheine vereinigt.

Doch sind noch nicht alle Merkwürdigkeiten des Murgthales berichtet. Während drunten in der Tiefe der Mensch im Schweisse des eigenen Angesichtes den Bäumen ihren Saft abpresst, die Fichten bald zu Ruthen drillt, bald schwimmen lehrt und dem Schiffsbau ans Meergestade zusendet, bald in Kohlen und Asche verwandelt und die Natur in jedem Sinne zwingt, sein eigenes, hinfälliges Leben zu fristen: treibt auf den Höhen dieses Gebirges die Geisterwelt ihr freies Spiel.

Auf der Teufelskanzel oberhalb Gernsbach predigte einst der Fürst der Hölle in Person, was er jetzt durch seine Jünger im flachen Lande thut, vor einem zahlreichen Auditorium sein Höllenthum, bis ein guter Engel vom Himmel gesandt ward, auf dem entgegengesetzten Berge, bei Eberstein, seine Kanzel zu errichten und die Menschenkinder mit himmlischer Beredsamkeit auf den guten Weg zu leiten. Das verdross den Satan, er tobte in sieben Felsenkammern des Hochgebirges, oberhalb Loffenau, wie ein Erdbeben, spielte mit den ungeheuern Blöcken Ball, baute in der Nähe der Wolken die Teufelsmühle, legte sich, ermüdet von der Arbeit, so schwer in ein Felsenbett nieder, dass seine Gestalt noch ausgedrückt in dem Gestein, mit Pferdehuf und Schweife, sichtbar ist; er stampfte, rasselte, tobte in seiner Mühle, so oft der Engel drüben predigte. Von der Herrenwiese sah Gott der Vater dem Unwesen zu und schleuderte den gefallenen Engel in seine eigene Teufelsmühle hinab, so gewaltig, dass auf dem Hochgebirge der Fusstritt des Stürzenden noch sichtbar ist. Hier verstummte er und regt sich nur zu Zeiten murrend im Ungewitter.

Auf einem andern Gipfel, beim festen Thurm von Yberg, präsentirte sich der Satan einem ganzen Klubb von Hexen, Hexenmeistern, Zauberern und Unholden. Sie beteten ihren Herrn und Meister an, sie opferten ihm Kinder, sie tanzten, sie schmausten mit ihm, doch ohne Salz und Brod. Das dauerte so lange, bis fromme Franziscaner das Kloster Fremersberg erbauten und den ganzen Spuk in den Klipfengraben bannten.

Ein friedlicheres Geisterleben webt in den beiden Mummelseen bei dem wildschön gelegenen Kloster Allerheiligen auf dem Seekopf, und, eine Meile von der Herrenwiese, auf dem Katzenkopf. Hier haust ein unschuldiges, zwerghaftes Gnomengeschlecht. Einmal kam ein kleiner Bewohner des zweiten Mummelsee's, in Rattenpelz gekleidet, in das jenseitige Gebirgsdorf Kappel und holte eine Hebamme ab, seinem Gnomenweibchen bei der Niederkunft beizustehen. Vor seiner Birkenruthe theilte sich das Wasser, eine alabasterne Wendeltreppe führte die Staunende in ein goldenes Prunkzimmer, vor ein Bett von Karfunkeln. Hier verrichtete die Wehemutter ihr Geschäft, und der Rattenpelz gab sie der Oberwelt zurück. Ein Strohbündel war ihr Lohn, den sie unwillig wegwarf und erst schätzen lernte, als sie einen an ihrem Kleide hängen gebliebenen Strohhalm in lauteres Gold verwandelt sah. — Ein andermal taucht ein wundersames Seefräulein aus dem Bergsee, bezaubert einen schönen Hirtenknaben und schenkt ihm im Thal ihre Liebe, unter der Bedingung, nie nach ihrem Aufenthalt zu spähen. Der sehnsuchttrunkene Knabe hält seinen Eid nicht und schleicht ihr nach an den See. Da dringt das dumpfe Aechzen eines Sterbenden aus der Tiefe zu ihm empor, und mit den breiten Blättern der Nymphea bedeckt färbt sich der See blutroth. Ein Greis mit Schneebart und Karfunkelaugen beherrscht diess Nymphengeschlecht. Nächtlicherweile und am frühen Morgen mischen sie sich hülfreich und theilnehmend unter die Arbeiten und Freuden der Thalbewohner. Verführt sie ein Sterblicher, so verfallen sie schwerer Busse; verlocken sie ein Menschenkind, so versinkt es zu ihnen in den Abgrund; aber der Greis hält gerechtes Gericht, straft die Verführerinnen und entlässt die Versunkenen aus dem See. Wer einen Stein in die stillen Wasser wirft, den drohen sie unter plötzlich entstandenem Ungewitter zu verschlingen. — Diese Geister sind nicht unsterb-

lich. Selbst ihr König, der silberhaarige Greis, ist dem Tode verfallen und ein Anderer wird seine Stelle einnehmen: *)

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
Ach nein!
O sage, was mag es wohl sein?

Das, was du da siehest, ist Todtengeleit',
Und was du da hörest, sind Klagen;
Gewiss, einem Könige gilt das Leid,
Doch Geister nur sind's, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuss nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten.
O schau
Am Sarge die glänzende Frau!

Nun öffnet der See das grünspiegelnde Thor,
Gib Acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh'. — — —

Das alte Schloss Baden.

Eine Kette wellenförmiger, hoher Waldberge — Köpfe nennt sie das Volk in der Umgegend — trennt Gernsbach von Baden, die Stille des Murgthales von dem betäubenden Geräusch eines europäisch gewordenen Badeortes. Eine Zwischenstation gewährt das alte Schloss Baden; es bietet noch Waldeinsamkeit und Trümmer der Vergangenheit dem sinnenden Wanderer und lässt ihn doch schon einen Blick in das Gewühl der Gegenwart thun, das aus der Tiefe zu ihm emportost.

*) Das folgende Lied aus Ed. Mörike's Maler Nolten. Bd. I. S. 190 f.

Der gebirgige Weg von Gernsbach nach dem alten Schlosse führt, ehe man den Wald betritt, an einem einsamen Wirthshause vorbei, das einen letzten Niederblick ins ausgebreitete Murgthal und nach den Höhen des württembergischen Schwarzwaldes, mit lachenden Dörfern am Fusse, gewährt. Oberhalb demselben trennt sich der Weg in zwei Pfade, wovon der eine rechts nach Alt-Ebersteinsburg, der durch Uhlands „Graf Eberstein" verherrlichten Ruine, abführt, der andere mit einem schmucken Wegweiser „zu den Felspartieen" in den Wald lockt und zugleich nach dem alten Schlosse führt.

Die ganze Waldkuppe, deren Kehrseite man hier betritt und an deren Vorderseite auf halber Höhe das alte Schloss Baden hängt, ist durch die freundliche Sorgfalt der badischen Behörden in die schönste Anlage verwandelt worden; Alles aber ist mit so viel Achtung und Schonung für die wirklichen Naturschönheiten geschehen, dass man der Kunst, die sich hier mit so viel Beruf in die Natur gemischt hat, nicht feind sein kann. So führen denn auch hier, wie überallhin in der ganzen weiten Umgebung des Schlosses, gebahnte Wege durch den dichtesten Wald, bis man an eine Reihe von Osten nach Westen streichender mächtiger Felsblöcke von röthlichem Sandstein gelangt, wie er einem grossen Theile des Schwarzwaldes eigen ist. Diese Massen erheben sich in den herrlichsten, bedeutsamen Formen, umgeben von der üppigsten, durch keine Cultur gestörten Tannenwald-Vegetation, wobei die allenthalben das Gestein durchwuchernde *Digitalis purpurea* hauptsächlich eine reiche Zierde bildet. Die vom Schlosse entfernteren Felsen sind erst vor wenigen Jahren zugänglich gemacht und von dem Gestrüppe befreit worden, das sie Jahrtausende einhüllte, so dicht, dass nicht einmal eine Volkssage sich an diese grotesken Riesenthürme der Natur, von welchen man meinen sollte, dass sie Göthe's herrlicher Schilderung vom Felsenschlosse zum Vorbilde gedient haben, angeheftet hat. Die merkwürdigsten derselben sind ein ungeheures Kastell, aus den riesigsten Blöcken mit Thürmen und Basteien in die Höhe aufgeschichtet; dann die bereits zu einem officiellen Titel gelangte „Felsbrücke", durch welche zwei auseinander klaffende Lagen von Sandsteinblöcken verbunden sind, wovon der auswärts gekehrte Theil zugänglich gemacht ist und einen schönen Durchblick ins

Thal und in die Ferne gestattet. Doch um die Aussicht in Fülle zu geniessen, verfolgt man die steinernen Stufen, die vom Haupte des Felsberges, von Ruheplätzen unterbrochen, bergab führen, bis zur Einsiedelei und endlich auf das vorderste Plateau, wo die letzten Eckfelsen stehen, die schon seit längerer Zeit in die Anlage des Schlosses gezogen sind, und wo eine Hütte zum Ruhen errichtet ist. Hier hat man die Ruine des alten Schlosses gerade unter sich und geniesst die herrliche Aussicht, die der Künstler auf unserm Bilde darstellt. Noch vollständiger erscheinen die Umgebungen von dem höchsten Standpunkte des Schlosses selbst gesehen. Gerade aus über das Thal von Baden weg zeigt sich hier der schön geformte Fremersberg, von einem Franziscanerkloster so genannt, das, von dem Markgrafen Jacob I. im J. 1453 gestiftet, 1828 abgebrochen worden ist. Links zeigt sich der Rosskopf, im Württembergischen der Katzenkopf genannt, als höchster Berg der Gegend. Auf seinem Gipfel bilden mächtige Felsblöcke eine künstliche Höhle, in deren Schutz der Verfasser in zahlreicher Gesellschaft eine Juliusmondnacht des Jahres 1831 durchbivouakirt hat, unter sich den Rhein, auf vierzig Stunden weit wie eine silberne Schlange schimmernd, hinter sich den schwarzblauen regungslosen Mummelsee in der beschatteten Bergmulde von geisterhaftem Nebel überschwebt. Doch zu unserer Aussicht zurück. Ueber das Murgthal weg, auf der Rückseite unsers Standpunktes, erscheint Loffenau mit der schönen Bergperspective die Murg entlang. Nordwestlich ist sodann die Aussicht durch nähere Waldung beschränkt; sie beginnt wieder mit den Linien der Bergstrasse, die durch eine lange, wie ein Binnenmeer sich hinstreckende Horizontalebene von der Hardt, einem Theil der Vogesen, geschieden ist. Diese Ebene durchströmt der Rhein, der weiter aufwärts in mächtiger Breite und durch seine Krümmungen fürs Auge kleine Seen bildend, auf dunstig dunklerem Grunde hellglänzend emporspiegelt. Der ganze Westen ist sodann von der Kette des Hardtgebirges und der Vogesen eingenommen, die sich in blauer Ferne in gar mannichfaltigen Formen in die Luft liniren, und sich nördlich erst bei Oppenheim und Alzey, südlich gegen Mühlhausen und Basel in die Ebene verlieren mögen. Aus ihnen hervor sieht man nordwestlich den breiten Rücken des Donnersberges ragen, und in der fernen Ebene er-

kennt das bewaffnete Auge den Dom von Speier und die Thürme von Mannheim; die niedrigeren Theile der letztern Stadt sind, wie man auf der See von entfernteren Schiffen nur die Segel und Masten sehen kann, schon von der auf solche Entfernung bereits merklichen Ründung der Erde gedeckt. Den Münster von Strassburg, obgleich in den gedruckten Beschreibungen dieser Aussicht angekündigt, sucht man hier vergebens; er verbirgt sich mit seiner ganzen weitern Umgebung hinter den Fremersberg. Dieser, so wie der Schlossberg selbst, bilden gar lockende, einsame Seitenthälchen, in die man von dem hohen Standpunkte aus, nach Art der Vogelperspective, hinunter sieht. Die Stadt Baden mit ihrem untern Schlosse liegt, von der Ruine aus gesehen, wie ein alter Städteplan zu unsern Füssen ausgebreitet. Ganze Gruppen von reben-, wald- und ackerreichen Hügeln erscheinen von dieser Höhe herab fast wie Maulwurfhaufen. Landhäuser und Gärten sind in näherer und weiterer Entfernung im üppigen Thale ringsum verstreut. Ganz links öffnet und schliesst sich das liebliche Lichtenthal.

Ins Schloss selbst begleite uns ein sicherer, kundiger Führer, der genauer, als wir selbst es vermöchten, erzählen mag. *) „Von der Einsiedelei abwärts führt, ausser dem Fussweg, ein kurzer, geebneter Fusssteig zu der Schlossruine. Noch stehen am hohen Vorgebirge, in dem Kreise zwei- bis fünfhundertjähriger Eichen, Tannen, Ahorne und Weissbuchen, auf schroffen Granit- und Porphyrfelsen, diese ehrwürdigen Reste; von Epheu umgürtet, in schwindelnder Höhe, mit Ulmen, Forlen, Linden und Stechpalmen bewachsen, durch abgetragene Felsmassen geschieden von der Kette des übrigen Bergrückens. Von diesem hohen Sitze nennt sich Badens Regentenstamm. Neben dem Schloss auf einem Ruheplatz überrascht eine leichte Waldöffnung mit der Aussicht in das Rheinthal nach den Vogesen.

Durch das obere Thor betritt man die Ruine. Sorglich ist der erhabene, Ehrfurcht gebietende Fels in den Bauplan verwebt. Schauer ergreift das Gemüth bei dem Aufblick an der alten Schlosskapelle, zu den leeren, unbedachten Fensterhallen des majestätischen Thurmes. Schwindelnd sieht man aus den Fensterruinen

*) Klübers Baden II, 24 ff.

des weiten Rittersaales in die Tiefe. Niedergestürzt sind die meisten Scheidewände und die Fussböden der obern Gemächer; nirgends mehr eine Spur der Bedachung. Ein Rasenteppich mit wilderndem Gesträuch deckt den Schutt der Gemächer und Prachtsäle; nur noch von dem hohen Gemäuer ist er umfangen. Zwischen den innern Thoren verkündet, wie eine Geschichte, der dürre, weisse Stamm eines dicken Ahorns einsam das Alter der Verwüstung. Rechts ist der Marstall, links der Eingang in den weiten, noch wohl erhaltenen Keller. Die noch sichtbaren Gewölbe sind von römischer, in dem Mittelbau sind Partieen von maurischer und arabischer, in dem Aufbau Theile von altdeutscher Bauart. Dieses erklärt sich aus dem verschiedenen Zeitalter ihrer Entstehung.

Schutt, Steine und Mauertrümmer umlagern das trauernde Ganze. Auf dem Mauerwerk und in dem Innern thront die Waldflora. Gesträuch, Kräuter und Bäume von mancherlei Art flammen wild empor. Viele sind längst verschwemmt in dem Strom der Zeit; manche strecken Stamm oder Aeste weissgrau zu öden Fensteröffnungen heraus und verwittern in dem Luftmeer; andere grünen in den seltsamsten Gruppen, Verschränkungen und Missgestalten; mitten unter ihnen hat der Eppich, schlanke Aeste breitend, ein dichtes Netz über die Mauer gewoben."

Von dieser düstern Beschreibung muss Einiges abgezogen werden. Der menschenfreundliche Grossherzog hat seit Jahren aufs Sorgfältigste nicht nur für die Erhaltung, sondern auch für die bequeme Besteigung der Burg gesorgt. Nach allen Seiten, in alle Gemächer bis zum höchsten Thurme führen massive, sichere Treppen, und der Schutt ist, wo es möglich war, aus dem Wege geräumt. So macht das Alterthum einen ernsten und doch zugleich freundlicheren Eindruck. Die Ruine nimmt eigentlich vier Etagen ein: den höchsten Thurm, unter ihm ein erstes, dann, durch Felsen getrennt, ein zweites Stockwerk, endlich Ruinen des Vorhofes, nebst dem schön erhaltenen Eingang an der Vorderseite des Schlosses. Dieser, das Vorthor der Veste, ist gothisch gewölbt, und an der Spitze seines Bogens prangt, wohlerhalten, das badische Wappen in alter Form. An den Seitenwänden rankt Epheu, auf der Ringmauer streben Buchen und Ahorn empor, und wendet man sich beim Hinaustreten um, so sieht man

in schönster Perspective, unter mannichfaltiger Beleuchtung, durch die Oeffnungen aller vier in kurzen Zwischenräumen hintereinander folgenden Schlossthore. In der Nähe dieses Einganges ist eine ländliche Wirthschaft, wo sich der Wanderer erquicken kann. Uebrigens findet man keinen Portier, keinen lästigen Schlossverwalter; Alles steht offen, Alles ist so natürlich zugänglich gemacht, dass man sich von der höchsten Spitze der Ruine von selbst zurück findet.

Die breite Fahrstrasse vom alten Schlosse nach der Stadt Baden führt an mehreren wohl gewählten Ruhebänken vorüber, durch den dichten, kühlen Wald, den hohe, dicke Fichten, Forlen, Ulmen, Tannen, Buchen und ehrwürdige Eichen vom höchsten Alter bilden, und hinter denen die untergehende, hinter den Rhein hinabeilende Sonne das Gesträuch in jene rothen Flammen setzt, die recht bezeichnend „das Waldbrennen" genannt werden. Wenn man den Hain hinter sich hat, gelangt man zu einem Ruhesitze unter vier Eichen. Noch vor ihnen erhebt sich auf künstlichen Felsen, zwischen vier andern hochstämmigen Eichbäumen, unter einem Strohdach ein Belvedere, mit malerisch schöner Aussicht, rechts nach dem Jesuitenschlösschen, vorwärts nach dem Friesenberg und Fremersberg, links nach dem Merkuriusberg. Unten ziehen das neue Schloss, von dieser Seite die Stadt fast ganz bedeckend, und die Lichtenthaler Allee die Aufmerksamkeit auf sich. Gegenüber zieht sich amphitheatralisch die hohe Gebirgskette hin.

Von der Stadt Baden, ihren modernen Herrlichkeiten und dem köstlichen Borne Hygiea's erzählen wir hier Nichts. Das treffliche, erschöpfende Handbuch Schreibers und andere kleinere Beschreibungen sind in jedes Wanderers Händen. Nur an die frühe, römische Ansiedelung in dieser Gegend sei kürzlich erinnert.

Die Steine reden, dass die Römer schon vor siebzehn Jahrhunderten hier nicht nur als Krieger gehaust, sondern in städtischen Mauern sich angesiedelt, in Bädern sich gütlich gethan, durch Handel und Wandel Cultur in der Umgegend verbreitet haben. Wer die in der Antiquitätenhalle neben dem Brunnengewölbe von Karl Friedrich von Baden im J. 1804 versammelten römischen Alterthümer betrachtet, dem fällt auf mehreren Monumenten der heilige Name Marc Aurel in die Augen. Dürfte

er sich dieses paradiesische Thal, das in seiner alten Wildheit vielleicht noch grossartiger schön war, als einen Ruhesitz jenes edelsten Heiden, des Stoikers auf dem Throne, denken, ihn in diesen Bädern sich vor Augen stellen, in seine unsterblichen Selbstbetrachtungen vertieft! Die Inschriften selbst gestatten diese Täuschung nicht; sie beziehen sich sämmtlich auf den ignobeln Dieb jenes grossen Namens, auf den Kaiser Bassianus Caracalla, den Sohn des Septimius Severus, und sind aus den Jahren 198 und 213 n. Chr. Spätere Monumente, meist Brückenzeiger, bewahren die Namen der Kaiser Alexander Severus (um 221) und Elagabalus (um 222), und der erstere den Namen der Stadt: *respublica Aurelia Aquensis.* Ihr Gründer Caracalla hat allerdings durch die Antoninischen Bäder in Rom, die noch jetzt eines der Wunderwerke jener ewigen Stadt sind, seinen Beruf für Bauten dieser Art hinlänglich dargethan.

Die Wasserstadt Aurelia lag auf der aurelischen Heerstrasse, die vom Rhein nach dem Neckar, dem Endpunkte des Römerwalles, führte. Ihre Hauptschutzgottheiten waren die Götter des Wassers und des Handels, Neptun und Merkur. Auf einem viereckigen Altar, der im J. 1748 in einem alten Keller am Fusse des Schlossberges gefunden wurde, sagt die Inschrift, dass Cornelius Aliquandus, im Namen des *contubernium nautarum*, der Schiffergilde, diess Denkmal zu Ehren der *domus divina*, d. h. des kaiserlichen Hauses, dem Gotte Neptunus errichtet habe. Auf dem Stein ist in hocherhabener Arbeit Neptun abgebildet, stehend, in seiner Rechten einen Delphin, in der Linken den Dreizack haltend, zu seinen Füssen ein Wasserungeheuer. Vom Dienste des Mercurius zeugen zwei Denkmale; das eine ist ein Altarstein, welcher Mercur dem Todtengeleiter für eine abgeschiedene Seele gewidmet scheint, er wurde im J. 1804 eine Stunde von Baden ausgegraben; das andere ein Merkursbild in halberhabener Arbeit, das auf dem benachbarten „Merkuriusberg" (grossen Staufenberg) als Altarstein steht, wahrscheinlich ursprünglich der Strasse näher errichtet. Das Bild ist von mehr als mittelmässiger Arbeit, mit Flügeln am Kopfe, den Schlangenstab in der Linken. Zwei andere Denkmale sind Grabsteine römischer Krieger, eines L. Reburrinus Candidus von der 26sten Cohorte, und eines L. Aemilius

Crescens von der 14ten Legion, beide aus der Stadt Ara (vielleicht *Ara Ubiorum*, Bonn) gebürtig.

Noch gibt es andere Reste aus der Römerperiode. An der Hauptquelle selbst ist das weite Brunnengewölbe, ursprünglich mit carrarischem Marmor bekleidet, unstreitig römisch, und war zur Zeit der Römer vielleicht ein Dampfbad. Auch vor der Antiquitätenhalle fand man im J. 1808 Reste eines römischen Schwitzbades, Wasserröhren von eiserner Solidität; hinter der Stiftskirche sind gleichfalls Ueberbleibsel von Badgemächern zu sehen. Das alte Armenbad zur Rechten der Halle hat ein geräumiges römisches Bassin mit Stufen, und linker Hand der Halle ist ein weit gesprengtes Gewölbe, wahrscheinlich ebenfalls römischen Ursprungs. Reich an römischen Substructionen ist endlich der ganze Bezirk der Halle, der Stiftskirche und des Marktplatzes, und in dieser Gegend gewahrt man fast überall in einiger Tiefe römisches Paviment. Es ist sehr wahrscheinlich, dass hier der Mittelpunkt der öffentlichen Gebäude und Anlagen des alten Aurelia war. In edlerem Style römischer Baukunst sind auch noch die Arcaden am untern Schlossgarten in der Orangerie am sogenannten Schneckengarten. Die unterirdischen Gänge bei den „Büttquellen“ und in der „Hölle“ gehören nicht weniger den Römern an. Ob die höchst merkwürdigen Katakomben unter dem neuen Schlosse von den Römern stammen oder dem Vehmgericht ihren Ursprung zu danken haben, oder nur geheime Zufluchtsörter in den Fehdezeiten waren, bleibt ungewiss.

Die Phantasie neuerer Architekten hat aus allen diesen, im Ganzen nichts weniger als Pracht voraussetzenden Ueberresten ein gar herrliches Aurelia aufgebaut, dessen sich selbst seine Mutter Rom nicht hätte schämen dürfen. Aber es ist keineswegs wahrscheinlich, dass der reiche Römer sich an der beunruhigten Gränze, unter dem rauhen deutschen Himmel häuslich niedergelassen hätte, und Caracalla's Aufenthalt währte nur kurze Zeit. *Aurelia Aquensis* war somit wohl nichts anderes als ein kleiner Badeort römischer Tribunen und Centurionen, den später die Allemannen verwüstet und der verheerende Zug Attila's vollends bis auf die wenigen Reste, an welchen unsere Conjecturen sich jetzt abmühen, vom Boden vertilgt hat.

Vierte Reise.

Der Bodensee und das Hegäu.

Lindau mit dem Obersee und Gebirge. — Der Untersee mit Constanz, vom Arenenberg. — Hohentwiel und seine Schwestorburgen.

Lindau
mit dem
Obersee und Gebirge.

Nach einer langen Wanderung über die Höhen und durch die Tiefen des Schwarzwaldes verpflanzen wir den Freund der Naturschönheiten Schwabens im Fluge von der nördlichen Gränze des Landes an seine südliche, aus dem Gebirgsthale Badens an den offenen, lachenden Bodensee. Obgleich unser Werk nur den Blick auf zwei seiner schönsten Buchten eröffnet, so wird der Beschauer doch schon aus diesen Bildern, wenn er bedenkt, dass der wogende Wasserspiegel, den er hier zwischen der üppigsten Vegetation lachender Ufer durchschimmern sieht, von der Kette der Alpen in der Ferne begränzt, sich in gleicher Weise sechszehn Stunden weit fortsetzt, begreifen, warum wir Einheimischen so stolz auf dieses unser „schwäbische Meer" sind. Der Verfasser dieser Schilderungen hat nur einmal in seinem bisherigen Leben das Meer gesehen: es war im Kanal, an einem wolken- und windlosen Maitage, als er in einem Zweiruderkahne von Dieppe's Gestade sich auf die hohe See führen liess. Die Wasserfläche, die er der Breite nach überschaute, war nicht ausgedehnter als die Wasserlänge, die man von Lindau aus überschaut, die Wellen gingen nicht höher als auf dem Bodensee, die Stadt Dieppe war von blühenden Aepfelbäumen im Kreise umgeben, wie unsere Städte des See's, und je weiter sie sich von dem Auge des sanft auf der ebenen Meerfläche dahin Schwebenden entfernte, je ähnlicher wurde Stadt und Ufer den wohlbekannten, geliebten Umgebungen des vaterländischen Gewässers. Von süssem Heimweh bezwungen, glaubte er am hügeligen Horizont im Süden die Schneegipfel der Schweizerberge mit seiner Sehnsucht heraufzaubern zu können. Ja, er hatte Mühe, auf dem Meere selbst das Meer zu erkennen. Zu seinem Verdrusse musste er sich sagen,

dass er auf dem heimischen See schon ein lebendigeres Bild des bewegten Oceans geschaut, als hier an seinem Einflusse zwischen Frankreich und England. Zweimal schon war er im Sturm und einmal selbst mit Gefahr über den vom Unwetter empörten Bodensee gefahren; dort schlugen die grünen Wellen in das Schiff herein oder mannshoch an demselben empor, und sein kleiner Nachen flog mit ängstlich gesenktem Segel wie ein Sturmvogel über die Wellen: hier tanzte sein nicht grösseres Fahrzeug ohne Segel im Takte friedlichen Ruderschlages über die Fläche des Meeres, die gar keines Zornes fähig zu sein schien. Unbefriedigt, und von der kleinen Meerfahrt nichts zurückbringend, als eine Anwandlung von Seekrankheit, betrat er das Ufer wieder, stand eine Weile an dem sonnigen Gestade mit gekreuzten Armen und liess über die spiegelblaue Fläche im Geist einen schwarzen Bodenseesturm dahinbrausen, um doch das Meer zum Meere zu machen.

Wir verlassen diese Vergleichung, um uns ganz mit dem Bodensee und der reizenden Bucht zu beschäftigen, welche uns der Künstler vor Augen gestellt hat. Um seine jetzige Schönheit besser zu empfinden, versetze uns die Schilderung eines alten Römers, in der sich freilich viel Täuschung und Unkunde unter die Wahrheit mischt, in die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christus, und sage uns, wie damals dieser jetzt so helle See, dieses jetzt so blühende Ufer gestaltet war.

„Zwischen den Klüften der höchsten Berge — schreibt Ammianus Marcellinus, ein römischer Grieche aus Antiochien, den die Feldzüge gegen die Allemannen unter dem Feldherrn Barbatio in diese Gegenden führten — entspringt der Rhein mit gewaltigem Stoss, bahnt sich über abschüssige Klippen ein Bett, ohne Zuwachs fremder Wasser, und strömt hin mit stürzendem Falle, wie der Nil durch seine Katarakten. Und er könnte vom Ursprung an beschifft werden, da er Ueberfluss an eigenem Wasser hat, wenn er nicht einem rennenden ähnlicher dahin liefe, als einem fliessenden. Und schon ins Freie hinausgetreten und die tiefen Spaltungen seiner Ufer bespülend, tritt er in einen runden (!) und ungeheuern See ein — Brigantia (Bregenzersee) nennt ihn der anwohnende Rhätier — der 460 Stadien (11½ Meilen) lang ist und fast in gleiche Breite (!) sich ergiesst, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, ausser wo jene alte, nüchterne

Römertugend einen breiten Weg angelegt hat: denn die Natur der Oerter und des Himmels Unfreundlichkeit streitet wider die Barbaren. Durch diesen Sumpf bricht der Strom brausend, mit schäumenden Wirbeln, wandelt rasch durch die träge Ruhe seiner Gewässer und durchschneidet sie wie mit einer scharf begränzten Fläche; und, wie ein durch ewige Zwietracht getrenntes Element, löst er sich wieder ab vom See, mit nicht vermehrtem, nicht vermindertem Strome, mit ganzem Namen und ganzen Kräften, und, auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Oceans innerste Tiefen. Und, was gar wunderbar ist, das ruhende Gewässer des See's wird von dem raschen Durchgange nicht bewegt und der eilende Fluss von dem unter ihm schwimmenden Schlamme nicht aufgehalten; beider Stoff vereinigt und vermischt sich nicht; und lehrte nicht der Anblick, dass es wirklich so geschehe, so würde man glauben, keine Gewalt sollte die beiden von einander ferne halten können."

Seitdem ist der See aus einem Sumpf ein helles, trinkbares Wasser geworden und die gleichartig gewordenen Elemente haben sich längst friedlich vermählt. Auch früher schon erschien der See freundlicheren Augen nicht so fürchterlich, und Julius Solinus, der hundert Jahre vor Ammian geschrieben hat, nennt „das rhätische Gefilde reich an Feldfrüchten, fett, ergiebig, geadelt durch den Brigantinischen See."

Der Schilderung des See's und seiner Ufer, so wie den grossen Begebenheiten, deren Zeuge der Bodensee viele Jahrhunderte hindurch war, hat der Verfasser dieser Zeilen ein eigenes Buch gewidmet, auf welches er den Leser, der Umfassenderes zu erfahren wünscht, zu verweisen sich erlaubt. Hier mag aus jener Beschreibung nur das Gegenbild zu dem Gemälde stehen, das der Römer von dem ungeklärten See und seinen ungelichteten Uferwäldern entworfen hat, ein Bild, das die Dichtung am Schöpfungstage dem weissagenden Boten Gottes in den Mund legt: *)

„Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segensreiches Feld;

*) Aus dem Gedichte: „Die Schöpfung des Bodensee's." Handbuch S. 487 ff.

Die Rebe strocket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwerbelad'ne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die des Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht, —
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!

Drum sind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob.
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang;
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehob'ner Brust, o See!
Doch das du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Flut,
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang' vergoss'nem Bürgerblut.

Sei nur getrost, du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und grosse Sagen, süsse Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verlässt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Waage Weltgerichte,
Doch stilles Gnügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen sein,
Dein Volk nährt sich vom eignen Brote
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.

Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen: —
Wohlan, vollende dein Geschick!“

Die seit dem Jahre 1805 mit der bairischen Monarchie vereinigte Stadt Lindau mit ihrem Zubehör ist auf drei Inseln des Obersee's, zwei Stunden von dessen östlichstem Ende, höchst eigenthümlich und reizend gelegen; das letztere inzwischen nur für den Anblick, denn der Bewohner, wenn er nicht auf die Brücke oder an den Hafen geht, wird von der herrlichen Umgegend gar nichts gewahr und findet sich von Häusern ohne alle Aussicht eingeschlossen, wovon nur die Rückseiten ganz weniger Wohnungen, darunter das alte Gasthaus zur Krone, eine Ausnahme machen. Die vorderste Insel, auf welcher die eigentliche Stadt gebaut ist, enthält drei Fünftel vom Flächenraume aller drei Inseln; sie ist durch eine sehr schöne hölzerne Brücke, welche nach Zerstörung der alten durch die Wasserfluthen des J. 1817 durch den Kronenwirth Zaggelmayer um einen sehr billigen Preis hergestellt worden ist, mit dem festen Lande verbunden. Sie mass früher 300 Schritte, wovon aber jetzt funfzig Fuss ausgefüllt sind; ihre Breite ist sehr ansehnlich, ein schönes Geländer schmückt sie, und durch Seitenpfade ist für die Fussgänger gesorgt. Auf der zweiten Insel wohnen, von der Stadt durch einen Graben abgesondert und durch Zugbrücken wieder verbunden, Schiffer, Fischer und Weingärtner; auch stehen hier Salzmagazine und Weinkeltern. Der übrige Theil dieser vorzugsweise sogenannten „Insel“ besteht aus Weingärten und Obstpflanzungen. Die dritte Insel, die „Burg“ genannt, und mit der Stadt durch eine steinerne Brücke verbunden, ist von ganz kleinem Umfange und enthält fast kein Gebäude ausser der kleinen, alten Jakobskirche, die seit der Reformation verlassen steht, zeigt indessen Ueberbleibsel uralter, grosser Befestigungen, die noch immer unbeschädigt, der Stadt zur Schutzwehr gegen den See dienen und, nebst dem Namen „Burg“, den Aufenthalt der Römer auf dieser Insel sehr wahrscheinlich machen. Vielleicht war es der Kaiser Constantius Chlorus, der Gründer von Constanz am entgegengesetzten Ende des Obersee's, der zu Anfang des 4ten

Jahrhunderts auch hier einen Waffenplatz gegen die Allemannen angelegt hat.

„Die Lage dieser dreifachen Insel — wir reden hier mit Ebels Worten *) — ist ausserordentlich schön. Gerade ihr gegenüber öffnet sich das breite, grosse Thal, durch welches der Rhein aus den rhätischen Alpen dem Bodensee zueilt. Die Felsenkette der Schweiz zieht sich auf der rechten Seite dieses Thals bis an den See herab, dehnt sich dicht an demselben in fruchtbaren Vorbergen aus und bildet dessen südliche Ufer, die erhaben, gross und fruchtbar sind. Die linke Seite des Thals wird von den nackten, rauhen Felsen Vorarlbergs begränzt, die sich nach Osten fortsetzen und den See in steilen, hohen Ufern ummauern. Der ganze Theil des See's, der von Lindau östlich sich ausdehnt, bildet ein grosses, schönes, ovales, zwei Stunden breites und fast eben so langes Becken, an dessen äusserem Ende, hoch über demselben, das Städtchen Bregenz schwebt. Nach Westen und Norden breitet sich der See in eine Wasserfläche aus, die wegen ihrer grossen Ausdehnung in Erstaunen setzt. Von Lindau nach Constanz beträgt seine Länge beinahe eilf, und bis an das Ende seines grossen Busens, bei Bodenau und Sernadingen, sechzehn Stunden. Da die westlichen und nördlichen Ufer, unerachtet ihrer Krümmungen, im Ganzen doch eine gerade Richtung halten, so geniesst das Auge den ausserordentlichen Anblick eines Wasserspiegels, dessen Fläche ungefähr vierzig Quadratstunden ausmachen kann. Wenn die Luft nicht sehr hell ist, so spielen in der weiten Ferne die Wellen in dem Horizont, und alsdann besonders begreift man, warum dieser See einst das schwäbische Meer genannt worden ist.“

Herrliche Fernsichten gewähren die Hügel am nordöstlichen Gestade des See's. Je nachdem die Luft dunstig, oder ganz hell, oder von Wetterwolken durchbrochen ist, erscheinen hier die gegenüber liegenden Hochgebirge dem Auge immer wieder in andern Verhältnissen und andern Gestalten: bald nur in Umrissen, wie ein Traum; bald wie eine blaue, lückenlose Mauer mit scharfen Zinnen; bald ziehen sich, bei starkem Licht und Schatten, früher nie entdeckte Thäler in die Gebirge hinein; bald lassen

*) Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Leipz. 1798. 1r Theil S. 2 ff.

Strichregen und vereinzelte Nebelmassen aus der verschleierten Kette nur isolirte Felsenwände, oft von Eis und Schnee starrend, erblicken, und einsame Felsenhörner strecken ihre Spitzen hoch über die Wolken empor. Ein Sonnenblick kann dann oft Wetter und Wolken zerstreuen und die ganze Landschaft in glänzender Schönheit mit Gebirg und Thal plötzlich aus dem Gewitterdunkel hervortreten lassen.

Von Ortschaften erblickt man hier durch ein Fernrohr sehr deutlich die Thürme der Abtei von Sanct Gallen; die Städtchen Rheinegg, mit dem Rheinausflusse, Rorschach und Arbon glänzen unter den übrigen Orten, die das Schweizerufer beleben, jenseits dem breiten Spiegel des See's. Dieser selbst ist von Kähnen und Segelschiffen belebt, wiewohl die Dampfbote, deren drei den Bodensee nach allen Richtungen durchschneiden, solches Leben nicht eben befördern; vielmehr verdrängen sie die kleineren Schiffe, gerade wie die Raubfische die friedlicheren, kleineren und schöneren Bewohner des See's verschlingen.

Zu den schönsten Punkten dieser Art gehören das Landhaus des Kaufmanns Falk und der Ort, wo noch jüngst die Washingtons-Bank stand, kein Denkmal dem Befreier Amerika's gesetzt, wohl aber ein Plätzchen, das der menschenfreundliche baierische General, Freiherr von Washington, auf der Höhe des Weinbergs seiner Villa, die jetzt mit dem Abzug ihres Besitzers in andern Händen ist, jedem Freunde schöner Fernsicht offen gehalten hatte. Auf einem ähnlichen Punkt, etwas näher gegen der Stadt Lindau, bei einem neuen Weinberghäuschen mit einer Bank, hat sich unser Künstler seinen Standpunkt ausersehen, weil er hier die Landschaft besser zusammengerückt und geschlossener fand.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt Lindau stehe die sogenannte Heidenmauer obenan, kolossales Bruchstück einer riesenhaften Befestigung oder eines Thurmes, dem von der Hauptbrücke durch das Thor Eintretenden rechts gelegen, jetzt zwischen angränzende Häuser eingezwängt. Sie ist aus ungeheuern unbehauenen Kieselfelsen gebaut, mag 12 Schritte in die Länge halten, und wurde, als man sie ums Jahr 1760 an den höchsten, verfallenden Stellen renovirte, 8½ Schuh dick befunden. Eine auf irrige Voraussetzungen gegründete, wiewohl ziemlich allgemeine Meinung schreibt ihre Erbauung dem Kaiser Tiberius zu.

Hiergegen streitet neben Anderem schon ihre Bauart, die auch kaum gestattet, sie für eine Befestigung der römischen Feldherren des vierten Jahrhunderts gegen die Allemannen zu halten. Höchst wahrscheinlich war es eine Mauer gegen die Heiden, eine Brustwehr gegen die hunnischen Ueberfälle im zehnten Jahrhunderte: denn die Sitte, mit unbehauenen Steinen aller Art zu bauen, war gerade den früheren Zeiten des Mittelalters eigen. Auch so noch ist sie ohne allen Zweifel, nächst den Substructionen der „Burg", das älteste Denkmal der Stadt, deren Name *(Lintauuia)* zuerst in der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts urkundlich vorkommt, als ein von den Händen leibeigener Knechte angelegter Hof. Im 9ten Jahrhundert soll sodann ein Graf oder Herzog von Rhätien, Adalbert, das jedenfalls uralte Fräuleinstift von Lindau gegründet haben. Im zehnten Jahrhundert verscheuchte ein grosser Brand einen Theil der Einwohner Lindau's. Unter Kaiser Conrad II. kehrten sie indessen zurück und nun hatte die Stadt unter dem Reich ihr eigenes Regiment, stieg aus verschiedenen Feuersbrünsten immer neu empor und wurde schon von dem Kaiser Rudolph von Habsburg eine uralte Reichsstadt genannt. Von ihren Kirchen soll die Peterskirche auf der Insel schon den Brand von 948 erlebt und überlebt haben und die eingegangene Dreifaltigkeitskirche im J. 1241 gegründet sein. Noch älter war die Kirche des Fräuleinstiftes, ihre alte Gestalt ist jedoch sammt dem Stiftsbau und vielen Häusern im Brande von 1728 verschwunden. Das Stift selbst dauerte bis zur Secularisation, und seine gefürstete Aebtissin übte im J. 1780 zum letzten Male das von den römischen Vestalinnen vererbte Recht, einen Verbrecher, den der Scharfrichter schon am Strick hatte, mit dem Messer, das ihr in silberner Schale nachgetragen wurde, abzuschneiden und so von der Todesstrafe zu erlösen.

Im J. 1496 hielt Kaiser Maximilian I. hier einen merkwürdigen Reichstag und leitete von hier aus den nicht sehr glücklich geführten Schweizerkrieg. Vier und dreissig Jahre nachher (1530) errangen die Lindauer Glaubensfreiheit, erklärten sich nach langem Schwanken zwischen Calvin und Luther für den letztern, und seitdem ist die Bevölkerung protestantisch. Damals bereicherte sie ein ausgebreiteter Handel mit Oesterreich, ganz Deutschland, Frankreich und Italien, der jetzt freilich zu einem nicht sehr

bedeutenden Speditionshandel zusammengeschrumpft ist. „Es ist hier", meldet ein Zeitgenosse der Reformation, „eine solche Niederlag und Zukehr von allerlei Gewerbshändeln aus allen Landen, dass gemeinlich alle Samstage (Sonnabende) auf dem Wochenmarkte mehr denn aus acht und zwanzig Städten und Städtlein von neun und mehr Meilen Weges her ohn' Unterlass Leut herbeifahren, dazu ob vierzehenhundert Kärren und Wägen zu dem Thor aus und ein gehen." Damals hiess Lindau, wohl zugleich in Rücksicht auf seine Lage, „das deutsche Venedig." Auch stand wirklich die Stadt immer in einiger Verbindung mit dem „deutschen Hause" jener italienischen Wasserstadt. Der dreissigjährige Krieg machte Lindau zu einer Festung, deren bedeutende Aussenwerke (Karls- und Sternwall) noch dauern. Sie wurde abwechselnd von den verschiedenen streitenden Parteien besetzt; die Stadt litt fürchterlich und die Pest frass über 2000 Menschen auf einmal. Noch im vorletzten Jahre dieses Krieges belagerte der Schwede Wrangel die zu Lindau eingeschlossenen Kaiserlichen zu Lande und mit Kriegsschiffen, die zu Bregenz ausgerüstet worden, zu Wasser. Inzwischen siegten die Lindauer in einem kleinen Seetreffen; erst nach misslungenem Versuche wurde eine Vorschanze erstürmt, und viele Wochen lang hielt die Stadt und ihr kaiserlicher Commandant, Graf von Wolfegg-Waldsee, das Bombardement aus. Wie durch ein Wunder entstand keine Brunst und verlor kein Bürger das Leben; nur ein fremdes, altes Weib ward von einer Granate zerschmettert. Wrangel zog endlich unverrichteter Dinge ab und erst der westphälische Frieden öffnete am 30. Sept. 1648 die Thore Lindau's den Schweden und ihrem Oberbefehlshaber Robert Douglas.

Das Wirthshaus zur Krone ist ein ehrwürdiger Zeuge dieser Belagerung und bewahrt noch eine Kugel derselben auf. Auch im Innern hat dieser gute Gasthof seine alte Gestalt behalten und spricht in weiten, nicht zu hohen Räumlichkeiten eine reichsstädtische Stattlichkeit aus. Im Hauptsaal ist jeder Fensterpfeiler der dicken Mauer noch mit einer Säule versehen. Auf der Hinterseite können die Gäste hier einen Theil des Hafens und See's und, besonders bei günstiger Morgenbeleuchtung, das ganze Gebirge in seiner Herrlichkeit übersehen.

Andere schöne und alterthümliche Gebäude sind das alte

Waarenhaus, die Brodlaube, der Diebsthurm und die schöne gothische St. Stephanskirche, deren Thurm der Blitz im J. 1668 hinweggebrannt hat. Im Uebrigen hat Lindau in der Bauart viel Schweizerisches; die Häuser sind weniger hochgiebelig als bei uns, dagegen breiter; die obern Stockwerke und das Dach bilden einen starken Vorsprung.

Der Hafen ist immer noch, trotz des geschmälerten Handels, ziemlich belebt, die nächsten Ufer erheitern schöne Landhäuser, und wenn die Stadt durch ihre abgeschnittene Lage etwas Kerkerartiges hat, so müssen ihre Bewohner auch den Zauber der sie umblühenden Natur, zu welcher die Brücke sie hinüberträgt, wann sie wollen, mit verstärkter Lust empfinden.

Der Untersee mit Constanz.

Gern hätten wir die Freunde Schwabens von Lindau aus die vielen reizenden Punkte besuchen lassen, welche rechts und links an den Ufern des Obersee's den Blicken des Reisenden zuwinken, jeder eigenthümliche Naturschönheiten entfaltend und jeder seine eigene, mannichfaltige Geschichte erzählend: am deutschen Ufer das uralte Wasserburg, Langenargen mit dem ausgebrannten Schlosse des stolzen Grafen von Montfort, die alte Reichsstadt Buchhorn (Friedrichshafen) mit einer Schatzkammer von spiessbürgerlichen Spässen; das Schloss von Friedrichshafen, die anspruchslos schöne Sommerwohnung des Königs von Württemberg, das gethürmte Meersburg mit seinen Felsenschrunden, Ueberlingen mit den stattlichen Thürmen, dem schönen Bade, den räthselhaften Heidenlöchern; dann in dem tief landeinwärts eindringenden Seebusen, der nach dieser Stadt den Namen führt, Hohenfels, die Burg des Minnesängers, das vom Handel belebte Sernadingen (Leopoldshafen) und gegenüber das sagenreiche Schloss Bodmann. Wiederum von Lindau aus links gewendet, wo das Schwabenufer nach der Schweiz einbiegt, die schöne bergan steigende Stadt Bregenz mit ihren malerischen italienischen Dächern, der äusserste Vorposten des von hier aus bis an Hadria's jenseitiges Ufer ununterbrochen sich streckenden Oesterreichs; der Gebhardsberg auf seinem schroffen Felsen mit der Uebersicht des See's und dem

tiefen Blick ins Rheinthal und den Complex der Graubündtner Gebirge; dann der Rheinausfluss mit Rheineck, und weiter auf der Schweizerseite das freundliche Rorschach, Romanshorn, Arbon, das *Arbor felix* der Römer, ihre erste Fruchtbaumpflanzung in der Gegend, mit seinen mittelalterlichen Riesenmauern, in deren Ring der unglückliche Conradin die letzte Rast in Deutschland hielt; endlich eine Menge von Burgen auf den benachbarten Schweizerhügeln, deren jede von einem andern Rittergeschlecht oder einem andern Sänger meldet. — Das Alles müssen wir bei Seite lassen und mit unsern Freunden auf einem der bequemen, wenn auch nicht glänzenden Dampfbote uns auf den Fittigen des Rauches den See entlang, an Constanz vorbei, durch den Rhein an den Untersee tragen lassen; eine Fahrt von zwölf Stunden, die in vieren zurückgelegt wird, während die herrlichsten Gegenden wie Träume an uns vorüberfliegen.

Der frohe Stoss, der unsern Nachen treibet,
Er geht durch Berg und Thal,
Sie fliegen hin, die Ruhe thront und bleibet
Nur in des Aethers Saal.

Und heller glänzet im Vorüberschweben
Der Thurm von Dorf und Stadt,
Die Firnen glüh'n, die niedern Hügel beben,
Umwallt von Blüth' und Blatt. *)

Den Untersee selbst, an dessen Ufer wir uns vor diesem Bilde befinden, betrachten wir in seiner ganzen Ausdehnung erst von Hohentwiel herab, und zwar in Vogelperspective; hier kehren wir uns, über seine Wellen hinweg, der Stadt Constanz und im Hintergrunde noch einmal dem Obersee und den Schweizergebirgen zu. Der Standpunkt, den der Künstler sehr glücklich und ergiebig gewählt hat, ist die Anlage, die vom Arenenberg ausgeht, dem bekannten Napoleonidenschlosse auf Thurgauischem Boden, das seit langer Zeit der Ruhesitz der Prinzessin Hortensia ist.

Das stattliche Dorf, das hier im Vordergrunde erscheint, ist der schweizerische Marktflecken Ermatingen, der schon in einer

*) Aus dem „Gesellschaftslied auf dem Schiffe.“ Handbuch S. 519.

Urkunde des achten Jahrhunderts, wenn dieselbe anders ächt ist, mit seinem ursprünglichen und vollständigen Namen „Erfmüottingen", als Tafelgut der fränkischen Könige, und mit Land und Leuten von Karl Martell dem neuen Kloster Reichenau vergabt erscheint. Eine halbe Stunde weiter oben, links von dem Thurme des Dorfes, kommt, gleichfalls am Schweizerufer des Untersee's oder eigentlich des hier ausfliessenden Rheinstroms gelegen, das altersgraue, starkbefestigte Schloss Gottlieben zum Vorschein, das Bischoff Eberhard von Waldburg im J. 1250, als das deutsche Reich nach Friedrichs II. Tod ohne Haupt war, auf seine Faust erbauen lassen. Er verlegte hierher, aus Missmuth über die Stadt Constanz, seine Residenz und baute da eine bald wieder zerfallende Brücke über den Rhein, um die Stadt an Zoll und Gewerbe zu schädigen. Doch alle Schicksale dieser Burg vergisst man über zweien ihrer Bewohner. Denn während des Costnitzer Concils sassen hier nach einander der Märtyrer Huss und der, dessen Opfer er geworden war, der unwürdige, entsetzte Papst Johann XXIII., gefangen; der erstere, dem Kaiser Sigmund in einem ganz zärtlich lautenden Geleitsbriefe des Reiches Schutz versprochen hatte, wie ein gemeiner Verbrecher in eiserne Fussbänder gelegt und die Nacht über an einem eisernen Armband an die Wand geschmiedet.

Hinter diesem Schmerzenslager Hussens steigt die Stadt Constanz empor, mit den Thürmen der Kirche, in welcher er verdammt, und mit der Brandstätte vor dem Thore, das herwärts nach Gottlieben führt, auf welcher er dem Flammentod überliefert wurde. Bei diesen Erinnerungen zwingt uns die Geschichte zuerst zu verweilen, so oft wir Constanz erblicken. Alles Andere verbleicht vor dem Wiederscheine dieses grässlichen Feuers. Dort, in den Hallen jenes Domes, ward am 6. Juli 1415 das feierliche Verdammungsurtheil über den Ketzer Huss ausgesprochen, dort riss dem Gerechten, als er auf den Knieen für seine Freunde gebetet hatte, von sieben ihn umringenden Bischöffen einer den Kelch aus der Hand und redete ihn als den verfluchten Verräther Judas an, und die sechs andern zogen ihm die Priesterkleider aus, setzten ihm die mit Teufeln bemalte spitzige Papiermütze auf und begrüssten ihn als Erzketzer. Und Kaiser Sigmund erhub sich, rief den Beschirmer des Concils, den Churfürsten und

Pfalzgrafen am Rhein, und sprach: „Weil wir das Schwert nicht umsonst tragen, sondern zur Strafe über die, so Böses thun, so nehmet diesen Mann, Johann Huss, und strafet ihn, wie einem Ketzer gebührt.“

Wenden wir uns zur Richtstätte vor dem Thore. Dort steht der Holzstoss schon aufgerichtet. Betend und singend kommt Huss heran und sieht mit Lächeln, wie man seine Bücher verbrennt. Die Henker fassen ihn und schmieden ihn mit der rostigen Kette an den Pfahl; Stroh und Holzbündel werden ihm um den Leib gelegt. „Heilige Einfalt!“ ruft der Märtyrer, als er ein altes Weib geschäftig Späne hinzutragen sieht. Schon lodert das Feuer hell auf, mit heller Stimme fleht Huss um Erbarmen — zu Jesus Christus. Dreimal sieht man ihn die Lippen hinter den Flammen zum Gebet bewegen; dann erstickt der Rauch seine Stimme und sein Leben. Die Wuth der Henker spaltet sein Haupt und brät sein zerstückeltes Herz. Seine Asche wird zusammengekehrt und in den Rheinstrom geworfen.

Ihm folgte am 30. Mai 1416 sein Schüler Hieronymus von Prag auf dem Scheiterhaufen. Er ward mit nassen Stricken und einer eisernen Kette um den nackten Leib gebunden. Als der Henker das Feuer vom Rücken anzünden wollte, sprach er muthig: „Tritt hervor und zünde das Feuer vor meinen Augen an!“ Dann fing er den Lobgesang an zu singen, bis die Flamme über ihm zusammenschlug. „Nicht Mucius Scävola hat standhafter seine Hand ins Feuer gehalten, nicht Sokrates den Giftbecher so gelassen ausgetrunken,“ fügt ein edler Augenzeuge, der Florentiner Poggio, seiner brieflichen Schilderung bei.

Wer wird nach solchen Scenen noch von der Pracht und Augenlust dieses Concils hören wollen: wie viel hundert Kardinäle und Kirchenprälaten, wie viel tausend Fürsten, Grafen und Edelleute hier versammelt waren; wie viel wandernde Pastetenöfen in der Stadt circulirten; wie viel fahrende Dirnen für die Lüste dieser Ketzerrichter sorgten? Selbst Papst Johanns Flucht und Herzog Friedrichs Acht und die Papstwahl vermögen unser Interesse nicht mehr zu erregen: wir kehren uns mit Abscheu von dieser ganzen Zeit ab, unbefleckteren Jahrhunderten zu.

Constantia ist eine römische Schöpfung. Als Kaiser Constantius Chlorus, ums J. 304 bei Langers von den Allemannen

eingeschlossen, sich durchgeschlagen und dem Rheine genähert hatte, besiegte er denselben Feind bei Vindonissa und ersah sich an diesem Strome, auf helvetischer Seite, der schmalen Erdzunge gegenüber, die zwischen dem Untersee und Obersee hinläuft, davon der Rhein aus dem letzteren tritt, einen Punkt, um auf dieser von Natur schon festen Stelle ein Kastell zu bauen. Kein Schriftsteller, keine Inschrift, keine Münze nennt diese Gründung; sie dauert allein in ihrem Namen fort. Als aber der Schwede Horn im J. 1632 Minen gegen das belagerte Constanz zu graben anfing, da stiess er vor dem Kreuzlinger Thore auf die alten römischen Rippen der Stadt. Ungeheure Substructionen und die kolossalen Bogen einer steinernen Brücke, Zeugen von weit breiterem Wasserstande des Rheins in jener alten Zeit, traten ans Licht; Alles wies auf eine gewaltige, für lange Dauer berechnete Befestigung hin. In diesem römischen, später allemannischen Constantia gewann unter fränkischer Oberherrschaft zuerst der christliche Cultus in der Mitte des 6ten Jahrhunderts eine feste Stätte am Bodensee, als der austrasische König Clothar I. das Bisthum dorthin verlegte, das bis dahin zu Vindonissa (windisch) bestanden hatte. Kaiser Karl der Grosse zeigte, auf dem Wege nach Rom zur Kaiserkrönung, sein gefeiertes Antlitz dem See zu Constanz, das jetzt schon eine Stadt heisst und in der Marienkirche eine Kathedrale besitzt, zu der sich im neunten Jahrhunderte die St. Stephanskirche gesellt. Im Beginne des 12ten Jahrhunderts wird zu Constanz ein Reichstag gehalten; um dieselbe Zeit widersteht es muthig einem grossen Heere von Baiern und Sachsen, die der Reichsverweser Heinrich der Stolze, ein Welfe, herangeführt. In seines Reiches freier Stadt Constanz thronte mit seinen Fürsten Friedrich der Rothbart vom 11ten bis zum 23. März 1153 und hörte die Klagen mailändischer Männer über die Tyrannen ihres Vaterlandes gnädig und zur Hülfe bereit an. Zu Constanz empfing er im J. 1183 die goldenen Schlüssel der italischen Städte. Dreissig Jahre nachher erschien Friedrich II. vor Constanz, das entscheiden sollte, wer die erste Krone der Welt zu tragen hätte. Es öffnete seine Thore dem Hohenstaufen, und der Gegenkönig Otto, von Ueberlingen herbeieilend, fand sie verschlossen.

Die Reformation verunglückte in Constanz, so reissend sie begonnen, so wild Hussens Manen mit Klostersturm und Kirchen-

raub, ja mit Versenkung eines Heiligenleichnams in den See (1529) geopfert worden war. Die Stadt wurde (1548) von den kaiserlichen Spaniern nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt und verlor ihre Reichsfreiheit (1549).

Im dreissigjährigen Krieg erschienen Gustav Horn und, von Hohentwiel aus, der Württemberger Wiederhold vor Constanz, Beide vergebens. In der spätern Zeit zog sich, wie vom ganzen Bodensee, so auch von dieser Stadt, die Weltgeschichte zurück, ihre Einwohnerzahl, die zur Zeit des Concils mit den Fremden 80,000 betragen, schmolz auf etwa fünftausend zusammen, und nur die Gebäude der verödeten Stadt mahnen noch an die alte Herrlichkeit. Kaiser Joseph II. suchte ihr durch noch heutzutage blühende Fabriken von Manufacturisten, Uhrmachern und Juwelirern aufzuhelfen (1777); unter badischer Landesherrlichkeit wurde sie der Sitz des Seekreis-Directoriums, und der deutsche Zollvertrag verspricht ihr endlich ein erneuertes Aufblühen. Die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt ist die Domstiftskirche, wie die meisten alten griechischen Tempel in Kreuzform gebaut, mit einer uralten, nun in einen Weinkeller verwandelten Krypta unter dem Chore. Das hohe Kirchengewölbe wird von 16 Säulen getragen, deren 18 Fuss hohe Schäfte aus einem Steine sind. Die zwei gegen Abend stehenden hohen, viereckigen Thürme, oben verbunden und mit eisernem Geländer eingefasst, beherrschen die Stadt, die beiden Seen und das Gebirge, und gewähren eine der herrlichsten Rundsichten. Sie sind seit dem Brande 1511, wo zehn Glocken zerschmolzen, neu aufgeführt. Der Haupteingang der Kirche zeigt auf seinen Thorflügeln aus Eichenholz die Lebensgeschichte Christi in bewundernswürdiger Arbeit. Hinter der Domsacristei ist unter einem sehenswürdigen Saal eine Kapelle mit Wandgemälden aus der Zeit und Schule von Martin Schön, in der untern Sacristei ein schätzbares Altargemälde aus Albrecht Dürers Zeit. In der Nebenhalle und im Innern des Domes sieht man Grabmäler berühmter Männer; das hölzerne Bild, das die Kanzel trug, wurde fälschlich für Huss gehalten und so lange beschimpft, bis man es in der neuesten Zeit entfernen zu müssen glaubte.

Sehenswerth sind ferner die Sanct Stephanskirche mit guten Bildhauerarbeiten Hans Morings vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts, das städtische Rathhaus, das Kaufhaus, in welchem auf

dem Concil Papst Martin V. im J. 1417 gewählt worden, wie eine gleichzeitige Inschrift bezeugt; das Haus in der St. Pauls-Strasse, wo Huss ergriffen ward; der Friedhof, in welchem 1183 der Frieden Barbarossa's mit den italischen Städten geschlossen worden; die uralten Gebäude „Malhaus" und „hohes Haus"; das alte Dominikaner-Kloster (jetzt die Macaire'sche Fabrik) mit einer herrlichen alten Kirche und dem Grabmale des auf dem Concil verstorbenen berühmten Philologen Emanuel Chrysoloras von Constantinopel, und dem abscheulichen Gefängniss des Märtyrers Huss; die alte Pfalz mit der herrlichen Aussicht auf den See; die hölzerne Rheinbrücke mit steinernen Pfeilern, seit ihrer Erbauung im zwölften Jahrhundert viermal zerstört oder abgebrochen, im J. 1802 in den jetzigen Stand gesetzt; das alte Benedictiner-Kloster Petershausen auf dem rechten Rheinufer, mit leider verschwindenden Baudenkmalen.

Constanz ist der Wohnort des berühmten, edeln Prälaten, Freiherrn von Wessenberg, und der sehr ausgezeichneten Malerin, Fräulein Marie Ellenrieder. Jener öffnet dem Fremden seine schöne Gemäldegallerie, diese ihr Attelier mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit.

Noch sind Vorstadt und Chorherrnstift Creuzlingen, in herrlicher Lage, und eine andere Vorstadt von Constanz, das Paradies, zu erwähnen, ein kleines, von etwa 60 Familien bewohntes Dörfchen von Gärtnern, Hirten und Fischern, deren Sprache, Kleidung und Sitten von den städtischen ganz verschieden sind, die sich aber von einem überaus fruchtbaren Boden redlich und hinreichend nähren.

Des Wanderers Paradies aber ist die ganze herrliche Gegend, von den üppigen Ufern des Untersee's an bis zu dem majestätischen Hochgebirge Vorarlbergs und Tyrols, das hinter dem durchschimmernden Obersee und dem felsigen Bregenzer Walde dieses schöne Bild begränzt.

Hohentwiel und das Hegäu.

Kein passenderer Punkt liess sich ausfindig machen, um mit und auf ihm von dem schönen Schwabenland in diesem Werke

Abschied zu nehmen, als der seltsame Porphyrfels, der auf seiner äussersten Gränze gegen Süden, in trotziger Gebrechlichkeit hingelagert, mit andern ähnlichen Brüdern, doch schon seit mehr als einem Jahrtausend mit Mauern gekrönt, als Markstein bei seinem Eingang auf der Schweizerseite steht und in spätern Jahrhunderten, bis an den Beginn des jetzigen, das Land auch wirklich gehütet hat.

Nach Süden und Norden, nach Osten und Westen liegt Oberschwaben auf dieser Felskuppe zu unsern Füssen; ja, was wir hier*) von Land überschauen, bis nach den Schneebergen hin, tief in die Schweiz hinein, war einst von dem vereinigten Volke der Schwaben-Allemannen bewohnt und besessen:

Wir stehen auf den Zinnen der Felsenveste Twiel,
Da treibet auf der Ebne der Blick ein weites Spiel,
Durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte,
Hier ist kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette.

Das Land der Allemannen, mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen —
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen. **)

Wirklich ist hier nicht nur die Fernsicht auf das ganze Alpengebirge, von den Walliser- und Berneralpen bis zu den fernsten Tyrolergipfeln, höchst grossartig, sondern auch die entgegengesetzte Aussicht auf die Hohentwiel umringenden, isolirten Bergeskuppen, besonders aber der Niederblick über den See und die Ebene hin, lachender und reizender als irgendwo. Die bedeutende Höhe des Felsenberges erlaubt freilich über die zu seinen Füssen ausgebreitete Landschaft nur eine Art von Landkartenaussicht; doch geben ihr die Menge von Dörfern und Städten den gehörigen Wechsel; man überschaut zu gleicher Zeit nicht etwa blos, wie auf niedrigeren Höhepunkten, einzelne Abschnitte, die nur aus Feldern oder nur aus Wäldern bestehen, sondern Feld wechselt mit Wiesen und Wald, Hügel mit Thälern, Ruinen mit erhaltenen Burgen und Lustschlössern, Städte und stattliche Klöster mit Dörfern und unzähligen malerisch gelegenen Höfen.

---

*) Nicht auf dem Bilde; s. unten.

**) „Die Kammerboten in Schwaben.“ G. Schwabs Gedichte II, S. 182.

Den reizendsten Anblick aber gewähren die Ufer des See's, auf deren ununterbrochenes Garten- und Rebengelände kein Hügel (sie liegen alle zu tief, sie sind zur Ebene geworden) den Hinunterblick zu hemmen vermag. Der Obersee verliert sich hier breitverkürzt in blauer Ferne; nur die unterste Erdzunge zwischen Ueberlingen und Sernadingen streckt sich dem Auge entgegen. Desto vollständiger übersieht man hier den Untersee, der vom eigentlichen Bodensee durch den auf eine Stunde Weges wieder zum Strome gewordenen Rhein getrennt, mit seinem eiförmigen Bassin ganz ausgebreitet vor den Augen des Wanderers liegt, und dessen Mitte den schwimmenden Garten der Reichenau trägt, über den die Natur ihr ganzes Füllhorn von Segen ausgeleert zu haben scheint. Auch die Ufer dieses See's sind unendlich reich und mannichfaltig; eine Menge Dörfer, die Städte Radolphszell und Steckhorn, im Hintergrunde das stolzere Constanz, fassen den Rand ein. Aus dem südlichen Ende des See's sieht man den Rhein, halb Strom, halb See, sich bis zur Stadt Stein fortwälzen, dort, von engern Ufern aufgenommen und wieder entschieden zum Fluss geworden, sich nach Diessenhofen hinabschlängeln, der Stadt Schaffhausen und seinem Felsensturze in jugendlichem Uebermuth entgegeneilend. Hinter ihm bewaldete Hügel, Vorläufer des Jura, erhoben über die andern der Baiernberg, an seinem Fusse das hochgelegene Schloss der Zürcherischen Stadt Regensberg noch sichtbar. Hinter dem See, dem Fluss und den Hügeln des Thurgau's, des Zürcherkantons und des Aargau's steigen die Alpen auf; links die Tyroler in blaue Ferne gerückt; auch der Sentis tritt seitwärts; den Mittelgrund beherrschen hier die weissen Häupter des Glarnisch, des Dödi und der andern Gebirge von Uri und Unterwalden, in breiten Massen und geschiedenen Gipfeln; rechts heben sich, schneeweisser und spitzer als alle übrigen, die Berneralpen Schreck- und Wetterhorn, Jungfrau und Mönch hoch ins Blaue empor; hinter dem näheren Pilatus verlieren sich die Walliserberge in Dunst und Wolken.

Diese Aussicht hätte sich indessen nicht in ein Bild, nicht in drei, zusammenfassen lassen, und da der Künstler den Bodensee mit Fernsichten wiederholt für unser Werk dargestellt hat, so zog er hier mit Recht den Anblick dem Hinausblicke vor, und hat uns eine willkommene Ansicht von Hohentwiel und den übri-

gen, so malerisch gestalteten Burgen des Hegäu's gegeben. Er war sehr überrascht, hier die Formen des italienischen Hochgebirges wiederzufinden, Berggestalten und Gruppen, wie sie sonst in ganz Schwaben nicht wiedergefunden werden. Sein Standpunkt, von welchem aus er so viele Burgen in einem Blicke zusammenzufassen wusste, war selbst eine alte Burg (Rosenegg); der ganze Nordwesten des Hegäu's *), mit Hohenstoffeln, Hohenhöwen, Staufen, Hohentwiel (das den Mägdeberg hier bedeckt) und Hohenrähen liegt vor unsern Augen; nördlich streckt sich das tiefere Land hin, und wo auch dieses gegen den Horizont in die Höhe steigt, wird das Städtchen Aach sichtbar.

Von allen diesen Burgen betrachten wir zuerst den Kern unsers Bildes, Hohentwiel. Wer auf diesem steilen Fels zuerst eine Burg erbaut und ihr den Namen Twiel gegeben hat, weiss Niemand. Sollte der Name *Duellium* urkundlich sein, so wiese dieser auf römischen Ursprung hin. Geschichtlich erscheint der Berg zuerst im zehnten Jahrhundert, in der Empörung der Kammerboten Erchanger und Berchtold, wo diese kühnen Vasallen, kurz vor ihrem Sturze, den Berg besetzen und befestigen. Erchangers Gemahlin Bertha behielt den Berg als Leibgeding. Am Schlusse dieses Jahrhunderts hauset darauf die schöne, strenge, gelehrte Herzogin Hadewig von Allemannien, die jungfräuliche Wittwe Burkhards II., und lässt sich von dem blühenden Pförtner des Sanct-Galler Klosters, Eckehard, in den alten Römern und Griechen unterrichten, ohne dass sich die Verläumdung an ihren Ruf wagte. Von dort herab herrschte die Männin, bis Allemannien oder Schwaben wieder ein Herzog gegeben ward. Damals stand auf Twiel ein von unbekanntem Gründer gestiftetes, von ihrem Gemahl erneuertes Kloster, das aber unter Kaiser Heinrich II. (im J. 1003) in das mildere Stein am Rhein hinab verlegt wurde. Twiel blieb inzwischen ein festes Schloss. Schon um diese Zeit schrieben sich Dienstmannen der Burg Herren von Twiel, die auch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheinen, während das Schloss selbst noch immer Eigenthum der Herzoge von Schwaben war. Erst nach Conradins unglücklichem

*) Diess ist der Name eines allemannischen Gaues zwischen der Donau und dem Untersee. Er hat sich im gemeinen Sprachgebrauch erhalten.

Ende gab sie der Kaiser Rudolph als ein heimgefallenes Schwabenlehen dem Hause seines Kanzlers Heinrich von Klingenberg. Bei diesem Geschlechte blieb sie, bis im J. 1515 auch ein Heinrich von Klingenberg dem Herzog Ulrich von Württemberg das Oeffnungsrecht und dem Vertriebenen auch den freien Gebrauch der Veste überliess, und Johann Kaspar von Klingenberg sie im Jahre 1538 ganz an diesen Herzog verkaufte. Seitdem ist sie, mitten im fremden Lande, immer in Württembergs Händen geblieben, hat im 30jährigen Kriege durch Wiederholds unsterbliche Vertheidigung und auch im spanischen Erbfolgekriege ihre Ehre bewahrt und erst im französischen Revolutionskriege schimpflich verloren, wo die unbezwingliche Festung von zwei schwachsinnigen Alten mit ihrer Invalidenbesatzung dem vorübereilenden und gar nicht ernstlich verweilenden General Vandamme überliefert und von den Erbfeinden Deutschlands sofort zertrümmert ward (Mai 1800).

Besteige der Leser mit uns die grossartigen Trümmer, an deren Fusse, auf halber Höhe des Berges, ein braves Gasthaus, das mit der Försterwohnung und einigen andern Häusern, den sogenannten „Maierhof" der Veste bildend, an die steile Felsenwand sich lehnt, willkommene Rast gewährt. Bis dahin bekleiden auch Reben den sanfteren Abhang des Berges auf der Sommerseite und gewähren dem Burgbesteiger einen nicht zu verachtenden Labetrank. *)

Von diesem Hofe schreitet man, am Gottesacker vorbei, die Höhe, die von hier an aus lauter schroffen Felsen besteht, hinan, auf einer wohlgepflasterten Heerstrasse. So gelangt der Wanderer in weniger als einer Viertelstunde an den ersten Eingang der Festung, nachdem sich schon rechts und links die schönste Aussicht eröffnet hat. Zwei Gewölbe führen uns hier in den Vorhof; dann geht der Weg durch ein Portal zur ersten Zugbrücke der Veste. Die Ruinen, die hier zur linken Seite stehen, waren einst Kaserne, Wirthshaus, Wohnung des Arztes; zur rechten befanden sich die Wohnungen einiger Officiere. Die Mitte des Thorhofes bildete einen geräumigen Platz, in welchem noch der schön-

*) Bei der Topographie der Trümmer gründet sich unsere Darstellung auf eine erschöpfende briefliche Mittheilung des Herrn Pfarrvicar Schönhut von Hohentwiel.

ste, jetzt theilweise verschüttete Ziehbrunnen der Burg gefunden wird. Der immer steiler werdende Weg führt nun zu einer zweiten Zugbrücke, die ein starker Pfeiler stützt. In der Nähe geniesst man hier an einer Schanze abermals eine umfassendere Aussicht und steht an einer senkrechten Felswand von wohl 400 Schuh, an deren Fuss sich die Strasse den Berg hinanzieht. Hier kommt der schöne Natrolith zu Tage, der eine seltene Zierde dieses Berges bildet. Ein Blick umher zeigt die lieblichste Gruppirung der Burgen Staufen, Stoffeln, Höwen, Mägdeberg. Jetzt erwartet uns die dritte Zugbrücke, in deren Nähe die Handwerksleute der Festung wohnten. Jenseits der Zugbrücke stand rechts das Haus des Commandanten, links erblickt man die Ruinen eines Gebäudes, an dem oben noch das Stück eines schönen Säulenknaufes sichtbar ist, und das sich in einem Halbkreis um die südöstliche Seite der Burg herumzieht. An diese Kaserne heftete sich noch der Name „Klosterbau", der an uralte Zeiten erinnert. Der Name wird gerechtfertigt durch den schöngewölbten Gang, der sich unter dem Gebäude hinzieht, aber grösstentheils verschüttet ist. An verschiedene Gebäude schliesst sich sodann die Kirchenruine, die von verhältnissmässig grossem Umfange ist und in deren offene Fensterwölbungen der Himmel hoch hereinsieht. Am besten erhalten ist der Thurm, einst noch um ein Stockwerk höher, von welchem zehn Glocken ins tiefe Thal hinab erklangen. Diese Kirche war von dem frommen Wiederhold ganz aus feindlicher Beute erbaut und begabt worden. Alle die bisher beschriebenen Gebäude umschliesst ein schöner Hofraum, der zum Paradeplatz der Besatzung diente und in dessen Mitte eine hohe Linde grünte, die leider auch unter den rohen Händen der Burgzerstörer fiel.

Von einer kleinen Bank, welche die lieblichste Aussicht auf den See und die Schweizergebirge gewährt, lässt sich hier die Runde um die übrige Burg vollenden. Ein kleines, gegen Südwesten gekehrtes Portal führt hier zu einer Leiter. Diese hinabgestiegen, steht man auf dem obern Theile des sogenannten Rondels; eine runde Oeffnung führt weiter hinab auf eine halbzerstörte Wendeltreppe, die in das Innere eines Bauwerkes führt, dessen Structur bei weitem interessanter ist, als alle übrigen Theile der Burg. Das backsteinerne Gewölbe hat ganz die Form

einer kleinen Citadelle; ringsum sind Schiessscharten angebracht, in welchen früher Kanonen gestanden zu haben scheinen. Der Bau war von solcher Festigkeit, dass selbst die Zerstörung der Eroberer hier ihre Absicht nur unvollkommen erreichen konnte. Diess Rondel stammt, seiner Bauart nach zu urtheilen, wenigstens aus den Zeiten Herzogs Ulrich von Württemberg. Es bildete den grössten Thurm der Veste, welcher wahrscheinlich an die Stelle eines nicht weit entfernten älteren Thurmes trat, der die Bestimmung hatte, die hier weniger abschüssige Seite der Festung gegen feindliche Angriffe zu decken. Später wurde diess Rondel zu einem Laboratorium verwendet, weil es mit den übrigen Festungswerken weniger in Verbindung stand. Schon um der Aussicht willen, die eine seiner wohlerhaltenen Fensteröffnungen bietet, ist dieses Gewölbe des Besuches werth. Man sieht hier in behaglicher Sicherheit über die westliche Felsenwand hinab, welche die allersteilste des Kegels ist. Uns zu Füssen liegt die untere Veste, deren Trümmer man nirgends in so trauriger Gruppirung vereinigt überschauen kann, wie hier. Von dem Rondel emporgeklommen, wenden wir uns zuerst einem der Fensterbogen zu, wo uns ein eigenthümlicher Ausblick erwartet. Den Vordergrund bildet hier die Ruine Rosenegg. Eine Frau dieses Geschlechtes, verehelichte Freifrau von Thengen, hat im Schwabenkriege bei der Belagerung von Thengen durch die Schweizer auf dieselbe Weise Treue an ihrem Ehegemahl bewiesen, wie die Weiber zu Weinsberg, und die Geschichte berichtet uns ein Mann, welcher der Begebenheit im Jahre 1499 als Augenzeuge zugesehen hat. Zum schönen Hintergrunde dient der Burg Rosenegg die Gebirgskette der Schweiz. Die Wanderung durch die Felsruine führt jetzt um die Kanten eines schon früher erblickten viereckigen Gebäudes herum; hier führt ein Durchbruch zu dem eingegangenen Thurme, dessen oben Erwähnung gethan worden ist. Von dieser Oeffnung geht man gerade dem Gebäude zu, das den Namen der „fürchterlichen Burg“ führt, an bedeutenden Trümmern vorüber, wo die Windmühlen gestanden haben sollen, die Wiederhold errichtete, als die Mahlmühle von den Oesterreichern zerstört worden war. Ein kleiner, auf einem Felsen ruhender Durchgang führt in jene „Burg“, welche die höchste Spitze des Bergkegels bildet. In ihrem Hofe öffnet sich eine köstliche Aussicht

durch das Hauptportal der Burg, das die Jahrszahl ihrer Erbauung, 1554, trägt: wie von einem Rahmen eingeschlossen steigt hier aus der Tiefe der unserer Veste verbrüderte Kegel des Krähenberges empor, der für sich allein gesehen nirgends, selbst auf unserem Bilde nicht, wo er doch so vortheilhaft hinter seinem Bruder in schwarzem Schatten hervorragt, so malerisch gesehen wird; durch das Gemach, das sich dem Portale anschliesst, erblickt man, als ein zweites reizendes Bild, das Städtchen Aach.

Diess ist die Stelle, wo, nach dem Plane des für seinen Wohnsitz begeisterten und unermüdlich thätigen Pfarrverwesers von Hohentwiel, Wiederholds Denkmal aufgerichtet werden soll*), und für uns der beste Ort, von diesem heldenmüthigen Vertheidiger Hohentwiels zu sprechen.

Conrad Wiederhold, 1598 zu Ziegenhain in Hessen geboren, im 17ten Jahre als gemeiner Reiter in hanseatische Kriegsdienste getreten, im Dienste der Republik Venedig mit der Behandlung des groben Geschützes vertraut geworden, seit 1619 württembergischer Rittmeister, wurde, nach ruhmvollen Kriegsthaten in Folge der unglücklichen Nördlinger Schlacht (1632), auf Hohentwiel gesetzt, diess Kleinod seinem Herzog zu erhalten. Bald war Schwaben von den kaiserlichen Heeren überschwemmt, alle Vesten des Landes waren gefallen; nur Twiel stand wie ein einsamer Fels in dem tobenden Meere fest. Vierzehn Jahre vertheidigte er den Platz gegen die verschiedensten Heere; im Flug überfiel er die feindliche Nachbarschaft auf viele Meilen weit, jetzt Heiligenberg beim See, jetzt Wildenstein an der Donau, schlug einen Sturm der Kaiserlichen, die schon in den Vorhof seiner Veste gedrungen waren, glücklich ab, widerstand mit nicht geringerem Muthe dem wiederholten Befehle seines von den Feinden bedrängten und freien Entschlusses beraubten Herzogs, die Festung zu übergeben, trotzte den Spaniern, die auf der Ruine Staufens Posto gefasst hatten, den Kaiserlichen und dem Rathe der Stadt Schaffhausen, die ihn theils mit Waffen, theils mit Worten belagerten, überrumpelte und

*) Es wird aus einer in Eisen gegossenen Büste Wiederholds bestehen, die ein Fussgestell aus Steinen der Burg erhält, zu welchem noch zwei vorhandene Denksteine mit einer Inschrift vom J. 1649 verwendet werden. Die Büste selbst soll zunächst auf einen alten Säulenknauf zu ruhen kommen.

eroberte durch eine glänzende Waffenthat das nahe Ueberlingen und füllte unangefochten „Bauch und Seckel“, wie seine Feinde klagten, vom Raube der Umgegend. Er hatte die Freude, die Veste wohlbehalten und wie im Friedensschmucke glänzend im Jahre 1648 seinem Herrn zurückzugeben. Noch einmal ritt der fröhliche Held von seinem Berge hinunter nach Ueberlingen, seinen guten schwedischen Freunden Valet zu sagen und die Geschütze in Empfang zu nehmen, welche sie seinem Herzog als Geschenk bestimmt hatten. Dann zog er sich in den Friedensdienst zurück, baute sich ein hübsches Schloss zu Neidlingen am Fusse des Reissensteins, den der Leser aus unserm Werke kennt, und liegt zu Kirchheim an der Teck, wo er als Obervogt 1667 starb und nun auch ein Denkmal erhalten hat, begraben.

Nach dieser vom Orte selbst gebotenen Abschweifung schicken wir uns an, die Wanderung durch die Trümmer der Festung zu vollenden. Zunächst am Portale befindet sich der Rittersaal mit der Aussicht auf die Burgen, den See und die Gebirge. Wir übergehen einige Gemächer und Gewölbe, steigen — freilich auf keiner gemächlichen Leiter — an dem zerrissenen Gestein aufwärts und befinden uns jetzt auf dem Thurme, der, ohne eigentlichen Zusammenhang mit dem übrigen Festungsbau, vielleicht zu den Ueberbleibseln der ältesten Befestigung dieses Berges gehört. Derselbe steht so ziemlich in der Mitte des ganzen Burgbaues. Durch mehrere angränzende Gemächer wieder herausgetreten kehren wir uns der andern Vorderseite der Burg zu, wo eine andere Reihe von Zimmern grössere Bedeutsamkeit erhalten hat. Im ersten derselben schmachtete ein Held des Friedens — wie Wiederhold ein Held des Krieges war — der edle, gelehrte und freimüthige Johann Jakob Moser, der Consulent der württembergischen Landstände, beinahe fünf Jahre lang in unverschuldeter Gefangenschaft (vom 12. Juli 1759 bis zum 25. Septbr. 1764), unverhört und ungerichtet. Kein Schreibzeug, kein Buch, ausser der Bibel und Gebetbüchern, wurde dem Gelehrten, dessen geistige Speise das Studium der Wissenschaft war, vergönnt; mit seiner erfinderisch geschärften Lichtputze beschrieb er die jetzt zerfallenen Wände mit frommen, geistlichen Trostliedern. In einem andern Gemache sass der preussische Werbeofficier von Knobelsdorf; als Jüngling von 20 Jahren eingesperrt, verliess er den

Kerker mit grauen Haaren. Im dritten Gefängnisse sass der Oberst Rieger, dessen Schicksale Deutschland aus einem Aufsatze Schillers, „Spiel des Schicksals“ überschrieben, kennt. Ignobelere Gefangene, den Gauner Hannikel mit seiner Bande, beherbergte das noch wohlerhaltene Gewölbe unterhalb der Kirche.

Noch sind die Kasematten unter der Burg, das *Duellium subterraneum*, des Besuches werth. Die erste, von dem beschriebenen Thurm unterhalb dem Portal in einer Länge von wenigstens 30 Fuss hinlaufend, war in früherer Zeit ein Weinkeller; seine linke Seite ist in die Felsen des Berges gehauen. Von ihm steigt man in ein bedeutend tieferes Gewölbe, an dessen rechter Flanke ebenfalls noch die Felsen hervorragen; aus ihm wieder aufwärts in ein drittes, mit dem ersten in einer Linie liegendes, an dessen rechter Seite der Fels gleichsam ein steinernes, zu beiden Seiten untermauertes Thor bildet. Diess letztere Gewölbe war, in Gemeinschaft mit dem „Drachen“ und dem „Löwen“, zwei östlichen Pulverthürmen der Festung, zur Aufbewahrung der Munition bestimmt; es hiess deswegen auch das Kugelgewölbe. — Das nöthige Quellwasser lieferte die untere Festung, in der obern befanden sich nur Cisternen. Fünfhundert und sechzig Personen im Ganzen bevölkerten den Berg, darunter die wenig zahlreiche Besatzung, der in der letzten Zeit ein Commandant und ein Vicecommandant vorstand. Jetzt ist Alles Ruine, und der Maierhof allein bewohnt.

Nur ungern trennt man sich von den grossartigen Trümmern, deren vielfältige Lücken und Fensterhöhlen Himmel und Erde gleichsam zu sich hereinziehen und eine bunte Menge der verschiedenartigsten eingerahmten Bilder zeigen.

Betrachten wir Hohentwiel in Verbindung mit seinen Brüderbergen, die sich auf unserm Bilde in so malerischer Gruppirung um dasselbe reihen, so fällt die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Berge, sofern sie für den Geognosten interessant sein müssen, schon dem Laien ins Auge. Es sind im Ganzen acht vulkanische Bergkegel, wovon zwei auf der vorliegenden Gruppe durch die übrigen verdeckt, die mitten aus dem Bodensatze alter Fluth aufsteigen, lauter wunderbare, hutförmige Berge, steil aus dem fruchtbaren „Hegäu“ emporstrebend, das vielleicht von ihnen den Namen „Höwgäu, Höhengau“ erhalten hat. Der grösste

darunter ist unser Hohentwiel. Sein Gestein besteht hauptsächlich aus Porphyrschiefer oder Klingstein, eine Steinart, deren Grundmasse Feldstein ist, mit sehr vielen fremdartigen Beimengungen. Man findet in demselben ein geschätztes Fossil, den Natrolith, theils derb als Ausfüllungsmasse der Spalten, theils in kleinen, kugeligen, strahligen Bildungen, von gewöhnlich braungelber Farbe. Aus ähnlichem, dem Basalt oft verwandtem Klingstein bestehen auch die benachbarten Bergkegel, der Staufen, Mägdeberg, Hohenkrähen u. s. w.; der Hohenstoffeln dagegen ganz aus Basalt, dessen einfache, schwere, bläulich schwarze Masse häufig schöne Fossilien einschliesst. Die neuesten Forschungen haben es sehr wahrscheinlich gemacht, dass Klingstein, Basalt und andere verwandte Gebirgsarten nur durch unterirdisches Feuer veränderte und in die Höhe gehobene, primitive Massen sind.

Der ebengenannte Hohenstoffeln ist der erste Berg links auf unserer bildlichen Darstellung. Er trägt auf seinen drei Basalthügeln, gleich einer dreifachen Krone, die Trümmer dreier Burgen, und seine Aussicht ist nicht minder reich und reizend als die, welche von Hohentwiel herab genossen wird; nicht weniger als zwölf alte Burgen sind hier in der nächsten Nachbarschaft erkennbar. Sein Name, wie der Name Staufen, rührt von dem altdeutschen Stouf, Stauf her, welches Berg (Bergstufe) bezeichnet. Stöfelen, Bergeskuppe, ist der älteste Name des Berges und des Geschlechts, das sich davon schreibt. Schon im J. 1034 ward Norbert von Stofelen, ein kriegerischer Mann, später Begleiter Heinrichs III. auf seinem Römerzuge, der Erbauer Appenzells, Abt zu St. Gallen. Zwei und zwanzig Jahre nachher sass auf Befehl Heinrichs III. der Bruder Kaiser Conrads II., der Bischof Gebhard von Regensburg, einer Verschwörung mit Welf III., Herzog von Kärnthen, beschuldigt, kurze Zeit hier, „*in Stofola*“, gefangen. In den folgenden Jahren kommen die Herren von Stoffeln häufig vor, und der Berg kann sich mit grosser Wahrscheinlichkeit auch den Sänger Conrad von Stoffeln vindiciren, der in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts ein noch ungedrucktes Gedicht geschrieben hat: „Gabriel von Montavel, oder der Ritter mit dem Bock“ genannt, dessen Stoff aus dem Fabelkreise der Tafelrunde genommen ist, und den der Dichter, wie er selbst sagt, „zu Hispania“ gewonnen.

Der nächste namhafte Berg auf unserm Bilde — nur ein burgloser Rücken steht vorwärts zwischen ihm und Stoffeln — ist Hohenhöwen, von dem vielleicht das ganze Hegäu seinen Namen hat, wie er selbst den seinen von Höhe. Das Geschlecht, das sich hier, wahrscheinlich schon im zwölften Jahrhundert, festsetzte, kam aus dem fernen Hessenlande und war ein Zweig der Grafen von Ziegenhayn, deren Wappen es führte. Es besass hier bis ins 14te Jahrhundert eine ansehnliche Herrschaft mit dem Städtchen Engen, gab dem Hochstifte Constanz mehrere Bischöffe und starb im 16ten Jahrhundert aus.

Zwischen Hohenhöwen und Hohentwiel sieht auf einem kleineren Hügel die Burg Staufen hervor, die ein komisches Missverständniss eines berühmten topographischen Werkes einst zur Stammburg der Hohenstaufen stempeln wollte. Die Burgtrümmer, die im Hegäu diesen Namen tragen, liegen nur eine Viertelstunde nordwestlich von Hohentwiel und waren einst als Schloss sammt der Herrschaft desselben Namens dem Kloster Petershausen zugehörig. Schwerlich nannten sich Edelleute davon.

Der Mägdeberg, ein fünfter Kegel, wird auf dem vorliegenden Bilde ganz von Hohentwiel zugedeckt. Er trägt die Ruinen einer Burg, die das Kloster Reichenau bauen liess, und die, damals württembergisch, schon im J. 1360 durch den Bund der Seestädte gegen König Wenzel zerstört wurde. Eine Wallfahrt zu den heiligen (eilftausend?) Jungfrauen hatte ihm den Namen *mons puellarum* gegeben.

Auf dem niedrigsten, aber steilsten, zuckerhutähnlichen Vulkanskegel, für unser Auge rechts von Hohentwiel, stehen die Trümmer von Hohenkrähen, im Munde des Volkes Kreihen. Sie ist die sagen- und geschichtenreichste dieser Burgen. Schon das 13te Jahrhundert kennt Edle von Kreigin, die aber im folgenden Jahrhunderte verschwinden. Ums J. 1540 zogen sich die tapfern Vorfechter Zürichs im Kriege gegen die Eidgenossen, die, erst sechzehn, endlich sechzig an der Zahl, „die Zürcherböcke“ hiessen, unausgesöhnt auf dieses Asyl zurück, dessen Schlossrecht sie erkauft hatten, um dem Frieden nicht länger im Wege zu stehen. Die Schweizer selbst, ihre ehemaligen Feinde, sprachen für sie, ja, Landammann Friess von Uri liess sich verlauten: man könnte diesen Böcken, so lange sie verbannt seien,

selbst neue Feindseligkeiten, ja sogar die Gefangennehmung eines grossen Eidgenossen nicht übel nehmen. Das liessen die Böcke sich nicht zweimal sagen, und als derselbe Ammann im Marktschiffe den Zürchersee hinunter fuhr, brachen aus einer Bucht zwei bewaffnete Nachen hervor: es waren die Böcke. „Gebt Euch, Ammann Friess von Uri! fürchtet nichts!“ riefen sie. „Euch ist gut rathen, liebe Gesellen!“ sagte der Gefangene, redlich und darum unerschrocken, im Hinübersteigen; „ich aber meinte nicht, dass der Rath mich treffen soll!“ Die Böcke führten ihn auf Hohenkrähen, bewirtheten ihn gastlich, behielten ihn aber, bis Itel Reding, das Haupt der Eidgenossen, unmuthig dreihundert Gulden für den Gefangenen hinlegte, und ihm die Rückkehr gestattet ward. Den Untergang der Burg führte auch eine romantische Geschichte herbei. Stephan Haussner, ein Edelmann, entführte seine Geliebte, eine schöne Bürgerstochter von Kaufbeuren, auf seine Burg Hohenkrähen, sandte mit seinen Raubgenossen den Kaufbeurern einen Absagebrief und verwüstete die Gegend den ganzen Sommer 1512. Aber die Städter hatten einen Fürsprecher bei Kaiser Maximilian an dessen Bartscheerer und lustigem Rathe, Kunz von der Rose, der ein Bruder Georg Kresslings, eines der gefangenen Kaufbeurer, war. Dieser flehte beim Kaiser um Genugthuung. Der berühmte Bundeshauptmann Georg von Frondsberg erschien im November mit nicht weniger als 8000 Mann und 10 Stücken Geschützes vor der Veste; auch die Augsburger hatten zwei „Nothschlangen“, Pulver und Büchsenmeister geschickt. Und nun setzten „der Sigmund und das Kätterlin“ — diess waren Namen der gröbsten Geschütze — den Jungfernräubern so lange zu, bis sie entflohen oder Gnade erhielten. Nur Stephan Haussner, in der Kirche eines Nachbarstädtchens ergriffen, ward enthauptet. Das mit Felsstücken verrammelte Schloss zerstörten die Bundesvölker.

Drollige Geschichten erzählt sich das Volk von dem „Poppele auf Hohenkrähen“, dem Geiste weiland Herrn Johann Christian Popelius, Schirmvogtes einer verwittweten Freiin von Hohenkrähen, der hier seit Jahrhunderten umgehen, oder, wie der Schwabe sagt, „laufen“ muss. Er ist ein lustiges Gespenst: den Dreschern wirft er die Garbenstöcke auseinander, den Bauern spannt er Ochsen und Pferde verkehrt ein; unerwartet sperrt er auf

ebenem Wege die Räder der Herrenkutschen; wo müde Glas- oder Eierträger um den Weg sind, da verwandelt er sich in einen Baumstrunk, und wenn sie sich niederlassen wollen, verschwindet er, dass sie sich mit ihrer zerbrechlichen Last auf den Boden setzen. Einmal ist er vor die Stadt Radolphszell am Untersee gekommen und hat dort so hell das Posthorn geblasen, dass der Wächter ans Thor eilte, aber höchlich verwundert war, Niemand zu treffen. Man sieht es, dem ächt allemannischen Geiste fehlt nur ein Hebel, um ihm zu seiner lästigen physischen Unsterblichkeit auch eine poetische zu verschaffen.

Mit diesem heitern Spuke des harmlosen Volksglaubens verlassen wir das Hegäu und unser schönes Schwabenland, so weit es in diesem Werke Raum gefunden hat. Wenn Beschauer und Leser bei den Naturschönheiten dieses vom Himmel gesegneten Landes und den geschichtlichen Erinnerungen, die sich an seine meisten Punkte knüpfen, mit einiger Lust verweilten: so wird es den Künstler nicht gereuen, vor manchem Berg und Thal, Felsen und Wassersprudel, mancher Burg und Stadt in Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein Tage lang gesessen und das, was er hier zu mühelosem Genusse bietet, mit Arbeit und Anstrengung ausgesucht und mit gewissenhafter Sorgfalt auf sein Blatt gebannt zu haben; es wird dem Verfasser des Textes nicht leid sein, diesen ausgewählten Bildern ein eigenes Studium gewidmet, so viele Bücher durchsucht, den Erfund verarbeitet, und überall, wo der fremde Buchstabe nicht ausreichte, zum Wanderstabe gegriffen und Auge, Kopf und Herz an Ort und Stelle mitgenommen zu haben.

Wanderungen

durch

Franken.

Von

Gustav von Heeringen.

Mit 30 Stahlstichen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

Die alten Namen von Provinzen, oft von grossen Ländern herstammend, welche dieselben im Laufe der Zeit und der Ereignisse auf einzelne Districte vererbten, haben immer etwas Liebes, Anziehendes, Theures, sowohl für das Volk, als für den einzelnen Denker. Sie sind, so zu sagen, in die Herzen gewachsen, weil die Geschichte einer Nation, oder des Erdstrichs, den sie bewohnt, auch mit ihrem Herzen verwächst. Die erste französische Revolution mochte immerhin die alten Namen der Provinzen, welche Frankreich bildeten, aus der Reihe des Bestehenden wegstreichen und statt ihrer Departements einsetzen, die den Namen von Flüssen oder Gebirgen empfingen, eine Eintheilung, welche die verbesserte Administration erfand, und die sich im Lauf eines halben Jahrhunderts als nützlich bewährte; dennoch hängt der Franzose, gleichviel, welcher politischen Partei er zugethan ist, noch an den süssen Namen von Provence, Languedoc, Normandie, Vendée, und spricht sie gern aus, indem ein lachendes Bild gesegneter Fluren, prächtiger Städte und eines ganzen Ländercomplexes sich dabei vor seinem geistigen Auge ausbreitet. Es geht uns Deutschen nicht anders. Unser Thüringen, Schwaben, unsre Pfalz, unser Franken, — sie sind, bis auf eine neuerdings erfolgte Restauration der alten Kreise in Baiern, nur noch historische Erinnerungen, ohne gegenwärtige politische Existenz, ja selbst ohne eine definitif zu bestimmende geographische Abgrenzung der genannten Kreise unter einander. Aber wer wollte sagen, dass, obgleich sie nach 1805 von den Karten verschwunden sind, sie auch nicht mehr in unsern Gemüthern, in unsern Sitten und Gewohnheiten, in der Verschiedenheit unserer Dialecte, in unsern Liedern existirten? Noch blutet auf Universitäten der Thüringer — der Schwabe für die Ehre seines Landes, obgleich es kein Thüringen und kein Schwaben mehr giebt; noch schlägt das Herz des Nürnbergers, des

Würzburgers, des Bambergers, der sich in der Ferne befindet, feuriger, wenn er die breite, tieftönende, kräftige Mundart vernimmt, die seine Landsleute und er selbst reden, wenn der Name Franken vor seinem Ohre genannt wird, ein Name, der bis auf die neueste Zeit, in welcher er wieder in das praktische Leben zurückgeführt ward, nur auf ideelle Weise sein Vaterland bezeichnete.

Franken — es ist der freundliche Name eines freundlichen Landes, in welches wir den Leser dieser Blätter jetzt einführen wollen. Weit, fruchtbar und lieblich breitet es sich im Herzen von Deutschland aus, bedeckt mit den gesegnetsten Fluren, welche Alles hervorbringen, was das Vaterland zu seinen edelsten, industriellen und climatischen Erzeugnissen zählt; geschmückt mit grossen und berühmten Städten, durchströmt von Schiffe tragenden Flüssen, deren Ufer mit dem weichen Laub der Weinrebe bedeckt sind, durchzogen von Gebirgen, in deren Thälern die romantische Sage und der Gewerbfleiss friedlicher Menschen wohnt, und überwölbt von einem Himmel, unter welchem der Leistenwein an seinem Felsenabhange reift.

Ausserhalb dem Zweck des gegenwärtigen Werkes liegt es, eine statistische, ökonomische, geographische, geologische oder überhaupt auf streng-wissenschaftliche Basis gegründete Beschreibung zu geben. Nicht für Schulen oder für das Nachschlagen gelehrter Forschungen ist es bestimmt, sondern es soll ein heiterer Leitfaden dessen sein, der mit empfänglichem Herzen für das Schöne und für den Anklang der Poesie, eine Uebersicht über unser Vaterland sich zu eigen machen will. In den Wald will es ihn führen, nicht um zu berechnen, wie viel Bäume der Staat darin fällen kann, sondern um sich an deren heiligen Schatten zu erfreuen und dem Gemurmel des Waldbachs zu lauschen, welcher hier unter Blumen und Moos fliesst, dort über Klippen dahin springt. — Wenn es ihm Städte zeigt, mag er ihre Einwohnerzahl und ihre Gewerbe im nächsten geographischen Handbuch nachschlagen — unser Werk aber will ihn aufmerksam machen, wie schön der Fluss sich unter den Mauern der Stadt hinschlängelt, wie prächtig ihre gothischen Thürme in der Morgenbeleuchtung ragen und wie der Genius einer düsteren oder helleren Geschichte über ihren Zinnen schwebt.

Der natürliche Weg, dergleichen — vielleicht auch hier und da ernstere Eindrücke zu empfangen, bleibt immer eine Reise, und es gefalle dem günstigen Leser daher, den Verfasser dieses auf verschiedenen Streifwegen durch Franken, mit Nachsicht und Güte zu begleiten. Vorher dürfte es jedoch nicht überflüssig sein, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des heutigen Franken zu werfen, denn es ist fast die nothwendige Bedingung einer neuen Bekanntschaft, gefragt zu haben, wer bist du, wer sind deine Eltern und deine Ahnen und deine früheren Verbindungen? sind es Kriegs- oder Friedenssagen, die du an meinen Heerd mitbringst, kommst du arm oder reich, vornehm oder gering, gekrönt mit Ruhm oder befleckt mit Schmach? Franken darf alle diese Fragen nicht scheuen. Es ist eine königliche Jungfrau, deren Stirn einst mit Kronen und Diademen geschmückt war und deren Gürtel noch heut zu Tage von Edelsteinen eingefasst ist. Bescheidenen aber festen Schrittes tritt sie auf die Bühne der Weltgeschichte, die Geliebte mächtiger Herrscher, ihre Eifersucht, ihr Zankapfel. Zepter, Kronen und Krummstäbe wurden zur Aufbewahrung in ihre goldne Truhe niedergelegt und der Preis ihrer Schäferstunden waren Kaiserreiche.

Der Name Franken ist noch älter als die christliche Zeitrechnung und verliert sich, nach derselben, in die traditionelle Vorzeit des Mittelalters, wo er bald mehr bald minder glänzend, bald engere, bald weitere Räume umfassend, aus jenem Chaos werdender Zustände auftaucht, das die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt charakterisirt. Denn niemals sah eine Periode der Geschichte ähnliche Erscheinungen. Die Völkerwanderungen, das Eindringen unbekannter barbarischer Nationen in die schönen Gefilde von Italien, die tödtlichen Streiche, welche die römische Herrschaft in Gallien, Germanien und selbst an der Wurzel ihres weltbeschattenden Baumes empfing — das Absterben dieses Baumes mit seinen unendlichen Zweigen, Blättern, Blüthen und Früchten — diesen Früchten so grosser und so heroischer Jahrhunderte — gegenüber dem Regen eines neuen Völkerelements, welches allmählig nach jedem Versuch seiner rohen Naturkraft, sein Dasein selbstständiger zu fühlen begann; das Entwickeln aus dem Keime auf der einen Seite, während auf der

andern ein geöffnetes Grab, den Schrecken, die Furcht, die Liebe der Welt, Kultur, Künste und Schönheit, die geadelte, wie die entnervte Menschheit, genug, Rom in sich aufnahm: alles dies bietet dem Blick des Geschichtsfreundes die grossartigsten und ergreifendsten Contraste. —

Römische Schriftsteller bezeichneten mit dem Namen Franken zuerst einen Haufen germanischer Nationen, der zwischen der Ostsee und dem Rhein seine wechselnden Sitze hatte und seine Freiheit am wirksamsten gegen römische Unterdrückung vertheidigte. Ob der Name von *Franci* (Freie) oder von einem der frühesten Heerführer dieser Völker, der Francus geheissen haben soll, abzuleiten sei, werde hier nicht weiter erörtert, ebenso, wie wir nur flüchtig die mährchenhafte Sage berühren, nach welcher die Franken ihren Ursprung von den Trojanern abzuleiten nicht ungeneigt sind, die nach der Zerstörung ihrer Stadt nach Europa übergeschifft und von der Mündung der Donau ihren Weg gegen Niedergang der Sonne fortgesetzt und sich endlich zwischen dem Rhein und der Elbe niedergelassen hätten — eine etwas kühne Annahme, wie man zugeben wird. Dem sei indessen, wie ihm wolle, so erblicken wir fünf bis sechs Jahrhunderte hindurch die Völkerschaften der Franken im Kampf mit den Römern in Gallien, die sie daraus vertrieben, mit den Ostgothen, Thüringern, Alemaniern, Sachsen, Schwaben; wir sehen sie unter Chlodowig das Christenthum annehmen und zu einer grossen Monarchie vereinigt. Bis zu diesem Zeitpunct mussten wir den Namen Franken in seiner Allgemeinheit gelten lassen, unbekümmert um die einzelnen Länderstriche, die er mit seinen Nationen bedeckte. Jetzt dürfen wir unsern Blick zuerst auf diejenigen Gegenden richten, denen wir hier vorzugsweise unsere Theilnahme widmen, auf unser heutiges Franken. Eine, unter Genebald, dem Bruder Chlodowigs, über den Mainstrom geführte Colonie, welche sich an dessen Ufern niederliess und ausbreitete, gab Veranlassung zu einer Theilung des Begriffs: Franken, bei welchem man nunmehr das westliche von dem östlichen unterschied. Zu ersterem gehörte das ganze weite, jenseits des Rheines gelegene Gebiet, das heutige Frankreich; das andere bildete Frankenland, unser Franconia, und die Stelle, wo die Ueberführung der gedachten Colonie Statt fand, erwählte sich der

Genius der Geschichte ebenfalls zur Stiftung eines leuchtenden Namens — Frankfurt ist das Denkmal davon.

Wir dürfen nach diesen Andeutungen Westfranken aus den Augen verlieren und uns allein mit dem östlichen, als dem Vorwurf unserer Darstellung beschäftigen. Während Jenes fortfuhr, seine Könige aus Merovingischem Stamm, seine Chlodowige, Chlotare, Dagoberte zu haben, wurde Ostfranken von einer langen Reihenfolge von Herzogen regiert, bis es nach dem Tode des Hetanus im Jahr 740, Childerich III., der letzte Merovingische König, verrätherischer Weise wieder unter seinen Zepter brachte. Beging dieser, in anderer Beziehung unglückliche Monarch hierdurch ein Unrecht, so fand Franken, das indessen zu einer ansehnlichen Stufe innerer Cultur heraufgeblüht war, und bereits Klöster, Städte und Bisthümer besass, bald Gelegenheit, Rache dafür zu nehmen. Pipin, Childerichs mächtiger *Major Domus*, strebte nach der Krone seines jungen, schwachen, entnervten Gebieters. Weil er sie ihm jedoch ohne Vorwissen und Billigung des Papstes nicht zu entreissen wagte, so liess er demselben durch den Würzburgischen Bischoff Burchardt seine Anschläge vortragen. Der Bischoff stellte dem Papst die ganze Sache unter der verdeckten Frage vor, ob ein unthätiger Schwelger oder ein tapferer und kluger Mann zu herrschen verdiene und das grösste Recht habe, eine Krone zu tragen? Zacharias, der heilige Vater, gab der Tapferkeit den Vorzug und Pipin stiess seinen König und Herrn vom Thron, den er selbst bestieg; den Bischoff Burchardt aber belieh er, zum Lohn für seinen Eifer und seine Klugheit, für sich und seine Nachfolger im Stift Würzburg, mit dem Herzogthum Franken. Der Titel dieser Schenkung ging im Strom der Zeiten öfter unter und tauchte wieder auf, dennoch ward er, wenn gleich vielfach angefochten und bestritten, bis in die neueren Zeiten von den Würzburger Metropoliten geführt.

Unter Pipins Sohn, dem grossen Karl, war unser Franken ein kleiner Theil des unermesslichen Reiches, welches dieser Fürst nach und nach unter seinem Zepter vereinte. Aber Karl, der die schönen Fluren von Aquitanien erobert hatte und Herr von Italien war, der von der Weichsel bis zum Ebro und von der Nordsee bis Kalabrien herrschte, liebte vorzugsweise die Ufer

des Rheins, des Mains und der Saal und verweilte gern innerhalb ihrer heitern Grenzen. Seine prächtige Pfalz an der Saal, wovon wir noch heut mit Bewunderung die weitläuftigen Trümmer erblicken, ist hiervon der Beweis. Franken dürfte auf diese Vorliebe des grossen Kaisers um so mehr Werth zu legen berechtigt sein, als derselbe nicht allein der mächtigste Fürst und der tapferste Held, sondern auch der feinste Denker und der gebildetste Mann seiner Zeit war. — Lieder- und Harfenspiel ertönte oft von der Saalburg über das Thal, wenn der Kaiser innerhalb ihrer Mauern verweilte. Er erfreuete sich hier an dem Umgang denkender und gelehrter Männer, die er aus den entferntesten Theilen seiner Reiche um sich versammelte und unter deren Beistand er Gesetzbücher und weise Einrichtungen für die Regierung seiner Völker entwarf. Der Erste in der langen Reihe occidentalischer römischer Kaiser, derjenige, welcher Deutschland zu dem angesehensten und gefürchtetsten Reiche des Abendlandes erhob, so dass seine Nachkommen ein Jahrtausend hindurch als das weltliche Oberhaupt der Christenheit betrachtet wurden, stand in mannichfacher Beziehung zu unserem Franken und hinterliess ihm Spuren seiner Freundschaft, seiner Liebe, seines königlichen Daseins in neugegründeten oder aufblühenden Städten, gestifteten Abteien und Bisthümern, verliehenen Privilegien, eingeführten Ordnungen und Gesetzen.

Der Klang dieses grossen Namens übertönt Jahrhunderte und eine Reihe minder wichtiger von deutschen Herrschern, die grösseren oder geringeren Einfluss auf die Provinz übten, welcher wir unser Augenmerk schenkten. Ritter- und Mönchthum, diese prachtvollen Blüthen ihrer Zeit, fanden in Franken denjenigen Boden in Deutschland, welcher für ihre Entfaltung der allergünstigste war. Als der erste Ruf des Normannischen Eremiten durch die Christenheit ertönte und in allen Gemüthern ein wahrhaft heiliges Feuer erweckte — denn das Feuer der Begeisterung ist immer ein heiliges — grüsste sich Burg an Burg auf fränkischen Rebenbergen und Klöster reiheten sich an Klöster in unseren gesegneten Thälern. Mancher junge Knappe, mancher Ritter und Burggraf schwang sich auf das Streitross, nachdem er das Kreuz auf seinen Mantel befestigt hatte, und verliess Heimath, Schloss und Geliebte, um sich dem Zuge nach dem heiligen Lande anzu-

schliessen, von dem er niemals oder selten zurückkehrte*). Berühmte Geschlechter tauchten auf und verschwanden wieder, wie z. B. die der Grafen von Babenberg (Bamberg), Coburg, Rothenburg und Andere. Die bischöflichen Sitze von Würzburg, Bamberg, Aichstadt nahmen an Macht und Bedeutung zu, geschützt und gepflegt von Kaiser und Reich und von Männern aus reichsritterschaftlichen Geschlechtern besetzt, die es grösstentheils verstanden, den Glanz der Kirche mit der Erweiterung ihrer weltlichen Macht zu verbinden. Mehrere von ihnen waren Blutsfreunde der Kaiser und begleiteten dieselben auf verschiedenen Zügen; wie denn Konrad II. bei seiner Belagerung Mailands, Heinrich III. auf seinem Zuge nach Ungarn, Jeder einen Bischof von Würzburg in seinem Gefolge hatte, und Emmerich von Leiningen, der achtundzwanzigste Bischof jener Stadt, von Konrad III. sogar als Gesandter nach Constantinopel zu Kaiser Emanuel geschickt ward. Aber noch ein drittes Element des deutschen Staatslebens entwickelte sich im Schooss von Franken zu einer Vollendung, welche gleiche Erscheinungen in anderen Provinzen des Vaterlandes lange Zeit hinter sich zurückliess, nämlich die Blüthe der Städte. Welche Reichsstadt im ganzen römischen Reich konnte sich an Ansehen, Macht, Handel, Gewerbfleiss, Uebung und Pflege der Künste und Glanz ihrer Geschlechter mit Nürnberg messen? Bürgersinn, Bürgertugenden und Bürgerstolz gingen von dieser Stadt, der edelsten Tochter Franconia's, aus, belebten auch andere Städte und bildeten den eben so nothwendigen als wohlthätigen Damm gegen die Fluth hierarchischer Anmassungen und gegen den Uebermuth eines mächtigen Adels. Gegenwirkungen entstanden auf diese Art, welche Kräfte weckten und stählten, Erfindungen begünstigten, neuen Ideen die Bahn brachen und überhaupt die heilsame Bewegung der Massen vermittelten. Sie zeigten sich in Fehden, kleineren und grösseren Kriegen, zwischen den Rittern und Städten**), oder unter einander und in ähnlichen Erscheinungen,

*) Unter ihnen ist ein junger Graf von Henneberg zu nennen, Wilhelm, des Grafen Heinrich II. Sohn, der auf dem Zug nach Palästina auf der Insel Cypern sein Ende fand.

**) Wir erinnern an die Fehde Eppelins von Gailingen mit der Reichsstadt Nürnberg, welche Stoff zu einer Menge von Romanen gegeben hat.

worunter freilich auch solche nicht fehlten, die bei aller ihrer Unausbleiblichkeit und ihrem inneren Zusammenhang mit den sich fortbildenden Zuständen den Menschenfreund betrüben müssen. Empörungen mit ihren Reactionen, grausame Bestrafungen, Verfolgungen der Juden, wie solche im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert mehrfach in Franken vorgekommen sind, und endlich der bedauernswerthe Bauernkrieg in der ersten Hälfte des sechszehnten, gehören zu den Letzteren. Es sind solches Auswüchse der Civilisation, welche wie die Flecken an der Rinde eines sonst gesunden und schönen Baumes zu betrachten sind, eines Baumes, der freilich ohne diese Flecken noch tadelfreier dastehen würde, dessen adeliger Wuchs jedoch durch sie nicht entstellt, dessen Blättertreiben und Früchtetragen nicht verhindert wird.

Die Erwähnung des Bauernkrieges führt auf eine Begebenheit, welche Franken zu heftig und zu gewaltsam erschütterte, deren Ursachen zu tief lagen und deren Folgen zu lange und zu schmerzlich gefühlt wurden, als dass wir hier nicht einige Augenblicke dabei verweilen sollten. Es ist bekannt, wie das Wort von geistiger Freiheit, welches Luther predigte, dem in Knechtschaft und Sclaverei versunknen Bauernstand in Deutschland wie ein Ruf der Befreiung von unerträglichem Joch ertönte und von ihm aufgenommen ward. Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund durch alle Länder mit der Schnelligkeit eines elektrischen Schlages flog die Lehre des kühnen Augustiner-Mönches, der es wagte, sich der Allmacht des Papstes entgegen zu stemmen und an Ketten zu rütteln, die von ewigem Eisen geschmiedet zu sein schienen. Dass Luther nur geistige Fesseln gemeint haben wollte, verstand die Mehrzahl des Volkes nicht, welches das Beispiel von Fürsten gegeben sah, die mit dem Glaubenszwang gewisse andere unbequeme Rücksichten abschüttelten und, indem sie aufhörten, Rom anzuerkennen, ihre Schatzkammern bereicherten. Kein Beispiel ist hinreissender, als das der Empörung. Keiner empört sich lieber, als der Sclav, und kein Stand war in Deutschland belasteter von lehensherrlichen Jochen und in eigentlichem Sinn des Wortes mehr der Sclaverei verfallen, als der nützlichste von Allen, der des Bauern. So kam es, dass das edle fromme Deutschland, bedeckt mit Schlössern, Heiligenbildern und Abteien, mitten in seinen schönsten Thälern erkrankte und die

Flamme eines grausamen Krieges aus ihnen emporsteigen sah. Am Rhein, in Elsass und in Schwaben ergriff der Landmann zuerst seine friedliche Waffe: die Pflugschar und die Axt, und erhob sie gegen seine nächsten Unterdrücker, den Junker und den Mönch. Kein Widerstand, keine Gegenwehr war seiner Wuth kräftig genug; Ritter mit ihren Reisigen wurden zurückgeworfen und erschlagen, geordnete Heerhaufen in blutigen Treffen besiegt, Städte eingenommen, deren Bürgerschaften nicht ungern die Parthei der Empörer ergriff, wie solches sogar von Grafen und Rittern geschah, und überall die Residenzen des Adels nebst den schönen Friedenssitzen der Mönche den Flammen der Zerstörung geopfert. Von der südwestlichen Grenze her näherte sich dieses Ungewitter Franken, seine Blitze leuchteten, seine Donner rollten und die Herzen des Volkes schlugen ihm, sehnsüchtig nach Freiheit, entgegen. Es bedurfte kaum der Aufruhrsprediger, der Emissaire, welche Georg Metzner, Florian Geyer, Götz von Berlichingen und andere Hauptleute des Bauernbundes in Schwaben, vor ihrem Ueberschreiten der fränkischen Grenzen in das Land vorausschickten, um auch hier den glimmenden Funken zur Flamme anzufachen. Sie loderte nur zu leicht empor und in allen Gauen auf einmal, in allen Thälern zugleich, von Thurm zu Thurm unserer dichtgesäeten Dörfer pflanzte sich der Ruf der Sturmglocke fort, das Signal des Aufstandes für den kräftigen und zürnenden Bauer, das Signal des Schreckens und des Todes für den Grundherrn. Der Letztere wusste in den Händen des Ersteren ein fürchterliches Schuldbuch der Tyrannei, das jetzt bezahlt werden sollte. Und es ward bezahlt und kein Pfennig an den Zinsen geschenkt. Alle Klöster und Abteien, die ihre grösstentheils herrlichen Zinnen im Mainstrom spiegelten, wurden geplündert oder zerstört, meist Beides; fast alle Schlösser gebrochen, man kann sagen: kaum ein einziges von den Vielen entging seinem Schicksal, Blut floss, Grausamkeiten und Gräuel wurden geübt und der Unschuldige musste den Fluch des Schuldigen mittragen. Beinahe sämmtliche Länder Deutschlands empfanden zu der nämlichen Zeit die Bedrängniss der Bauernunruhen, aber wie das Leben im Herzen am wärmsten ist und bei einer fieberhaften Wallung die Pulse des letzteren gewaltsamer schlagen, als alle übrigen Adern, so

war auch im Herzen des Vaterlandes, in Franken, die weltgeschichtliche Bewegung des Bauernkrieges am heftigsten. Sie erreichte indessen auch hier ihr Ende. Die ernstlichsten Rüstungen der Fürsten, des Reichs, des schwäbischen Bundes, das Zusammenziehen von Heerhaufen jeder Art, besonders von schwerer Reiterei, welcher der Bauer am wenigsten zu widerstehen vermochte, und von Geschützen, deren schreckliche Wirkungen für sich zu benutzen seine Unkenntniss ihm nur schlecht gestattete, und verschiedene ähnliche Ursachen führten endlich seine Niederlage herbei, und es war in den Ebenen von Königshofen, wo eine der blutigsten Schlachten des sechzehnten Jahrhunderts sein Schicksal entschied. Sechzehntausend Erschlagene bedeckten dort den Boden, von den Siegern wie von Besiegten. Die letzte Stunde des Bauernaufruhrs hatte geschlagen und die Rache der Sieger erreichte — überstieg wohl gar die Grösse der erlittenen Beleidigung. Zürnend und unversöhnlich kehrte der geflüchtete Bischof von Würzburg in seine strafbare Hauptstadt zurück, welche jenem nur zu viel Vorschub geleistet hatte — und — waren die Mauern eroberter Schlösser mit Blut gefärbt worden, hatten es die Schlachtfelder getrunken, so wurde es jetzt in Strömen auf den Richtstätten vergossen. Begleitet von zahlreichen Reisigen, Rittern und einem Gefolge von Henkern, durchzog Bischof Konrad, nachdem die Hauptstadt gezüchtigt worden war, sein schönes, schuldiges, bebendes Land, und wo er hinkam auf einer dreissigtägigen Reise, ward die Richterbühne erhöht und wurden abgeschlagene Köpfe zu seinen Füssen gerollt. Dem Beispiel des ersten geistlichen Fürsten ahmten die übrigen Herren des Landes nach und die Geschichte zeigt mit Trauer auf ein langes Register barbarischer Executionen und auf jenen Charakter von Rohheit und Unmenschlichkeit, welcher die Ausübung der Rechtspflege in Deutschland leider so lange behauptete. So endete der Bauernkrieg; das Ende der Friedensstörungen in dem nämlichen Jahrhundert war aber deshalb noch nicht gekommen. Der sogenannte Schmalkaldische Krieg, der Namen und Mittelpunkt einer Bergstadt des benachbarten Thüringens verdankte, die Folge des ersten Auflehnens lutherischer Fürsten gegen Kaiser und Reich, zuckte auch durch Franken hin. Die Partheinahme des Marggrafen Albrecht von Brandenburg für den Churfürsten Moritz

von Sachsen gegen den Kaiser hatte die traurigsten Folgen für unsere Provinz. Albrecht, ein thatendurstiger Krieger, ohne Adel der Gesinnung, glaubte nun ein Recht zu jeder Gewaltthat, Grausamkeit und Beraubung auf denjenigen Gebieten erlangt zu haben, die ihren alten Pflichten und Verbindungen treu geblieben waren. Mit Feuer und Schwert fiel er seinen Nachbaren, den deutschen Herren und Bischöfen, in ihre Besitzungen, brannte nieder, mordete und erpresste Reichthümer. Auch die Städte wurden von ihm geängstigt und Nürnberg konnte sich nur durch ein Geldopfer von zweimal hunderttausend Gulden von einer harten Belagerung loskaufen. Der Bischof von Würzburg, hart bedrängt, sah sich endlich genöthigt, den Herzog von Braunschweig zu seiner Hülfe gegen den Marggrafen herbeizurufen und es gab abermals Gefechte, Belagerungen, Durchzüge grosser Kriegshaufen und die daraus nothwendig entstehende Bedrängniss des Landmanns. — Die kaiserliche Acht, welche auf dem Haupte des Abentheurers Albrecht lastete und die ihn seiner schönen fränkischen Länder verlustig erklärte, verschiedene unglückliche Treffen und eine Hauptniederlage bei der Abtei Schwarzach — führten endlich sein ruhmloses Verschwinden herbei; Albrecht floh, verlassen und elend, an den Rhein, wo er in einer badischen Bauernhütte starb. Den Unruhen, die er erregt hatte, schlossen sich die Grumbachischen an. Ein Edelmann, Wilhelm von Grumbach, dem Marggrafen, dem er gedient hatte, an Kopf und Herzen ähnlich, glaubte sich von seinem Lehnsherrn, dem Würzburger Bischof, in seinen Rechten gekränkt und seine Vertheidigung derselben, oder seine Rache vielmehr, waren wild und blutig. Sie erschütterten nicht allein Franken, sondern — es ist nicht zu viel gesagt — das ganze Reich. Die Ermordung des Bischofs war der Anfang eines Trauerspiels, an welchem Fürsten, Kaiser und Reichsstände Theil zu nehmen sich genöthigt sahen und das mit der Belagerung von Gotha und der Achtsexecution gegen den unglücklichen Johann Friedrich, Herzog von Gotha, endigte (1566).

Auch der dreissigjährige Krieg, dessen blutbedeckte Bühne ganz Deutschland war, hat Franken mehr als einmal zum Schauplatz trauriger oder wichtiger und weltgeschichtlicher Ereignisse gemacht, ohne jedoch geradehin alle diejenigen Gräuel und

Schrecknisse hier zu entwickeln, die anderwärts in seinem Gefolge zu sein pflegten. Lange Zeit waren die Schweden Meister von Franken; Würzburg wurde von ihnen belagert und eingenommen, bei Nürnberg standen sich Wallenstein und der grosse Gustav Adolph gegenüber und Herzog Bernhard von Weimar nahm nach des Königs Tode bei Lützen die Bisthümer Frankens als ein Vermächtniss seines königlichen Herrn und Freundes in Besitz, worin er auch verblieb, bis zur Schlacht von Nördlingen, welche dem Schicksal des Krieges und unserer Provinz eine andere Wendung ertheilte. Die Schweden räumten die festen Plätze und Residenzschlösser, welche sie bis dahin inne gehabt hatten, und die alten Herrscher kehrten zurück. — Im grossen Saal des Nürnberger Rathhauses ward der Schluss des westphälischen Friedens durch ein Gastmahl gefeiert, an welchem fast alle Berühmtheiten der Zeit, Feldherren, Staatsmänner und Fürsten Theil nahmen und dessen Andenken auf verschiedene Weise von Künstlern der Nachwelt übergeben wurde. Es war das festlichste und bedeutungsvollste Gastmahl, welches vielleicht jemals in dem Gastmähler liebenden Deutschland gehalten worden ist. Nach dreissigjährigem Religionskampf, der alle Nerven des Vaterlandes erschlafft hatte, nach der Verspritzung des Blutes von Hunderttausenden, nach dem Ruin zahlloser Städte und Wohnplätze und der gewaltsamen Verödung ganzer Provinzen, nach einem Krieg, der ein volles Menschenalter gedauert und den Welttheil bis zum fernen Nord in seinen eisernen Grundvesten erschüttert hatte, gab es endlich — endlich ein Friedensmahl. Kampfesmüde, mit blutigem Lorbeer bedeckt, sank das erschöpfte Europa auf die rothen Sammetsessel des Nürnberger Rathhauses nieder und erfreute sich an dem geretteten Ueberrest deutscher Pracht, deutscher Opulenz, an deutschem Wein und an der gastfreien Herrlichkeit der ersten deutschen Reichsstadt. —

Der Friede, der hierauf folgte, war indessen der längste nicht, denn bereits im Jahr 1675 ward Franken durch einen Einfall der Franzosen unter Turenne, welche die benachbarte Rheinpfalz verwüsteten, beunruhigt und vielfach gedrückt. Der kaiserliche General Montecuculi vertrieb zwar die unwillkommnen Gäste, aber er hauste nun mit seinen schlecht disciplinirten Soldaten ungleich schlimmer, als jene, im Lande; die

bittersten Klagen aus Städten und Dörfern über diese Befreier, welche plünderten, raubten, mordeten und brannten, erhoben sich, und Berichte aus jener Zeit versichern, dass man die Franzosen für Freunde, die Kaiserlichen aber, wegen ihrer schlechten Manns-zucht, für die ärgsten Feinde habe ansehen müssen — ein Lob, das freilich nicht fein klingt. Zwölf Jahre später erschien Turenne zum zweiten Male in Franken und sogar vor den Thoren von Würzburg, das er durch einen Trompeter zur Uebergabe auffordern liess; die feste Antwort aber, die er erhielt, vielleicht auch andere Gründe, bewogen den Marschall, keine Feindseligkeiten weiter vorzunehmen, sondern sich mit seiner Armee den Mainstrom hinunter zu ziehen. Mit einer drückenden Theuerung und nach mannichfachen Kriegsunruhen als Rückwirkung des spanischen Erbfolgekriegs, der auch in Deutschland gefühlt ward, verabschiedete sich das siebzehnte Jahrhundert von Franken und begann das achtzehnte.

Um für den Raum und Zweck dieser Blätter nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir nur kurz hier angeben, auf welche Weise die neueste Zeit unser Franken berührte. Das Jahrhundert der Allongeperrücken, der Reifröcke, der Philosophie und der Revolutionen schritt mit seinem Puderduft und seinen grossen Gedanken ohne besondere Erschütterung durch unsere Thäler. Unter dem Geläut der Messglocke und während des Aufbaues schöner bischöflicher Palläste hörten ihre Bewohner vom grossen Fritz, sahen auch wohl hin und wieder einen seiner bezopften Soldaten und wunderten sich über Amerika, das seine Freiheit erkämpfte. — Während dem aber fanden Kunst und Wissenschaft ihre alte Pflege in den Städten, vor allen in Nürnberg, das mit Werken des unermüdetsten Forschens im Gebiet der Naturkunde und des geschicktesten und fleissigsten Grabstichels die Welt erfreuete. Das sociale Gebäude in Frankreich brach zusammen und der Donner dieses Sturzes erschütterte die Welt. Aber in Franken ahndete man so wenig, als im übrigen Europa, welche Gebäude, Pallast sowohl als Hütte, diesem Einsturze nachfolgen würden. Noch sassen die fürstlichen Priester sicher und warm auf ihren Herrscherstühlen und unter den Wölbungen ihrer goldenen Residenzen; noch tönte die friedliche Glocke ununterbrochen von hundert Klosterthürmen und der Reichsadler dräuete

noch trotzig an den Thoren Nürnbergs; noch waren die Schlösser des Adels Sitze reichsfreier Souveraine und die alte Ordnung der Dinge ruhte noch bequem auf dem Boden, in welchem sie mit tausendjährigen Wurzeln verwachsen war — wenige Jahre später — und es gab keine Bisthümer mehr in Franken und keine Klöster und keine Reichsstädte und keine reichsfreien Herren und kein deutsches Reich und keine alte Ordnung der Dinge mehr. Ein junger französischer Soldat hatte dem Allen ein Ende gemacht. — Mit seiner leichten und sichern Hand stiess er unsere Institutionen um; er berührte unsere alte Kaiserkrone damit und zerbrach sie wie einen leichten Reif. Alle diese Churfürsten, Fürsten, Grafen und Herren, alle diese Bischöfe und Aebte, die denjenigen würden haben hängen lassen, der ihren fetten Heerden ein Schaaf entwendet hätte, legten demüthig ihre Churhüte, ihre Krummstäbe, ihre reichen Fürstenthümer zu den Füssen des jungen und glücklichen Soldaten nieder. Sie thaten es, weil der Athemzug einer neuen Zeit an ihrer verjährten Existenz hinstreifte, weil sie ihr ohnmächtiges Alter gegen die kräftige Jugend des wiedergebornen Frankreichs nicht aufrecht zu erhalten vermochten, — mit einem Wort, weil ihre Stunde an der Weltuhr geschlagen hatte. Wäre dies nicht, so müsste der Deutsche die Schicksale seines Vaterlandes in den letzten Jahren des vergangenen und in dem ersten Decennium des jetzigen Jahrhunderts als eine unauslöschliche Schmach beweinen; nur Wenige aber thun dies, und am wenigsten gewiss der, der mit unbefangenem Blicke dem Gang der Ereignisse gefolgt ist. Er findet in jedem derselben seine innere Nothwendigkeit, seinen Segen, seine wohlthätigen Folgen heraus — er erkennt immer die höchste Hand, welche die Schicksale der Völker lenkt und dieses über Friedensgefilde — jenes unter dem Donner des Krieges zu seinem Ziele leitet. — Verschieden sind die Wege des Individuums wie der Nationen, aber Jedes und Jede trägt in verschlossnem Brief ihre Bestimmung vorgezeichnet bei sich und muss sie erfüllen. —

Noch während der französischen Herrschaft und auch nach derselben ward der ehemalige fränkische Kreis, wie er bis zur Auflösung des Reichs geheissen hatte, grösstentheils dem neuen Königreich Baiern zugetheilt und einverleibt. Der Grossherzog

von Toscana, seiner Länder in Italien beraubt, besass eine Zeit lang Würzburg als eine Entschädigung derselben; er eilte jedoch, diese wieder in Besitz zu nehmen, als die Zeitumstände es gestatteten und verliess die Residenz der Schönborne, der Thüngen, der Greifenklau und anderer grossen Geschlechter, welche die bischöfliche Würde bekleidet hatten, um seine frühere Hauptstadt Florenz — er verliess die Ufer des Mains, um die des Arno wieder zu gewinnen. Baiern machte keine kleine Acquisition an Franken; es erhielt mit ihm seine reichsten und zugleich anmuthigsten Provinzen. Die drei Bisthümer, Würzburg, Bamberg, Aichstedt, die Markgrafschaften Anspach und Baireuth, das edle Nürnberg und noch verschiedene andere Reichsstädte, die Souverainität über früher reichsunmittelbar gewesene Grafschaften und Herrengebiete, der Mainstrom mit seiner Schifffahrt, die Berge mit ihren Reben, genug, Franken mit allen seinen Edelsteinen ward an die Krone geheftet, welche die Hand Napoleons aus dem bairischen Churhute schuf. — Die verschiedenen Districte des Landes hiessen von nun an nach ihren Flussgebieten; es gab kein Franken mehr, aber einen Ober- und Unter-Mainkreis, einen Rezat- und andere Kreise; erst mit dem Anfang dieses Jahres hat Baiern die alten Benennungen in seinem Königreich wieder eingeführt. Es hat eine Ober- und Unterpfalz, ein Ober-, Mittel- und Unterfranken von Neuem geschaffen. Ob diese Schöpfung ein wahrhaft erfreuliches Ereigniss sei, darüber wollen wir nicht rechten. Es giebt Dinge, die uns in der Erinnerung ewig theuer sein können, die aber der Gegenwart entfremdet sind, und statt der Liebe, Verfolgung hervorrufen, wenn sie aus ihren Gräbern wieder herauftauchen und Bürger einer Zeit sein wollen, die der lebenden Söhne genug hat. Jedes Ding gehört seiner Zeit an, und blüht, welkt und stirbt mit ihr. Die Klöster des fünfzehnten Jahrhunderts verdammen zu wollen, würde eben so wenig gesundes Urtheil verrathen, als ihre Erscheinung im neunzehnten zurückwünschen. Wäre der Name Franken eine historische Erinnerung geblieben, was er bereits geworden war, er würde uns nicht weniger lieb gewesen sein, als er es nach seiner Restauration ist. Aber dieser Name, wenn er plötzlich Individuum würde und sich jetzt, neu auferstanden nach kurzem Todesschlaf, prüfend betrachtete,

was dürfte das Resultat dieser Betrachtung sein? Er würde manche Frage an seine vertrautesten Thäler richten, die diese ihm nicht beantworten könnten. Durch die Blätter seiner Eichenwälder, — durch das Laub seiner Rebenberge würde die Klage wehen: Ist dies meine Wohnstätte noch? Ich kenne mich selber nicht mehr. Wo ist meine alte Herrlichkeit, wo sind meine Bischöfe mit ihren prachtvollen Höfen, meine Deutschmeister, meine Markgrafen, meine Ritter, wo sind meine Reichsstädte? Ihnen allen war ich vertraut, es waren meine Eingebornen, die ich mit meiner Milch genährt — das neue Geschlecht hat an anderen Brüsten getrunken. Eine frühere und eine andere Zeit war die meine.

Wollen wir die Grenzen von Franken bestimmen, so müssen wir eben darum eine etwas ältere Karte zur Hand nehmen, eine solche, die noch Wahrheit giebt, wenn sie die Umrisse des fränkischen Kreises darbietet. „Es ist," sagt der alte, ehrliche Merian, fast zwei Jahrhunderte vor uns, „es ist im ganzen Teutsch„land kein Provintz oder Landsort, denn allein das Land zu „Franken, welches Edel und Frey genannt wird. Es ist aber „diss das Franckenland, welches gegen Uffgang den Nortgau und „Bayern, gegen Niedergang die Untere Pfalz, gegen Mittag das „Schwabenland und gegen Mitternacht Thüringen angrenzend „hat und ist selbige Provintz eine von des h. Röm. Reichs zehen „Craysen. Solches hat einen herrlichen Fluss, den Mayn, der „zween Ursprung und Namen, den Weissen und Rothen Mayn „genannt, *unde dicitur Moenus Pater et Maritus.* Dieser Mayn „fleusst durch sehr viel Krümme unter Bamberg auf Hassfurt, „Schweinfurt, Ritzingen, Würtzburg, Werthheim, Frankfurt am „Mayn, bis er nechst oberhalb Maynz in Rhein fellet. Nach „dem Hauptfluss Mayn ist die Saal, *qui fluvius dicitur Mater „et Uxor; Nam Moenus et Sala, in monte Pinifero conjungun„tur: Pater dicitur, quia rubrum et album Moenum generat: „quemadmodum Sala octo liberos habet fluvios minores, mox se„quentes.*"

Er lässt hierauf diese acht geringeren Flüsse, die Kinder der Saal, ihrem Range nach folgen und nächst ihnen noch eine Menge anderer Bäche oder kleinerer Flüsse, die in benachbarten Ländern entspringen, aber mit ihren hellen, klaren, neugierigen

Gebirgswassern nach Franken hinabeilen, um sich dort in den Schoos irgend eines grösseren zu ergiessen. Wir werden mehrere dieser Flüsse auf unserer Wanderung durch das Land kennen lernen. Der Leser sieht aus obigen Worten Merians, dass es ein ziemlich bedeutender Ländercomplex ist, mit dem wir uns zu beschäftigen haben, eine Ausdehnung vom Thüringer Waldgebirge bis fast an die Donau, vom Fichtel- bis zum Rhöngebirg und den Tauberfluss. Die nördlichsten Gebietstheile unserer Provinz, wie die ehemalige Grafschaft Henneberg, das Herzogthum Sachsen-Meiningen und einige zu Churhessen gehörige kleinere Parzellen dürfen wir darum unberührt lassen, weil sie bereits in der Abtheilung: Thüringen dieses Werkes Berücksichtigung gefunden haben, obwohl mit einigem Unrecht, da sie geographisch und historisch Theile von Franken sind. Indessen wollen wir diese unblutige Usurpation keineswegs übel nehmen, sondern uns recht gern begnügen mit dem, was man uns übrig gelassen hat; unserer Meinung nach ist dessen noch ganz leidlich viel.

Es ist dem Verfasser dieses der Auftrag nicht geworden, sich aller Subjectivität zu entschlagen und er glaubt daher dem Leser zuerst die freundliche Gegend und Stadt vorführen zu dürfen, welche zufällig sein Wohnort ist. Aber auch ohne diesen Umstand würde er vermuthlich mit

Coburg

die Reihe seiner fränkischen Bilder eröffnet haben, denn die geographische Lage dieser Stadt macht sie zur Pforte von Franken, wenn man in südöstlicher Richtung zu dessen gesegneten Thälern hinabsteigt. „Unsere Pflege Coburg in Franken“ nannten die sächsischen Churfürsten oder Herzöge in früherer Zeit den Länderstrich, der sich nördlich und östlich an das Gebirge lehnt, südlich und westlich aber weiche, sanfte Gefilde und die schönsten Wiesenthäler, die es geben kann, durchströmt von kleinen Flüssen, namentlich aber von der Itz, dem Main entgegenbreitet und dessen Hauptstadt Coburg ist. — Die Itz entspringt am Fuss des hohen Blessberges und ergiesst sich nach einem etwa zwölfstündigen Lauf beim Marktflecken Baunach in den Main. Das Thal, welches sie mit ihren Wellen benetzt,

heisst der Itzgrund, und an der Biegung, wo dieser seine mittägliche Richtung, die er eine Zeitlang verlassen hatte, wieder einschlägt, mitten in einer lachenden Landschaft, von Schlössergekrönten Bergen umgeben, liegt Coburg, gegenwärtig die Residenzstadt des Herzogthums gleichen Namens. Ueber den Ursprung dieses Namens sind die Meinungen verschieden; so viel jedoch ist gewiss, dass er bereits in der Mitte des eilften Jahrhunderts in Urkunden erscheint, und gern wird angenommen, ein gewisser Graf Cobbo habe auf Veranlassung Kaiser Heinrich des Ersten die auf unserem Bild sich zeigende Bergveste erbaut und derselben seinen Namen gegeben, welcher dann auf die später entstandene Stadt übergegangen sei. Längere Zeit befand sich Schloss, Stadt und die ganze Umgegend in Besitz der im Mittelalter so mächtigen Grafen von Henneberg, denen es auch mehrfach zur Residenz diente, bis es durch Heirath an das sächsische Fürstenhaus kam. „Lieber, ich sage Euch," sprach in Bezug hierauf einst Churfürst Friedrich der Weise zu Meister Lukas Kranach, damals Bürgermeister von Wittenberg, als er durch denselben seine Ahnen abcopeien liess, „Lieber, ich sage „Euch, malt mir ja die Henne recht säuberlich und fein, denn „sie hat dem Hause Sachsen ein gutes Ei gelegt."

Zur Zeit des Bauernkrieges belagerte dessen Nachfolger, Churfürst Johann, Meiningen, um die Aufrührer daraus zu vertreiben, wobei ihm von Coburg aus viel Proviant zugeführt wurde; die Coburgische Ritterschaft aber blieb so lange auf der Veste versammelt, bis der Churfürst selbst innerhalb ihrer Mauern angekommen war, von wo aus er dem Bischof von Bamberg funfzig Ritterpferde als Succurs sendete. Fünf Jahre später, während des Reichstages zu Augsburg, dem der Churfürst beiwohnte, musste auf seine Veranlassung sein grosser Freund und Schützling Luther, um der Nähe willen, damit man bei allen etwa vorkommenden Religionssachen desto geschwinder um Rath fragen könne, seinen Aufenthalt auf der Veste Coburg nehmen, wo er stets eifrig zu Gott für die Sache der Evangelischen, die sehr gefährlich stand, betete. Vor Kummer und unaussprechlicher Angst, so erzählt die Chronik, wusste sich dieser vortreffliche, gelehrte, von Gott erwählte Mann nicht zu fassen, und die fürchterliche Vorstellung, dass seine Feinde den Sieg davon tragen

möchten, quälte ihn auf das Aeusserste. Er glaubte wieder einmal satanische Anfechtungen zu haben und in dem Sausen des Windes auf der hochgelegenen Burg umrauschten ihn die Fittige der Hölle. In einem Schreiben an Melanchthon von hier aus sagt er: „Ich bin auf einem Schloss, das voll Teufel ist, aber „da auch Christus herrschet mitten unter seinen Feinden. Eben „an dem Tag, da ich Eure Briefe von Nürnberg bekam, hat „der Satan eine Botschaft an mich gehabt. Ich war allein; „Vitus und Cyriacus waren nicht bei mir, und fürwahr hat „er so weit gewonnen, dass er mich aus der Schlafkammer ge„trieben und gezwungen hat, unter die Leute zu gehen.“ Und in einem anderen Brief: „Ich habe einige Tage her mich wohl„auf an meinem Haupte befunden, besorge aber, die an das „Schloss prallende Winde seiend in meinem Haupte gewesen.“ Und ein anderesmal: „ Diese ganze Zeit über, da ich mich all„hier, nehmlich auf der Veste Coburg aufgehalten, habe ich bei„nah halben Theils in der beschwerlichsten Langweil hinbringen „müssen.“ Man sollte dies Letztere dem Reformator kaum glauben, denn trotz der Gemüthsunruhe, in der er sich aus erklärlichen Ursachen befand, und einer körperlichen Missstimmung, die in rheumatischen Uebeln ihren Grund gehabt zu haben scheint, vollendete er hier die deutsche Uebersetzung der prophetischen Bücher des alten Bundes, namentlich des Jeremias, des Ezechiel und der kleinen Propheten, schrieb eine grosse Menge von Briefen an seine Freunde und Feinde, vornehmlich aber an seinen Herrn, den Churfürsten Johann, und dichtete nebst andern Liedern auch das schöne, unvergängliche: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Betrachtet man den Geist dieses Mannes, so kann man nicht umhin, indem man seine Grösse bewundert, die Schatten zu beklagen, welche die Finsterniss seiner Zeit noch hineinwarf und die er nicht aufzuklären vermochte. Die Persönlichkeit des Satans, die Einmischung der Teufel in die Angelegenheiten der Menschen und die Vorstellung ewiger Höllenqualen — Ausgeburten des düstersten Ascetismus — wie bestanden sie in seiner erleuchteten Seele? Traurige Folgen davon waren die Hexenprocesse, welche bald nach Luther wie eine Giftpflanze über ganz Deutschland wucherten und zahllose Opfer kosteten, ein Erzeugniss der Theosophie, welches an Gräuel mit der spa-

nischen Inquisition — unserer Ansicht nach, siegreich um den Preis ringt*). Anderthalb Jahrhunderte der Folterscenen, der Scheiterhaufen und der juristischen Barbarei, welche der geistlichen geschwisterlich die Hand bot, waren die Folgen eines Wahnes, dem dadurch das Siegel der Unverletzlichkeit aufgedrückt ward, dass der Reformator sich zu ihm bekannte. Wir müssen uns an seine anderen grossen Wohlthaten erinnern, an seinen wahrhaften Heldenmuth, an die Unerschütterlichkeit seines Characters und an die Begeisterung, von der er erfüllt war, um Jenes darüber zu vergessen.

Die sächsischen Fürsten, denen nach einander die Pflege Coburg's zufiel, residirten meistentheils auf der Veste, bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von Herzog Johann Ernst hierin eine Aenderung getroffen wurde. Er hatte das Schloss

*) Man blättere nur ein wenig in den Annalen der Hexenprocesse, um zu finden, dass diese Behauptung nicht zu stark ist. Ein ähnliches Convolut von feierlichem Unsinn, von dickköpfiger Dummheit, die um so hassenswerther ist, als Deutschland bereits einen Schatz von Kenntnissen besass, und sich des neuen, so eben aufgegangenen Lichtes der evangelischen Lehre rühmte, ein ähnliches Convolut von Barbarei ist in der Weltgeschichte nicht dagewesen. Die Verhöre der, der Hexerei oder des Umgangs mit dem Teufel Angeklagten unter der Folter, übertreffen an stumpfsinniger Grausamkeit und an empörender Brutalität jedes Verfahren der Inquisition. Kein Alter, kein Geschlecht schützte, jede Scham ward vernichtet, selbst die heilige Kindheit gemordet. Im Jahre 1632 wurde in Coburg auf dem Markt ein zwölfjähriger Knabe mit dem Schwerte gerichtet, zwei Andere, zu gleichem Tode verurtheilt, wurden mit ihm auf die Bluthühne geführt, jedoch dort begnadigt, nachdem sie ihren Gespielen hatten sterben sehen. Warum? „Weil sie auf dem Man„tel gefahren, folglich der Hexerei überführt, sehr gerechter Weise con„demnirt worden waren," wie die alten hartherzigen, schweinsledernen Chroniken jener Zeit ohne Mitleid und ohne Scham versichern. — In einem Zeitraum von 80 Jahren wurden allein in Norddeutschland über hunderttausend Hexen verbrannt. Die Inquisition hat bei allen ihren Schrecknissen etwas Grossartiges; sie war ein politisches Institut, dazu bestimmt, grosse denkende Völker zu zügeln und in die Fessel des Glaubens zu schmieden, aber dieser Grossartigkeit entbehren unsere deutschen Hexenverfolgungen. Sie sind so kleinlicher, jämmerlicher Krähwinkel-Natur, so voll von ekelhaftem Zeloten-Pedantismus, dass man nichts kann, als sich mit dem höchsten Widerwillen der Seele von diesem Schandfleck unserer Geschichte abwenden.

„die Ehrenburg“ in der Stadt neu aufgeführt und verlegte die Residenz in dasselbe (1547). Unter Herzog Johann Casimir, dem Sohn des unglücklichen Johann Friedrich von Gotha, der in Folge der Grumbachischen Händel in der Acht starb, war die Veste zehn Jahre lang der Kerker seiner Gemahlin Anna, einer Tochter des Churfürsten von Sachsen, welche eine wirkliche oder nur geargwöhnte Untreue mit lebenslänglicher schwerer Haft büssen musste. Sie starb hier im Jahr 1613 nach Erduldung unendlicher Leiden; ihre entseelte Hülle ward nach Sonnenfeld geschafft und in der dortigen Klosterkirche beigesetzt.

Mehrmals, im Lauf des dreissigjährigen Krieges, traf die Veste Coburg das Schicksal, belagert zu werden. Sie hatte schwedische Besatzung eingenommen und wurde deshalb nebst Stadt und Land von den kaiserlichen Generalen feindlich behandelt, was bei den vielfachen Durchzügen von Truppenabtheilungen und ganzen Armeen, denen das Letztere ausgesetzt war, die grössten Drangsale für die Bewohner, wie Brandschatzungen, Plünderungen, Einäscherungen und sonstige Turbationen zur Folge hatte. Die Veste hielt sich indessen wacker und ergab sich sogar unter ihrem schwedischen Commandanten dem mächtigen Friedland nicht, der sie zur Capitulation auffordern liess (1632). Ihre kriegerische Bedeutung hörte jedoch mit dem Jahrhundert fast gänzlich auf, und in den darauf folgenden Zeiten erlitt sie keine Anfechtungen mehr. Die hohen, alten, ehrwürdigen Mauern, die burgartigen Thore, Brücken und Bastionen wollte die moderne Befestigungskunst nicht mehr als hinreichendes Bollwerk erkennen. Gegenwärtig besteht die Besatzung aus einem Corps von Invaliden, welche den Wachdienst an den Thoren und im Innern verrichten, und die, noch keinesweges ruinenhaften, sondern im guten Zustand befindlichen Gebäude sind grösstentheils zum Lokal einer Straf- und Besserungs-Anstalt, auch zum Staatsgefängniss benutzt.

Sieht man die alte Veste aus der Ferne, namentlich von Süden her, so hat ihre äussere Gestalt Aehnlichkeit mit einer Krone, und da sie die höchste Lage im Umkreis mehrerer Stunden einnimmt, scheint sie als solche über den Bergen zu schweben. Der Weg, der von der Stadt hinauf führt, ist auf das beste gebahnt und läuft zwischen Gärten und freundlichen Anlagen

hin. Weinpflanzungen bedecken den südlichen Abhang des Berges — früher waren alle Berge des Itzgrundes damit bedeckt — und überall sieht man die Schönheit der Natur durch die sorgsame Hand der Kunst benutzt, hervorgehoben, unterstützt. Eine immer reichere und blühendere Aussicht entfaltet sich mit jedem Schritte aufwärts. Thüringische, baierische und böhmische Gebirge begrenzen den Horizont und winken mit ihren näheren und ferneren Häuptern. Schlösser, noch in wohnbarem Zustand oder in Trümmer zerfallen, zeigen sich überall auf den benachbarten Höhen. Es sind ihrer acht in ziemlicher Nähe, die man zählen kann, zwei Städte, Dörfer in Menge, eine Wallfahrtskirche, jenseit des Mains gelegen, und zwei ehemalige Abteien, stellen sich dem Auge dar.

Ueber eine Zugbrücke gelangt man durch ein alterthümliches, von Invaliden bewachtes Thor in das Innere der Burg. Sie ist weitläuftig und schliesst mehrere grosse, streng von einander abgesonderte Höfe ein, welches Letztere nöthig ist, da einer derselben zum Revier des hier befindlichen Zuchthauses gehört. — Was die Gebäude betrifft, so zeigt nur der nördliche Flügel des Schlosses noch seine frühere Bestimmung und erinnert an ursprüngliche Pracht; entweder befindet er sich noch ganz in dem Zustand, wie er im sechzehnten Jahrhundert die Residenz der Fürsten war, oder er ist neuerdings im alten Geschmack wieder hergestellt worden. Dies gilt besonders von dem sogenannten Hornzimmer, dessen Decke und Wände mit kunstvollen Holzschnitzereien und Einlegungen aus den Zeiten Casimirs geschmückt sind. Die Kirche, in welcher Luther mehrmals gepredigt hat, seine Wohnzimmer, das Gefängniss der Herzogin Anna, eine Sammlung von Rüstungen und mittelalterlichen Waffen, ein grosser Saal und endlich mehrere Gemächer, in denen Bildnisse aus der fürstlichen Familie und von anderen regierenden Herren und Frauen der zwei letzten Jahrhunderte aufbewahrt werden, bilden die Sehenswürdigkeiten im nördlichen Theil der Burg. Den südlichen und wohl den schönsten nimmt das grosse massive Gebäude ein, welches leider jetzt zum Zuchthause dient. In dessen unteren Hallen befinden sich eine Menge von Kriegsgeräthen des Mittelalters, Geschütze aus allen Perioden der Feuerwerkskunst, von der ersten schweren und unbeholfenen Donnerbüchse des vier-

zehnten Jahrhunderts bis zu den schon so zierlichen und reich gegossenen Kanonenläuften des sechzehnten und siebzehnten, auch drei alte Staatswagen, welche bei festlichen Einzügen des Herzogs Johann Casimir gebraucht worden sind. Man sagt, er habe seine beiden Gemahlinnen darinnen eingeholt. Umgeht man die obersten Basteien der Veste, welche eine entzückende Aussicht auf das unter ihnen liegende Land und auf die fernen Gebirge gewähren, so wird man sie mit schönen Kanonen reich besetzt finden. Es sind unter diesen Geschützen wahrhafte Kabinetsstücke, sowohl in Ansehung ihrer vortrefflichen Arbeit, als der Verzierungen und der Inschriften, mit denen der Geist der Zeit sie versehen hat. Den Griff des einen Rohrs bilden die, auf den Knieen einander gegenüberliegenden Figuren von Luther und dem Papst, die sich bei den Köpfen gefasst haben. Sie trägt die Jahreszahl 1570 und wurde zu Freiberg gegossen. Vorzüglich belohnend ist der Blick von der sogenannten hohen Bastei, und wir können uns nicht versagen, die einzelnen Punkte zu nennen, welche hier das Auge überschaut. In westlicher Ferne erhebt sich die alte Veste Heldburg, auch die fränkische Leuchte genannt, weil ihre Mauern weiss sind, und sie deshalb von ihrem hohen kegelförmigen Berg weit in das Land strahlt, im Hintergrund das langgestreckte Rhöngebirg mit seinem Gipfel, dem Kreutzberg, weiter nach Nordost und allmählig nach Norden erblicken wir den Kallenberg, den Straufhan, die Gleichberge und die sogenannten langen Berge mit ihren Dorfschaften, hinter welchen der Dolmar und noch entfernter der Beerberg hervorragen. Hier zieht sich der freundliche Lautergrund hin, dort das Schönstädter Thal, ein Gebirgszug des Thüringer Waldes mit dem Blessberg begrenzt den Horizont und schliesst die Fernsicht. Das Sommerschloss Rosenau mit seinen freundlichen Umgebungen, eine Schöpfung des jetzt regierenden Landesherrn, und die Trümmer der Ludwigsburg zeigen sich in der nämlichen Richtung. Ihnen reiht sich der fruchtbare Grund an, aus welchem namentlich das Dorf Mönchröden mit seinem ehemaligen Benedictiner-Kloster hervorleuchtet und der sich bis zur Meiningenschen Stadt Sonnenberg ausdehnt. Oestlich sehen wir das Fichtelgebirge mit seinen Spitzen, dem Ochsenkopf und dem Schneeberg; in der Richtung nach Südost den rauhen Kulm; weiterhin nach Süden

einen Theil des Maingrundes mit der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und dem Residenzschloss des Herzogs Max in Baiern, dem ehemaligen Benedictinerkloster Banz. Im Süden entfaltet sich der liebliche Itzgrund, der acht Stunden lang weiche Wiesen, die Nahrungsstätte zahlloser Heerden, bis an den Main ausbreitet; in Südwest erhebt sich das Schloss Hohenstein und in derselben Gegend, dicht am Fusse des Berges, hat sich die Stadt mit ihrem geringen Umfang, aber mit ihren malerischen Zinnen gelagert.

Bevor wir den Leser zu dieser hinabführen, sei es uns vergönnt, eine Sage, die sich an den Standpunkt des hier vorliegenden Bildes knüpft, nachzuerzählen. Ihre innere Schönheit sei die Entschuldigung dafür.

Es war im vierzehnten Jahrhundert, als Veste, Stadt und Land weit und breit einer Gräfin von Henneberg angehörte, der Wittwe des Grafen Heinrich, welche neben den reichen zeitlichen Gütern, womit der Himmel sie gesegnet hatte, auch noch vier schöner Töchter sich erfreuete. An diesen vier Töchtern hing ihr Herz, so dass sie sich nicht entschliessen konnte, sie von sich zu lassen, so viele Freier um die Hand der fürnehmen Erbinnen sich auch einfanden. Früher, als es irgend Jemand fürchtete, ereilte aber der Tod die edle Wittib und die Schwestern standen nun allein. Da kamen die Freier wieder und sie vermählten sich. Kunigunde, die Aelteste, reichte dem Landgrafen von Thüringen ihre Hand und brachte ihm schöne Länder jenseit des Gebirges zu, eine Heirath, die zwei Jahrhunderte später den Churfürsten Friedrich zu der obengedachten Aeusserung gegen Meister Lukas Kranach veranlasste. Die zweite Tochter, Elisabeth, ward Graf Eberhardts zu Würtemberg Gemahlin, und mit ihr bekam er Steinach, Sternberg, Königshofen und einen grossen Theil des fruchtbaren Grabfeldes mit vielen Dörfern und Schlössern, ja sogar die ansehnliche Stadt Schweinfurt zur Hälfte. Nun kam Anna, die dritte, und auch ihr blieb noch ein reiches Hochzeitsgut. Stadt und Veste Coburg mit ihrem Gebiet, Hildburghausen mit der schönen Heldburg, Kissingen am hohen Rhön, das weinreiche Königsberg, Schmalkalden, tief im Thüringer Gebirg gelegen, wo sie Schachte und Stollen graben, um kostbare Erze aus dem Schooss der Erde zu ziehen, und ausserdem noch

viele Aemter und Ortschaften. Nicht so reich war Sophia, die Jüngste, bedacht; ihre Güter sollten im Himmel sein und nur der Ertrag von einigen Höfen und Dörfern war zu ihrem Unterhalt im nahen Kloster der Cisterzienserinnen, Sonnenfeld mit Namen, bestimmt. Sophia war in dem Gedanken aufgezogen, eine Nonne zu werden, sie kannte von Kindheit auf keine andere Bestimmung und beneidete ihrer Schwestern weltliche Herrlichkeit nicht. Zärtlich hing sie an der noch zuletzt übrig Gebliebenen, an Anna, und wollte nicht eher nach Sonnenfeld ziehen, als bis auch diese einem Gatten die Hand gereicht haben würde. Es fehlte gewiss nicht an Bewerbern, denen nach einer so übermässig reichen Braut gelüstete, aber Fräulein Anna war wählig und konnte sich zu Keinem entschliessen. Da brachte eines Tages, wie eben die Schwestern bei einander sassen in ihrem Frauengemache, ein fremder Ritter Kunde und Botschaft von dem Burggrafen zu Nürnberg, es war dessen eigener Sohn, der junge Graf Albrecht von Hohenzollern. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sich Anna beklommen, als der junge Ritter zu ihr sprach mit einer Stimme, mit Ausdruck und Geberden, wie sie deren noch nie vor ihm gehört noch gesehen. „Der," sagte sie, nachdem der Jüngling abgetreten war, zu ihrer Schwester, die sie zärtlich umarmte, „der und kein Anderer soll mein Gemahl werden." — „Aber du kennst ihn nicht," entgegnete Sophia.

„Ich will ihn kennen lernen," war Anna's Bescheid, „und wenn der Adel seiner Seele nur im Entferntesten dem Adel seines Stammes und seines Aeussern gleicht, woran ich nicht zweifle, und — setzte sie stockend hinzu — wenn sein Herz noch frei ist, so wähle ich ihn und nur ihn vor Allen." Sie that, wie sie gesagt hatte. Vielleicht war es auch nicht ohne Absicht gewesen, dass der alte Burggraf seinen einzigen Sohn, mit einer geringen Botschaft beauftragt, an den Hof der reichen Erbin sandte, mitten in den Haufen der fürstlichen Bewerber hinein, die er Alle ausstach. Bald ward ihnen feierlich eröffnet, auf wen Gräfin Anna's Wahl gefallen war. Sie mussten gute Miene machen zum schlimmen Spiel. Viele zogen heim, Andere blieben, um die Pracht des Hochzeitfestes vermehren zu helfen, welches bereits anberaumt war. Da trat eines Tages Fräulein Sophia in der Erbin Gemach, die von Glück und Freude strahlte. „Schwe-

ster,“ sprach sie, „Gott und seine Heiligen mögen Euch segnen. Es war meine Absicht, wie Ihr wisst, in dieser Burg bis nach Euerer Vermählung zu bleiben, doch habe ich meinen Entschluss geändert. Ein Aufenthaltsort lärmender Freude sind diese Hallen und Säle geworden, seit Euerer Brautschaft, Turniere und Banket wechseln mit einander und die Harfe des Minnesängers lässt ihre goldenen Saiten ertönen, wenn draussen die Trompete verhallt. Ich tadele das nicht, Schwester, denn warum solltet Ihr nicht glücklich sein? Aber der Himmelsbraut ziemt es nicht, bei so weltlichem Treiben zu verweilen und das glänzende Bild des Lebens mitzunehmen in ihre ewige Stille. Darum vergönnt, dass ich in mein Kloster ziehe. Ich habe den Nonnen bereits Kunde zukommen lassen, dass sie mich erwarten.“

Die Erbin erschrak und hielt inne mit dem Gewebe der prächtigen Feldbinde für den Geliebten, womit sie beschäftigt war. „Wie, meine liebwertheste Schwester,“ entgegnete sie, „Ihr wolltet mich verlassen, nicht länger Zeugin meines unaussprechlichen Glückes sein? O thut nicht also! Belästigt Eueren frommen Sinn das fröhliche Getümmel meines Hofes, so soll es auf der Stelle anders werden. Auch still lässt es sich glücklich sein, meine Schwester. Ihr habt Recht. Wozu diese Harfenschläger und Flötenspieler, wozu diese Turniere und Bankets, diese fremden Ritter und Damen? Fort mit ihnen Allen! Allein für uns wollen wir die köstliche Zeit leben und tropfenweise ihre Seligkeit trinken. Nur geht noch nicht von mir, meine Schwester.“ Aber Sophia bestand auf ihren Entschluss. Da glaubte die Erbin, sie unwissend gekränkt zu haben, nahm ihre beiden Hände und fragte sie, ob dem so sei. „Mein Himmel,“ sprach sie, ihr lange ins Antlitz schauend, „war ich denn blind, meine Sophia? Ihr seht bleich aus, es spricht ein geheimer Kummer aus Euerem Auge, auch seid Ihr seit längerer Zeit immer so still und ernst. Was fehlt Euch, um aller Heiligen willen? Seid Ihr krank, hat Euch Jemand wehe gethan? Ich selbst vielleicht — denn ich bin so unüberlegt und rasch — ach, seit Albrechts Hiersein kenne ich mich ja selber nicht mehr. Sprecht, und wenn dem so ist, will ich an Euerem Herzen, zu Eueren Füssen um Vergebung flehen und um Nachsicht für ein liebendes Mägdlein, das eben nur noch Augen hat, für einen — einen Gegenstand allein.“

Sie sank auf ihre Kniee und umfasste flehend die schöne, hohe Gestalt Sophia's; diese aber drängte sie sanft von sich und suchte sie mit bleichen, leise bebenden Lippen zu beruhigen, worauf sie sich schnell entfernte. Aber die reiche Erbin und Braut ward den Tag über nicht ruhig. Immer sah sie die Schwester vor sich stehen mit dem leidenden Antlitz, und immer fühlte sie noch ihre schönen Hände in den ihrigen erkalten und zittern. Da es Abend war und der Mond heraufkam über den Rand des fernen Fichtelgebirges, suchte Fräulein Anna die Schwester in ihrem Klosett, auf den Basteien, im Weingarten, sie war nirgends zu schauen. — Nun liegt weiter abwärts von der Veste, tief im Bausenberg, eine Felsklippe, die Kanzel genannt, von wo der Blick auf Burg und Thal gar anmuthig ist und die auch der Zeichner unsers Bildes zu seinem Standpunkt erwählte. Hier pflegte die künftige Klosterjungfrau oft im Gebet zu verweilen, denn ein Kreuz neigte sich über der Klippe, und es war, als müsse Fräulein Anna sie hier, fern vom Geräusch der Hofburg, im abendlichen Frieden aufsuchen. Sie machte sich daher los von ihren Frauen und wandelte, im Schleier gehüllt, hinaus in den Forst, der Kanzel zu. Da vernahm sie leises Geflüster an der Stelle. Sophia's weisses Gewand schimmerte durch das Gebüsch und daneben leuchtete es im Mondschein wie Stahlglanz. Mit zurückgehaltenem Athem blieb die Erbin stehen; vor banger Ahnung erstarrte ihr das Herz in der Brust. „So lebt denn wohl, so lebt denn ewig wohl!“ klagte leise Sophia's Stimme. „Es muss geschieden sein! In das Kloster gehe ich, theuerer, ach allzutheuerer Jüngling, und nehme Dein Bild mit dahin in meinem brechenden Herzen. Wehe, ach wehe mir!“

Da musste Anna sich an einen Baumstamm lehnen vor Entsetzen, denn Albrechts Stimme ward laut. „Leb wohl, Sophia,“ sagte er, „Dich allein nur liebe ich, Dich allein habe ich vom Anfang an geliebt. Aber Deiner Schwester bestimmt mich meines Hauses Willen, ihr eigner, das Verhängniss selbst. Sie ist gut, wie eine Heilige, Du aber, Sophia, bist schön wie die Engel. Ich will sie ehren Zeit meines Lebens, wie eine Heilige und wie meine Gemahlin, aber Dich, Sophia, hätte ich gehalten, wie mein geliebtes Weib. Ach! warum bist Du für den Schleier bestimmt, die Lebensblühende, Reizende, und nicht sie?“

„Still, mein Freund,“ unterbrach ihn Sophia, „wecke in meiner Seele nicht den giftigen Wurm des Neides, die Schlange der Missgunst und der Verzweiflung auf. Noch schlafen sie, aber sie regen sich schon in schaurigen Träumen. Es ist hohe Zeit, dass ich Dich, und meiner Väter Schloss und sie, die Glückliche, fliehe, die Alles besitzt, was auf Erden Herrliches ist und auch Dich! Lebe wohl!“ Da rauschte es wie eine Umarmung und Gräfin Anna wankte hinweg aus der Nähe der Kanzel und auf dem Fusspfad zurück nach dem Schloss. Als sie ihr Gemach erreicht hatte, sank sie ohnmächtig in die Arme einer ihrer Zofen. Ueber den nächsten Tag sollte der Hochzeittag sein. Sie rief am folgenden ihre vornehmsten Räthe und Diener zusammen und berathschlagte bei verschlossenen Thüren mit ihnen. Weder Albrecht noch Sophia noch sonst Jemand wurde ausserdem zu ihr gelassen. Aber endlich gegen Abend öffneten sich die hohen Thüren des Saales und Gräfin Anna trat daraus hervor im weissen Klostergewand, der einfache Schleier wallend vom Haupt, wo noch gestern eine Schnur von Demanten im schönen Haare gefunkelt. In der Hand trug sie ein grosses Pergament mit der Siegelkapsel und alle ihre Räthe folgten ihr mit nassen Antlitzen. So zog sie nach Sophia's Gemach, die sie mit Erstaunen auf diese Weise ankommen sah. „Schwester,“ sprach sie, „Gott sei mit Euch. Nicht Ihr sollt in das Kloster gehen, die Lebensblühende, Reizende; mich hat der Himmel dazu bestimmt. Ich scheide von dieser Welt, so ist mein unwandelbarer Entschluss. Empfangt, Schwester, dies Pergament aus meinen Händen; es setzt Euch in alle meine Rechte ein. Ich übergebe Euch alle, alle meine irdischen Güter, die werthlosen, wie die höchsten, meine Liebe selber bringe ich Euch dar. Wo ist Albrecht, dass er Euere Hand aus der meinigen empfange?“

Der herbeigeeilte Graf stürzte beschämt zu ihren Füssen, Sophia dazu; sie weigerten sich so vieler Grossmuth, und Niemand konnte sich den Grund dieses Schrittes von Seiten der reichen Erbin und Braut erklären. Sie aber kannte ihn wohl und verharrte bei ihrem Entschluss. Mit Fassung und Würde gab sie ihre letzten Befehle, nahm Abschied von Allen, selbst von dem Bräutigam, ohne Groll, und zog noch des nämlichen Abends nach Sonnenfeld in das Kloster. Sie hat daselbst, so erzählt die

Sage, noch fünfzig Jahre als Nonne gelebt, still, fromm und fern von den Weltfreuden; Sophia ehlichte den Grafen Albrecht von Hohenzollern, aber der Himmel vergönnte ihr kein lange dauerndes Glück, denn sie soll im Kindbett nach der Geburt ihres ersten Sohnes gestorben sein.

Die Stadt hat zwischen neun- bis zehntausend Einwohner, fünf Thore und eben so viel Kirchen, von denen Eine der katholischen Gemeinde eingeräumt ist. Ihre Bauart ist die mittelalterliche, ihre Gassen sind, mit wenigen Ausnahmen, eng und schmal, haben indessen jenes Stattliche, Wohlgefällige, was in Nürnberg mit Grossartigkeit verbunden ist, wodurch dort das Musterbild einer deutschen Stadt uns entgegentritt. Einzelne schöne, alte Gebäude mit gezackten Giebeln, Spitzbögen und Thürmen, wie das Casimirianum, eine unter Herzog Casimir gestiftete akademische Anstalt, das Zeughaus, das Regierungsgebäude und das Rathhaus halten den Vergleich mit jedem altdeutschen Palast aus, und bilden, da sie eine Zierde grösserer Städte sein würden, auch die von Coburg. Das Residenzschloss, die Ehrenburg, befindet sich auf dem Platz, den früher das Barfüsser-Kloster einnahm, welches der Reformation weichen musste; seine innere und äussere Umgestaltung verdankt es mehreren Fürsten nach einander, besonders aber dem jetzt regierenden Herzog; es schliesst zwei Höfe und in sechs Flügeln eine grosse Anzahl prächtiger Zimmer und Säle ein. Auch einige werthvolle Gemälde und Portraits interessanter, selbst historisch gewordener Personen aus dem erlauchten Stamm, der hier regiert, wird der Beschauer im Innern der Residenz vorfinden; denn es ist bekannt, wie das Schicksal sich gefallen hat, in neuerer Zeit Kronen grosser Reiche auf die Stirnen Coburgischer Fürsten und Fürstinnen zu drücken. Die Wälle der Stadt sind verschwunden und in freundliche Anlagen verwandelt, wie denn überhaupt zu ihrer Vergrösserung und Verschönerung in den letzten zwanzig Jahren unter der unermüdeten Obhut eines Fürsten, der mit regem Sinn für Schönheit den geläutertsten Geschmack verbindet, ausserordentlich viel gethan worden ist. Wo früher in den nächsten Umgebungen dunkle oder wüste Plätze waren, erheben sich jetzt die freundlichsten Häuser, namentlich vor dem südlichen Thore der Stadt. Auch die Zahl der Gartenhäuser auf den Bergen hat sich

neuerer Zeit bedeutend vermehrt. Unter diesen verdient der Palast des Herzogs Ernst von Würtemberg, Bruders der regierenden Herzogin Marie, auf einer der schönsten Terrassen in der Nähe der Stadt, eine besondere Erwähnung. Noch nicht ganz vollendet, wird er einst ein Schmuck der Gegend sein.

Zu den Merkwürdigkeiten Coburgs gehören ausser dem Schloss, dessen Inneres nach den neuesten Anforderungen der Zeit edel und prächtig eingerichtet ist, ein Kupferstichkabinet von einem Umfang und einer Bedeutenheit, die es in die erste Reihe der Sammlungen dieser Art in Deutschland stellen. Leider ist dieses schöne Kabinet dem Publikum völlig unzugänglich, welches keinen Nutzen und keinen andern Genuss davon hat, als die ferne Erinnerung an seine Existenz. Die Bibliothek im Zeughaus, aus etwa 50,000 Bänden bestehend, theilt diesen Mangel nicht. Sehenswerth und gern gezeigt ist nächstdem die Gewehrkammer in demselben Gebäude, welche unter einer grossen Anzahl prächtiger Waffen aus allen Zeiten, auch viele türkische enthält, ehrwürdige Siegestrophäen des alten Helden der Türkenkriege, Prinzen Coburg, dessen treu nachgebildete Wachsbüste in der kaiserlichen Feldmarschalls-Uniform des vorigen Jahrhunderts eine sehr wohl gewählte Zierde dieser Waffensammlung bildet. Die Moritzkirche mit ihren Epitaphien und ihrem herrlichen alten Thurm verdient, dass der Fremde sie besuche. Die ersteren sind Denkmäler der Pietät des Herzogs Casimir, seinen unglücklichen Eltern gesetzt, und des Zeitgeschmacks, dem sie ihre Entstehung verdanken. Sehr lohnend ist die Aussicht von der Gallerie des hohen Thurmes. Dieselbe läuft um die Wohnung des Thürmers, welcher in der Nacht den Schlag einer jeden Viertelstunde mit einem Hornruf bezeichnen und begleiten muss. Dieser Hornklang durch die Stille der Nacht hat etwas Eigenthümliches, besonders aber während der Adventszeit, wo ein gespenstischer Mönch nicht selten anstatt des Thürmers sein Geisterhorn über die Stadt erschallen lässt. Die Sage von diesem Mönch finde hier noch Platz*).

Es war noch lange vor den drei Burgfräuleins, als Graf

*) Wir entlehnen diese Sage, so wie die frühere, den 1835 von uns herausgegebenen fränkischen Bildern. Frankfurt, bei Sauerländer. 4 Theile.

Herrmann von Henneberg von der Veste aus das Land beherrschte. Er lag in Fehde mit seinem Nachbar, dem Bischof von Bamberg, weil dieser dem Mörder seines Vaters Zuflucht gegeben hatte in seinem Lande und an seinem Hofe. Und in einem Treffen, wo er Sieger blieb, machte des Grafen Feldhauptmann mehrere Gefangene, die er seinem Herrn und Gebieter zur Verfügung zusandte. Als sie vor diesen geführt werden sollten, bezeigten sich alle wohlgemuth und getrost, denn es waren fast lauter junge, schmucke Knappen, Söhne bischöflicher Vasallen aus dem Land, die nichts Schlimmeres fürchteten, als eine kurze ritterliche Haft, bis auf Einen, welcher älter war, als die Uebrigen, rothhaarig, hässlich von Angesicht; dieser senkte das Haupt, schlug die Augen zu Boden, oder blickte scheu und furchtsam um sich. Und wie nun das Häuflein unten in der Halle stand, des Herrn gewärtig, in dessen Gewalt es gerathen war, da kam ein Mönch die Stiege herab und wollte an ihnen vorübergehen. Er war klein von Gestalt und stolperte über seine lange Kutte, fiel auch auf den Boden, wie Manche sprechen, und die jungen muthwilligen Knappen schlugen über solchen Anblick ein lautes Gelächter auf, und spotteten sein. Einer reizte den Andern und sie foppten mit neckischen Redensarten den heiligen Mann, der darob gewaltig ergrimmte. Doch liess er sich nichts merken, sondern entfernte sich, da jetzt die Sporentritte des Grafen und seiner Ritter laut wurden auf der Stiege. Der Graf war ein tapferer Herr, aber wild, zornig und finster von Gemüth. Er hatte auf halbem Weg das muthwillige Geschwätz und Gelächter in der Halle vernommen und wollte seinen Ohren nicht trauen, da er sah, von wem dasselbe herrührte. Es beleidigte ihn, dass seine Gefangenen sich munter und guter Dinge bezeigten, als wären sie daheim, oder Sieger anstatt Besiegte; doch verstummten sie wohl, da er nun unter sie trat, sie mit grimmigen Blicken betrachtete und mit harten Worten anliess. Da fiel sein Auge auf den Einzigen, der nicht mit gelacht hatte und der sich hinter einem Pfeiler vor ihm zu verbergen suchte. War der Graf schon vorher zornig gewesen, so brach sein Zorn jetzt in Ingrimm und Wildheit aus. Die blaue Ader vor seiner Stirn schwoll an, seine Nüstern schnoben und seine Hand zuckte nach dem Schwerte — er erkannte den Mörder seines Vaters. „Verfluchte Rotte," rief er, „die mit

Mördern Gemeinschaft macht, — so theilt auch das Loos von Mördern! Fort mit Euch in das tiefste Burgverliess, bis der Henker Euch zum Hochgericht holt!“ Zugleich befahl er, sie alle zu fesseln, wie Knechte, und die erstummte, vor Schrecken erbleichte Schaar von Jünglingen, denen es gänzlich unbekannt gewesen, wer der Mann war, der sich in ihrer Mitte befand, wurde dergestalt über den Hof geführt und in ein schreckbares Verliess geworfen.

Nun aber liess der Graf den Scharfrichter aus der Stadt kommen und trug ihm auf, sich selbst zu rüsten und seine Knechte und Alles bereit zu halten zur Abthuung eines ganzen Haufens von Missethätern, feierlich auf dem Hochgericht bei Fackelschein in der zwölften Stunde der Nacht, denn es war um diese Stunde, wo des Grafen Vater durch die Hand seines untreuen Hofmeisters gefallen war. Und den Gefangenen ward angekündigt, dass sie des Tages schönes Licht nicht wiedersehen würden, sondern dass sie sich vorbereiten sollten zum Tode. Da lachten sie nicht mehr, sondern Schrecken und Angst kam über sie. Doch waren sie noch nicht ganz verlassen, und fanden ihren Schutzengel in dem mitleidigen Herzen einer edlen Frau und Mutter. Des Grafen Gemahlin hatte sie vom Söller aus über den Hof führen sehen, und bald darauf vernommen, welches Schicksal ihnen zugedacht war. Da reute sie so blühende Jugend, denn sie selbst hatte der Söhne zwei von dem Alter dieser Knappen, welche seit Kurzem mit des Kaisers Kriegsschaaren in Welschland fochten. Und sie begab sich zu ihrem Gemahl, warf sich zu seinen Füssen und flehte mit eindringlichen Worten um das Leben der Jünglinge; aber der Graf wollte nichts von Gnade hören. Vergebens stellte ihm Frau Beate vor, dass nicht sie an seines Vaters fluchwürdigem Morde schuld seien, sondern nur Einer, der immerhin der verwirkten Strafe anheim fallen möge. „Gleichviel,“ entgegnete der Graf, „sind sie nicht in seiner Gemeinschaft gefangen? Mögen sie nun auch sterben mit ihm! Wer hiess sie mit einem treulosen Diener, mit einem verruchten Mörder gleiche Waffen tragen? Lasst ab, ihnen geschieht, was Recht ist.“ „O so gedenkt,“ rief die Gräfin mit Thränen, indem sie des Gatten Knie umfasste, „unserer Söhne! gedenkt, theurer Gemahl, unserer schönen, hoffnungsreichen Söhne, die wir von uns liessen in blü-

hender Jugendfülle, wie diese Jünglinge, die auch ritterliche Väter und liebende Mütter von sich gelassen haben in ihres Lehensherrn Fehde! Tapfer sind sie und Euerer würdig, aber wechselvoll ist des Krieges Geschick und wirft zuweilen auch den Besten in seiner Feinde Gewalt. Wenn jetzt unser Friedrich und Hugo schmachteten im Verliess einer italischen Burg — wolltet Ihr dann nicht, dass eine Mutter sich fände, die um ihr Leben flehte und ihres Gatten Knie für sie umfasste, wie ich die Eurigen jetzt!“ So sprach die edle Dame, und es gelang ihr endlich, die Eisesrinde zu schmelzen, die sich um das Herz des Grafen gelegt hatte, mit dem Sonnenstrahl der Vaterliebe. Da er indessen ein wunderlicher Mann war, so wollte er die Strafe doch nicht ganz erlassen und wenigstens sollten der Verurtheilten Einige sterben, und die Andern aus Gnade mit den blosen Schauern des Todes davon kommen. „So soll es sein,“ sprach er, „und hofft nicht, mehr zu erlangen. Sie werden hinausgeführt, paarweis, gefesselt, beim Fackelschein zum Hochgericht, und mit dem ersten Hornruf des Thürmers von St. Mauritius falle das erste Haupt. Und so oft Meister Martin blasen wird, auf mein Geheiss, so viele Häupter sollen fallen, nicht mehr.“ „Ein freventliches Spiel, mein Herr und Gemahl!“ wandte die Gräfin ein; der Graf aber rief: „Recht so, denn Freunde der Kurzweil scheinen sie ja, lachten und schäckerten recht weidlich unten in der Halle, mir zum Hohne vielleicht! Nun mögen sie erfahren, dass ich Scherz verstehe und auch kurzweilig sein kann.“ Zugleich befahl er, den Thürmer zu rufen und den Scharfrichter dazu. In der Gräfin Gegenwart erhielten Beide ihre genaue Weisung und sie freute sich derselben. Noch einmal liess sie sich das Wort wiederholen und feierlich geben, dass nur mit jedem Hornruf des Thürmers der Henker ein Haupt abschlagen dürfe, wie oft aber jener sein Horn an den Mund setzen solle, um das tödtliche Zeichen zu geben, das wollte der Graf ihm eine Stunde vorher kund thun lassen durch die Zusendung von eben so viel Silbergulden, als er in seiner Weisheit Hinrichtungen beschlossen. Mit diesem Bescheide wurden Thürmer und Scharfrichter entlassen. Die Gräfin aber sandte einen getreuen Pagen hinter dem Thürmer her und liess ihn in ihr Kloset führen. „Alter Martin,“ sprach sie hier zu ihm, „Du bist ein treuer Kriegsknecht und

weisst wohl, dass Du meiner Verwendung allein Deine jetzige Ruhestelle zu danken hast; darum gehorsame einmal mir, Deiner gnädigsten Frau, mehr als Deinem gnädigsten Herrn. Er ist heut im Zorn, morgen wird er milder sein, und wo nicht, so gebe ich Dir Geld und Mittel zur Flucht. Höre denn! So der Graf Dir die Silbergulden hinaufschickt auf den Thurm — es mag nun Einer, Zwei, Vier, Sechs sein — so nimmst Du sie demüthig vom Boten an und sagest, Du wollest gehorsamlich so viele Hornstösse thun, als Münzen sind. Dann aber lässest Du die Leuchte brennen in Deinem Gemach, verschliessest dasselbe wohl, steigst nieder vom Thurm und kommst zu mir herauf in die Burg, hier in mein Kloset, wo ich Dich verwahren will bis zum morgenden Tage. Still bleibt es dann oben auf Deiner Höhe, das Todeszeichen schweigt und mit den unschuldigen Häuptern wird sogar das schuldige gerettet. Mag es doch, wenn meines Gemahls Hand nur rein bleibt vom Blute, und zürnt er heute — morgen wird er mir danken. Wirst Du gehorchen, Martin?“ Und Martin versprach es nach einigem Zureden. Da schlich auf leisen Sohlen der Mönch hinter einer Tapete hervor und küsste der Gräfin Gewand. Es war der Beichtiger ihres Gemahls, der Burgpfaff aus dem Barfüsser-Kloster in der Stadt, unfern des Marktplatzes. „Peter Malchus!“ rief die Gräfin erschreckt. Er aber beruhigte sie und lobte ihren Entschluss und ihr weiches Herz, und versprach Verschwiegenheit gegen den Grafen. Die Nacht kam nun, die eilfte Stunde schlug und mit ihr das Herz der edlen Gräfin. Da trat der Graf, von einem Diener gefolgt, in ihr Gemach. Seine Züge waren von einem seltsamen Lächeln umspielt. „Seht hier!“ sprach er, und hielt ihr die geschlossene Hand hin, „seht den Haufen von Silbergulden, den ich so eben hinauf senden werde zum Martin.“ Und da die Gräfin mit klopfendem Herzen die Hand öffnete, blinkte nur Einer darin. „Dem Mörder!“ sagte der Graf finster. „Meister Henker hat die Weisung, mit ihm zu beginnen. Die Uebrigen sollen davon kommen mit der Angst.“ Frau Beate küsste die gestrenge Hand und bereute nun fast ihre getroffene Verabredung mit dem Thürmer. Doch sagte sie nichts, und der Gemahl sandte den Boten weg und verliess sie. Nicht lange, so erschien der Thürmer an der geheimen Pforte ihres Klosets, den Silbergulden in der Hand und am Gürtel das Bund

seiner gewaltigen Schlüssel. Die Gräfin winkte ihm Stille zu und trat an das Fenster, denn die Nacht war hell und den Berg hinab bewegte sich, wie eine Feuerschlange, ein Zug von Fackeln und Gestalten, und gegenüber am Berge zeigte sich in dunkelrothem Schein das Gemäuer des Hochgerichts. „Liebe Jünglinge," dachte Frau Beate, „Altersgenossen der Jünglinge meines Herzens, wandelt nur getrost, kein abscheulicher Mordstahl wird Euere blondlockigen Häupter berühren! O dass ein Engel Zuversicht und Hoffnung hauchte in Euere geängsteten Herzen! Warum diese Qual? Wie grausam die Männer doch sind! Ich hätte sie Euch nicht erdulden lassen. Vielleicht aber dient sie dazu, Eueren Muth für das ganze Leben zu stählen, und wie man einer überstandenen Gefahr noch lange mit Vergnügen gedenkt, so werdet auch Ihr einst von dieser Nacht erzählen, wenn Ihr an Euerem Heerde sitzt bei Eueren künftigen Weibern, und rothwangige Kinder Euere Kniee umspielen." — Jetzt verschwand der Zug im Thal, aber die Gräfin sah noch lange seiner traurigen Spur nach und wie er wieder erschien und wieder verschwand. Endlich war er am Hochgericht; es leuchtete ein Lichtkreis von dorther in der Ferne auf. Frau Beate aber ging zum alten Martin, nahm dessen zitternde Hände in die ihren und sprach: „Wie gut ist es, Martin, dass ich Dich bei mir habe. Doch Du zitterst, und ich werde Dir einen Humpen mit Wein holen, alter Mann, zur Labung; auch hast Du nichts zu fürchten, denn mein Gemahl ist gnädig." Damit ging sie nach dem Vorgemach und füllte am Schenktisch einen silbernen Humpen aus schwerer, silberner Kanne bis an den Rand. Eben war sie mit solchem auf dem Rückweg begriffen und überschritt die Schwelle ihres Klosets, da zog in tiefer Ferne ein langer, weitschallender Hornruf durch die Luft.

„Was ist das?" fragte die edle Frau erschreckt und blieb horchend stehen.

„Es kam," sagte Martin nach einer Pause, „bei Gott, es kam von meinem Thurme! Ich kenne mein Horn."

„Von Deinem Thurme! Mann des Unglücks, hast Du denn nicht gethan, wie ich Dir befohlen? Hast Du nicht die Thurmpforte verschlossen?" Also bebte es von den Lippen der Gräfin.

„Wohl that ich nach Euerem Befehl, hohe Frau. Hier sind alle meine Schlüssel!“

Ein zweiter Hornruf ertönte wie der erste, und benahm Beiden Sprache und Athem -- nach kurzem Zwischenraum der dritte, der vierte.

„Jesus! Jesus!“ schrie nun die Gräfin und liess den Becher aus ihrer Hand fallen, so dass der edle Wein über den Boden floss, „was ist geschehen? Wer treibt sein entsetzliches Spiel mit mir? Sollte der Graf, mein Gemahl — nein, sein Wort ist ein Heiligthum, er brach es nie; furchtbarer Alter — Du hast mich betrogen!“

„Nein, nein! Ich schwöre es bei meiner Seelen Seligkeit, bei allen Wunden des Heilandes, ich bin unschuldig!“ rief der Thürmer, auf seine Kniee stürzend. „Nichts weiss ich, als dass ich Alles that, was Ihr befahlet; es muss der Böse sein, der sein höllisches Spiel treibt.“

Und der fünfte und sechste Hornruf ertönte.

Da stürzte der Graf in seiner Gemahlin Gemach. „Hört Ihr's, Beate?“ rief er zornig, „der schändliche Thürmer überschreitet mein Gebot und bläst mehr als einmal. Doch was ist das? Gott im Himmel!“ —

Er erblickte den alten Martin mitten im Gemache knieen. Seine Gemahlin sank halb ohnmächtig neben ihm hin. „Fort!“ athmete sie mit der letzten Anstrengung ihrer Stimme, „sendet Boten, dass dem Schrecklichen Einhalt geschehe. Lasst all' Euere Rosse zu Tode jagen, nur fort, nur fort!“ Und der Graf eilte hinaus, aber es war zu spät. Zwölf Mal rief das Horn, und da des Grafen Boten auf keuchenden Rossen ankamen, lagen zwölf enthauptete Körper im Kreise der Reisigen und Fackeln umher. Und keiner war mehr übrig von den Gefangenen, denn es waren ihrer gerade zwölf gewesen. Und alle zwölf Häupter, unter ihnen das des Mörders, waren gefallen. Aber der Graf war hinabgeeilt in die Stadt mit den Schlüsseln des Thürmers; er fand das Thurmpförtlein geöffnet und eilte, glühend von Zorn, die engen Wendeltreppen hinauf. Da sah man eine Gestalt in dunklem, fliegendem Gewand auf dem Umgange stehen, über die Brüstung gelehnt, noch das Horn in der Hand. Schauerlich heulte der Wind, aber eine Stimme heulte noch schauerlicher in die Nacht

hinaus: „Buben! ich habe Euch vergolten! Ihr verhöhnt mich nicht mehr. Wusstet Ihr nicht, dass es gefährlich ist, einen Mann Gottes zu erzürnen? wusstet Ihr nicht, dass ein Mönch niemals verzeiht? Wie lieblich Euer Gelächter klang in der Halle und Euer kosendes Gerede! Jetzt koset auf dem Rabenstein mit den flatternden Raben und Eulen. Ihr habt eine Ewigkeit dazu Zeit.“

Aber die Stimme des Männleins verhallte in einen grässlichen Schrei. Von zwei kräftigen Armen gepackt und hinabgestürzt über die Brüstung, verschwand er in der Tiefe. Die zerschellte Leiche des Pater Malchus ward am andern Morgen am Fuss des Thurmes gefunden. Wie er hinaufgekommen, hat man niemals erfahren. Und viel Unglück traf von dieser Zeit an Burg, Stadt und Land. Die bischöflichen Vasallen, schwer gereizt durch den Mord ihrer Söhne, erneuerten die Fehde mit verdoppelter Kraft, verwüsteten des Grafen ganzes Gebiet und gaben keinem Gefangenen mehr Quartier. Und Kunde lief ein aus Welschland, dass die jungen Grafen gefallen seien in einer grossen Schlacht vor Ravenna. Das brach Frau Beatens Herz und sie starb lange vor ihrem Gemahl. Der gespenstische Mönch aber, der von Zeit zu Zeit auf dem Umgang des Thurmes erscheint und sein Geisterhorn ertönen lässt, wer möchte zweifeln, dass es Pater Malchus sei? —

Das *Gymnasium Casimirianum* ist unweit der Moritzkirche. Der Name bezeichnet seinen Stifter. Es ward im Jahr 1605 eingeweiht, und die an der Eckseite des ansehnlichen Gebäudes angebrachte steinerne Bildsäule des Stifters wird noch jährlich am Stiftungsfest von den Gymnasiasten der Anstalt bekränzt. — Ursprünglich stand dieselbe in der Mitte zwischen einem Gymnasium und einer Universität, wie sie denn eigentlich beides zugleich sein sollte. In den untern Classen nämlich wurde der eigentliche Gymnasialunterricht ertheilt, und in den oberen, unter Beibehaltung desselben, akademische Vorträge gehalten. Erst im Jahr 1803 hörte diese Einrichtung auf, und das Gymnasium, welches eine besondere, nicht unbedeutende Bibliothek, ein ansehnliches Naturalienkabinet und einigen physikalischen Apparat besitzt, erhielt seine jetzige Gestalt. Ausser dieser Bildungsanstalt hat Coburg noch eine lateinische Rathsschule, mehrere Knaben- und Mädchenschulen, ein Seminar und eine weibliche Erziehungs-

Anstalt für Töchter gebildeter Stände. Auch an gemeinnützigen und Wohlthätigkeits-Anstalten fehlt es nicht; zu ihnen gehören: der Kunst- und Gewerb-, der Garten- und der Frauen-Verein, die Sonntagsschule, die Sparcasse, mehrere Hospitäler, die schön eingerichtete Badeanstalt u. s. w. Das sehr wackre Hoftheater, dem gegenwärtig ein neues Haus errichtet wird, sorgt für die geistigen Genüsse des Publikums, leider nur die eine Hälfte des Jahres, indem es während der anderen mit dem Hof nach Gotha, der zweiten Residenz des Herzogs, auswandert, wie es bisher seit zehn Jahren wenigstens regelmässig geschah. Unter den drei Buchhandlungen, welche die Stadt zählt, verdient besonders die Meusel'sche, mit welcher ein bedeutendes antiquarisches Geschäft und eine Leihbibliothek von solchem Umfang verbunden ist, wie sie in grösseren Städten nur sehr selten getroffen wird, einer ehrenvollen Erwähnung.

Der Coburger ist fleissig, aber auch heiter und gesellig; daher fehlt es nicht an Vergnügungsorten. Während im Winter Cirkel, wie Casino, Harmonie und mehrere Privatgesellschaften Zusammenkünfte veranlassen, locken im Frühlinge und Sommer eine Menge reizend an die Berge gelehnter Gärten, zwischen dem Grün zahlloser Obstbäume, zu ihrem Besuch; Spaziergänge nach den nahen Dörfern oder Lustschlössern, auf vortrefflich gehaltenen Wegen und Strassen, sind anmuthig und belohnend. Wir führen auf einem solchen den Leser an das Denkmal Thümmels, beim Dorfe Neuses. Der geistreiche Verfasser der Reisen, der Sänger der „Wilhelmine“ starb 1817 dahier und einer seiner Freunde und Verehrer liess ihm im Schatten eines lieblichen Haines auf einer Terrasse dieses Denkmal errichten. Es besteht aus einer Pyramide, mit den Emblemen der Dichtkunst geschmückt, welche auf der vorderen Seite Namen, Geburts- und Todesjahr des Dichters trägt, auf den drei andern aber nachstehende Sentenzen und Sprüche, aus seinen Schriften genommen:

Dem Menschen fiel das Loos, mit ungewissem Schritt
Durch eine Nacht zu gehn, wo wenig Sterne glänzen;
Vielleicht, dass einst der Tag auch ihr entgegentritt;
Er nehme dies „Vielleicht“ bis an die äussern Grenzen
Des Lebens zum Gefährten an.

Entschluss, gerecht zu sein, Muth zu der Freundschaft Thaten,
Veredeltes Gefühl der Lieb' entsteigen nur
Der Dunkelheit des Walds, dem Wellenschlag der Saaten
Und Deinem Säuseln, o Natur!

Wie könnte dem des Schlafs Erquickung mangeln,
Den der Gedanke wiegt, Er, ohne den kein Haar
Von deinem Haupte fällt, dreht noch unwandelbar
An Kräften und Gewicht, die Welt in ihren Angeln.

Ist es ein verstorbner Dichter, dessen schöne Seele aus diesen Strophen dem Betrachter dieses Denkmals entgegen weht, so könnte derselbe leicht das Glück haben, auch einem noch lebenden und noch grösseren Dichter als Thümmel war, hier zu begegnen. Nicht in jedem Jahr, aber doch zuweilen während der Sommerzeit, wandelt in den Umgebungen von Neuses ein Mann von hoher und ernster Gestalt, mit edlen, wenn gleich etwas finsteren Zügen, und einer Stirn, hinter welcher eine Welt von Gedanken liegt. Es ist Friederich Rückert, der, ein geborner Coburger, bekanntlich jetzt als Professor der orientalischen Litteratur in Erlangen lebt und eine kleine Besitzung in Neuses hat, — die er von Zeit zu Zeit besucht, — der unendlich Begabte, wie ihn neuerdings ein öffentliches Blatt sehr gerechterweise bezeichnete. Da wandert er nun durch diese Gebüsche, die von seinen unsterblichen Liedern ertönen. Perlen des Orients und Diamanten des Abendlandes sind die Thautropfen, die auf ihren Blättern glänzen, wenn Rückerts Auge auf ihnen ruht. Die kleine heimliche Schlucht hinter Thümmels Monument bebt von dem Echo seiner göttlichen Harfe. Möchte der Zeitpunkt noch sehr weit entfernt sein, wo auch sein Monument hier Platz finden dürfte! — Nur etwa eine Viertelstunde von hier erhebt sich, auf einer freien, kegelförmigen Bergkuppe, das Schloss Kallenberg, welches, in früheren Zeiten an das Herzogliche Haus Sachsen-Meiningen abgetreten, erst durch den Theilungsrecess von 1826 wieder an Coburg-Gotha zurückfiel. Seitdem hat es durch die Fürsorge des Herzogs, dem seine eigenthümliche Lage und sein mittelalterliches Aussehen gefiel, die grossartigsten Verschönerungen erhalten. Ein neues Schloss ist mit weiser Benutzung und Beibehaltung der alten Gebäude im Raum der Burg aufgeführt, und ihr erster, niedrer Hof mit prächtigen, zum zweiten

emporsteigenden Treppen versehen worden; überall haben sich Terrassen gebildet, von denen man die lieblichste Aussicht auf das Land geniesst, und die innere Einrichtung der neuen Gemächer ist eben so geschmackvoll als fürstlich. Im alten Theil befindet sich die, noch vom Herzog Casimir erbaute Kirche, in der vorzüglich Taufstein und Kanzel schön gearbeitet sind. Ein Theil des Waldes, der das Schloss auf der Südseite begrenzt, ist zum Park und Thiergarten geworden, auf dessen Wiesen zahlreiches Wild heraustritt und mit seinen schlanken Gestalten das Auge ergötzt. In den Ställen einer in diesem Bezirk gelegenen Meierei wird eines jener edlen Thiere gefangen gehalten, deren Gattung die Verfolgung der Menschen oder irgend ein anderes Missgeschick immer mehr verringert, so dass sie bereits zur Seltenheit geworden ist, — ein Bewohner der wildesten und freiesten Thäler der Alpen, die er — ein König der Gemsen — mit seinem prächtigen Gehörne durchzieht: ein Steinbock. — Dieses schöne und kraftvolle Thier belustigt sich zuweilen, wenn es eben losgelassen wird, auf der schmalen Kante einer Thür zu lustwandeln, eine Geschicklichkeit, die bei seiner Grösse wunderbar überrascht und deren Lehrerinnen nichts anders sein konnten, als die Klippen seiner heimathlichen Gebirge, die Abgründe der Alpen.

Ein angenehmer Weg führt von Kallenberg über Neuses, Berthelsdorf, Lauter und Esbach nach Rosenau, der eigentlichen Sommerresidenz des Hofes. Einst war dieses Schloss der Wohnsitz eines adligen Geschlechtes, derer von Rosenau, welches aber nicht mehr existirt. Dasselbe führte einen zertheilten Schild im Wappen, in welchem auf der einen Seite drei rothe Rosen im weissen Feld, auf der andern drei weisse Rosen im rothen Feld zu sehen waren. Es scheint bereits in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mit Adam Alexander von Rosenau erloschen zu sein, dessen Bild in Stein gehauen über dem Eingang des sogenannten Marmorsaales sich befindet. Auf einem mässigen Hügel erhebt sich das Schloss, dessen äussere Gestalt beibehalten wurde, während die ganze Gegend, die es beherrscht, in der That mit dem feinsten Kunstsinn zu einem eben so grossartigen als reizenden Park umgeschaffen worden ist. Keine besondere Grenze bezeichnet seinen Anfang, und man dürfte das ganze Thal mit seinen

Dörfern einen Garten nennen, in welchem die Hand des Gärtners und seine Sorgfalt hier weniger, dort mehr hervortritt. — Er hat es verstanden, die Umgebungen in seine Anlagen hineinzuziehen und diese nach jenen zu formen, er hat die Natur verstanden, was oft bei berühmteren und prächtigeren Gärten so wenig der Fall war. Hier bei der Rosenau ist ihr freundlich die Hand geboten, und sie hat diesen Dienst durch eine überschwengliche Fülle von Blüthen und Segen dankbar belohnt. Ueberall tritt dem Auge ungezwungene Anmuth in der Gruppirung der Bäume, der Haine, in dem weichen sich Ausbreiten grüner Wiesenteppiche und in dem Spiegel von Gewässern entgegen. Wohlangelegte Kunststrassen und Wege führen von einem Standpunkt zum andern und geleiten zu immer wechselnden Ansichten. Hier übersieht man den üppigen Wiesengrund nach Oeslau zu mit seiner Schweizerei, dort streift, den Bausenberg entlang, der Blick zur alten Veste empor, oder zum freundlichen Kallenberg, oder zur verödeten Ruine der Lauterburg hinüber. Unter dieser hin, nordwärts, öffnet sich der Schönstädter Grund, der sich mit dem Gebirge schliesst und seine lieblich bescheidne Tochter, die Itz, zwischen dem Sammt seiner Wiesen und unter dem Schutz seiner Erlen- und Ulmengehänge vorsichtig in die Thäler der Menchen hinausführt. Das erste Ereigniss des kindlichen Flusses ist, die Rosenau zu benetzen und den Glanz eines Fürstenschlosses in ihren unschuldigen Wellen zu spiegeln. Bald finden sich Gespielen zu ihr, welche die Jungfrau reich bekränzt und mit einem Stirnband von Juwelen zum Brautbett des jungen Stromes begleiten, der südlich fliesst und die Holde mit Sehnsucht erwartet. Das Schloss Rosenau war ein, verlassen auf seinem Hügel stehender, in Trümmer zusammenfallender, alter Bau, dem das seltene und günstige Loos fiel, plötzlich neues Leben und neuen Glanz in seinen Räumen erwachen zu sehen. Die Ritter von Rosenau, wenn sie jetzt durch ihre Burg wanderten, würden zwar Treppen, Gemächer und Säle wiederfinden, wie sie dieselben verliessen, aber sie nicht mehr erkennen. Die Zauberei eines ihnen unbekannten Luxus hat sie mit ihrem Strahle getroffen. Eine alte Halle zu ebener Erde, eine Art dunkler Rüstkammer erglänzt jetzt hinter zierlichen Glasthüren, von Marmor und Gold und prächtigen von der gewölbten Decke niederschwebenden Lüstern;

es ist der Marmorsaal. In ähnlicher Weise liessen sich sämmtliche Gemächer bezeichnen. Der Blick vom nördlichen Altan auf die, mit einer kunstvollen Fontaine geschmückten Terrasse und auf das sich allmälig erhebende Gebirge ist vorzüglich schön. Das Schweizerhaus in der Nähe von Oeslau ist genau nach dem Muster einer ländlichen Wohnung in dem Berner Hochland erbaut und schliesst in seinen Ställen Heerden ein, welche vor mehreren Jahren, während einer Anwesenheit des Herzogs in der Schweiz, dort gekauft und hierher versetzt wurden. Hirten und Hirtinnen, die sie auf den Alpen geweidet hatten, kamen mit ihnen und sind zum Theil hier geblieben, zum Theil später nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt oder von dort durch andere Individuen ersetzt worden. Bei dieser Gelegenheit ward auch der Steinbock in unsere Gegend gebracht.

Das Dorf Oeslau mit seinem Kammergut, Schloss, herrschaftlichem Garten und grossen Gewächshäusern, liegt noch innerhalb der Park-Anlagen von Rosenau, die sich hinter demselben, nach Waldsachsen und dem Bausenberg zu, fortsetzen. Am Fuss des Letzteren, zwischen dunklem Erlengebüsch, lauscht das freundliche Haus der Marmormühle. Die Poststrasse nach Saalfeld, Gera und Leipzig, welche durch Oeslau geht, führt eine halbe Stunde weiter aufwärts, nach dem Gebirge, an dem ehemaligen Kloster Mönchröden vorüber, das mit seinem hohen, spitzen, steingrauen Abtei-Gebäude und mit seiner alterthümlichen Kirche malerisch von seinem Hügel herabschaut. Eine lange Reihe von Teichen, fast immer die näheren oder ferneren Umgebungen der Klöster, beginnen hinter Mönchröden und breiten ihre angenehmen Spiegel fast bis an das Gebiet der zweiten Stadt des Coburger Fürstenthums aus. Neustadt an der Haide, welches drei Stunden von der Hauptstadt entfernt ist. Witzlinge der Letzteren nennen diese gute Stadt zuweilen „unser Lyon," da Lyon auch die zweite Stadt eines Reiches ist. Die Verhältnisse bei diesem Vergleich sind nicht ganz unrichtig gedacht, denn Neustadt an der Haide ähnelt dem an dem Ufer der Rhone hingegossenen Lyon in Grösse und Herrlichkeit ungefähr eben so, wie das Fürstenthum Coburg Frankreich. Es mag etwa zweitausend Einwohner haben, welche indessen ein industriöses Völkchen sind und, gleich den Bewohnern der Meiningenschen Stadt Sonnenberg und der meisten

Ortschaften auf dem nahen Gebirge, aus dem leichten Holz der Waldungen Spielwaaren und andere Zierlichkeiten zu verarbeiten verstehen, die nicht allein nach Nürnberg wandern und dann unter dem Namen „Nürnberger Tand“ allgemein bekannt sind, sondern in grossartigen Ladungen in die Seestädte und nach Amerika versandt werden. Verfasser sah eines Tages in Sonnenberg eine ganze Niederlage von schwarzen Puppen mit Mohrenköpfen, zum Spiel amerikanischer und westindischer Kinder bestimmt. — Nicht selten bemerkt man in den Fenstern der Hütten dieser Walddörfer phantastische und niedliche Figuren stehen, Gebilde der letzten Mode oder einer Welt, die man ausser den Begriffssphären der Inwohner wähnte. Dieselben prangen mit den naturgetreuesten und lebhaftesten Farben, welche in der Luft oder dem Sonnenlicht trocknen sollen, und dahinter sind Menschen beschäftigt, deren harte, Axt gewohnte Hände diese feinen Gestalten bildeten und malten und noch damit beschäftigt sind. Diese Art von Industrie, welche den Abfall des Holzes, den der reiche Holzhändler oder der Zimmermann verächtlich übersehen würde, in eine gesuchte und wohlbezahlte Waare verwandelt, — diese Beschäftigung, welche Tausende nährt und zugleich den Kreis ihrer Begriffe erweitert, Gedanken und Einbildungskraft anregt und in die Hütte des armen Gebirgsbewohners das Bild eines Reichthums lockt, der ihr so fern liegt, hat in der That etwas Ehrwürdiges.

Ein kleiner Fluss, die Steinach, tritt hier aus dem Gebirg und wendet sich südlich, um dem Main zuzueilen, den er nach kurzem Laufe erreicht. Vorher, fast Angesichts der baierischen Grenze, spiegelt er einen stattlichen Edelsitz in seinen Wellen, das Schloss Hassenberg, gegenwärtig der Familie von Wasmer gehörig. Hassenberg auf seiner freundlichen Höhe liegt auf dem rechten, der baierische Ort Mittwitz, ebenfalls mit Schlössern, Eigenthum der Freiherren von Würzburg, jenem gegenüber, auf dem linken Ufer der Steinach, welche, Mühlen treibend, in ihrem felsigen Bette dahin rauscht. Wir bleiben noch auf dem rechten und gelangen, indem wir einen Fusssteig über die Berge einschlagen, der uns an grosse Steinbrüche vorüberführt, aus denen die Quadern zu unsern meisten Schlössern, Klöstern und öffentlichen Gebäuden in unseren Städten seit Jahrhunderten genommen wurden, in ein Thal, das abermals den Anblick breiter Teiche,

einer gothischen Kirche und solcher Gebäude darbietet, die an ein Kloster erinnern. Es ist das ehemalige Stift der Cisterzienserinnen Sonnenfeld, jetzt eine Kammerdomaine von Sachsen-Coburg. Die Geschichte der fränkischen Klöster ist fast überall mit wenigen Abwechselungen dieselbe. Blüthe, üppiger Reichthum mit seinem ganzen Gefolge bis zur Reformation — Zerstörung oder Plünderung im Bauernkrieg — Wiederherstellung nach demselben, wenn sie so glücklich waren, innerhalb der Grenzen eines der katholischen Bisthümer zu liegen, und endlich Säcularisirung durch König Maximilian von Baiern im Anfange dieses Jahrhunderts. Sonnenfeld im Gebiet der sächsischen Pflege, welche Luther's Lehre mit zuerst annahm, erfreute sich keines so langen klösterlichen Daseins, sondern wurde aufgehoben, nachdem seine Nonnen unter ihrer Aebtissin Maria von Brandenstein sich zur neuen Lehre bekannt hatten. Es stand immer in vielfacher Beziehung mit der prächtigen und reichen Benedictiner-Abtei Banz, deren Thürme in einer Entfernung von anderthalb Stunden von bedeutender Berghöhe herabschauen und über alle Thäler der Umgegend ragen. Nicht allein die Mitwelt ist schlimm, sogar die Nachwelt ist es, denn sie erzählt lächelnd von dem sehr guten Verständniss zwischen den frommen Frauen zu Sonnenfeld und den ehrwürdigsten Herren von Banz, ein Verständniss, welches sogar durch unterirdische Gänge erleichtert gewesen sein soll. Die schon erwähnte unglückliche Gemahlin Herzogs Johann Casimir, Anna, war auch eine Zeitlang in Sonnenfeld Gefangene; man zeigt ihre Zelle noch, und ihr Körper ruht in der Gruft der Kirche.

Möchten wir nun auch gleich dem Winken der vergoldeten Thurmspitzen von Banz folgen und uns nach Süden wenden, so wollen wir doch, bevor wir das Fürstenthum Coburg verlassen, noch innerhalb seiner Grenzen einen westlichen Abstecher machen. Drei Stunden von Sonnenfeld und nur eine und eine halbe von der Hauptstadt entlegen, erhebt sich auf einem der Berge, die den Itzgrund beherrschen, altergrau und düster das Schloss Hohenstein, gegenwärtig der Familie von Imhof gehörig, die es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Kauf an sich brachte. Früher gehörte es zu den reichen Besitzungen der Freiherren von Lichtenstein, und es waren drei Brüder aus diesem Geschlecht,

welche zur Zeit des Bauernkrieges die drei Schlösser Hohenstein, Lichtenstein, die Stammburg und Geyersberg an der Rodach inne hatten. In geringer Entfernung von einander und in gleicher Stärke der Wälle und Thore prangten diese Schlösser, aber sie wurden sämmtlich von den Bauern erstürmt und zerstört. Die Eroberung von Hohenstein und die Vertreibung seines Burgherrn, Herrn Valten von Lichtenstein, begleiten romantische Sagen, welche sich besonders an einen alten Thurm knüpfen, in welchen der starrköpfige Ritter mit allen seinen Mannen sich flüchtete, als alle übrigen Räume bereits in den Händen der Empörer waren. Diese legten Feuer an denselben. Der hohe Thurm brannte aus und seine Besatzung stürzte in die tiefsten Gewölbe hinab, wo viele ihren Tod fanden. Die Ueberreste dieses Thurmes, unter welchem noch sehr erkennbar der Burggraben hinführt, stehen abgesondert von dem später wieder erbauten Schlosse. Dasselbe ist noch jetzt im wohnbarsten Zustand und trägt, indem es eine ehrwürdige Zierde der Umgegend ist, auf die es von seiner Felsenbasis herabschaut, noch überall an Thür und Thor das in Stein gehauene Lichtensteinsche Wappen.

Unweit des Hohenstein beim Dorfe Wizmansberg nehmen wir vom sächsischen Fürstenthum Abschied und überschreiten die Grenze des bairischen Gebietes, um solches, so lange wir in Franken verweilen, nicht wieder zu verlassen. Wir durchschneiden einen schmalen Strich des neuern Oberfranken, kommen durch die kleine, aber wohlgebaute Stadt Sesslach, über welche der Geyersberg sich erhebt, übersteigen die waldbewachsenen Anhöhen, zwischen denen die Grenze von Unterfranken oder des früheren Untermainkreises hinläuft, und haben bald ein tief eingeschnittenes schönes Thal, welches sich von Osten nach Westen zieht, zu unsern Füssen liegen. Es ist der

Baunachsgrund,

so benannt nach dem Flüsschen Baunach, welches ihn durchströmt und bei dem Flecken gleichen Namens in den Main fällt, zugleich mit der Itz, wodurch jener schiffbar wird. Ebern, der Sitz eines Landgerichts, eine jener steinernen, wohl ummauerten, gethürmten, vielzackigen, aber unendlich kleinen Städte, womit Franken besäet ist — geharnischte Zwerge dürfte man sie nen-

nen — bildet ziemlich den Mittelpunkt des Thals, das ausserdem fast gänzlich Besitzthum zweier Brüder, der Freiherren von Rottenhan, ist, deren stattliche Schlösser und Wohnsitze Rentweinsdorf und Eyrichshofen, von schönen Parks umgeben, der Stolz und die Zierde des Baunachsgrundes sind. Aber noch eine andere Zierde erhebt sich über demselben in den grossartigen und prächtigen Trümmern zweier Stammschlösser von einst mächtigen Geschlechtern, welche noch blühen, ohne jedoch einen Schimmer jenes Glanzes gerettet zu haben, der sie in früheren Jahrhunderten, bis in die Mitte des letztverflossenen, umgab. — Der Lichtenstein, dessen Ansicht wir hier geben, krönt den östlichen Beginn der hohen Bergkette, die mit steilem Abfall nach Süden das Thal begrenzt; eine gute Stunde davon in westlicher Richtung schaut der Altenstein mit seinen malerisch abgebrochenen Mauern und schönen Fensterwölbungen, Thoren und Thürmen, welche noch überall die Spuren architektonischer Pracht an sich tragen, bleich, wie der Geist einer längst entschwundenen Vergangenheit, in die blühende Gegend hinab. Beide Schlösser wurden im Bauernkrieg Opfer der Zerstörung, von ihrer dereinstigen Grösse aber zeugen ihre weitläufigen und herrlichen Trümmer. Der Altenstein ist noch jetzt Eigenthum der Familie, die seinen Namen führt und in dem am Fuss seines Berges gelegenen Pfarrort Pfaffendorf ein neueres Schloss bewohnt. Der Lichtenstein dagegen kam in späteren Zeiten durch Kauf an den Grafen von Rottenhan zu Merzbach. Letzterer Ort, ein grosses Dorf mit einem gräflichen Schlosse, liegt im Itzgrunde und man gelangt vom Baunachsthal auf einer neuen, über die Berge geführten Kunststrasse dahin. Weithin leuchten die weissen Wände des Merzbacher Grafenschlosses, welches, wie Rentweinsdorf, mit einem schönen Garten terrassenförmig umgeben ist, während wohlhabende Dörfer zu seinen Füssen ruhen und gleich jenem das glückliche Verhältniss zwischen Adel und Volk beurkunden, ein Verhältniss, welches in Franken öfter erscheint und wohl geeignet sein dürfte, die Ideen der neueren Zeit mit dem Feudalismus zu versöhnen. In kaum stundenweiter Entfernung liegen hier seine Residenzen, eine grenzt an die andere, Grafenschloss reiht sich an Grafenschloss und wo träfe man zu gleicher Zeit stattlichere und schönere Dörfer, angebautere Fluren und eine dem An-

DER ALTENSTEIN

scheine nach zufriedenere Bevölkerung? — Tambach, Sitz des Standesherrn, Reichsgrafen von Ortenburg, nur anderthalb Stunden von Coburg entfernt, war früher ein Klosterhof der Abtei Langheim und wurde als solcher zu Anfang dieses Jahrhunderts für gut genug erachtet, die Residenz einer so eben mediatisirten, souverainen Familie zu werden und ihr zum Aequivalent ausgetauschter Besitzungen an der Donau zu dienen, eine Thatsache, die zugleich einen Begriff von dem Reichthum fränkischer Abteien abgeben kann. —

Das Schloss zu Tambach ist von Quadersteinen mit architektonischen Verzierungen gebaut. Das kolossale Standbild irgend eines Heiligen oder Prälaten, den goldnen Krummstab in der Hand, schmückt sein Vestibül und es hat drei Flügel, die jedoch nicht alle gleichmässig ausgebaut sind. Die Wohnungen der Beamten des kleinen Gebietes, welches neunzehn Dörfer in sich fasst, freundliche heitere Häuser mit ihren Gärten, umgeben das Schloss und bilden den Ort. Westlich von hier beginnt das sogenannte

Grabfeld,

eine hügelige Landschaft, die sich mehrere Meilen weit dem Rhöngebirge zu entgegenstreckt und in welcher Wald, Wiesen und fruchtbare Felder mit einem Boden abwechseln, der weniger ergiebig, rauh und steinig ist. Kleine Städte, Flecken und Dörfer, auch denkwürdige Schlösser sind im Grabfeld zu finden; wir nennen unter den ersteren Königshofen, Hofheim und Königsberg, welcher letztere Ort mit dem dazu gehörigen Amt und dem Flecken Nassach, völlig umschlossen von bairischem und ehemaligem bischöflich würzburgischen Gebiet, seltsamer Weise seit Jahrhunderten zum Fürstenthum Coburg gehört. Die Stadt Königsberg an sich ist unansehnlich, aber ihre Lage am Fuss reicher Weinberge angenehm, und sie wird hoch überragt von den Ruinen eines mächtigen Bergschlosses. So klein Königsberg ist, hat es dennoch den Ruhm, die Vaterstadt eines grossen Mannes zu sein. Der berühmte Astronom Regio Montanus ward hier im Jahr 1436 geboren. Er hiess eigentlich Johannes Müller oder Molitor, nannte sich aber, dem Gebrauche seiner Zeit gemäss, als Gelehrter lateinisch nach seiner Vaterstadt und hinterliess diesem Namen den Ruhm eines grossen Denkers, Forschers und

Schriftstellers. Nur wenige Stunden von Königsberg, nahe bei dem Städtchen Hofheim, erhebt sich auf einem mässigen Berge eine alte Burg, welche noch vor wenigen Jahren ihre ehrwürdigen Hallen über dem Haupt eines Mannes erhob, der in gewisser Beziehung der letzte Ritter des Frankenlandes genannt werden dürfte. Adelige Abkunft, edlen Sinn, Männerwerth und den Besitz alter Schlösser theilt zwar noch Mancher mit dem hier Angedeuteten; aber wenn eine ganz eigenthümliche Neigung zu den feineren und edleren Gebräuchen der Ritterzeit, der Hang, sie wo möglich mit ihrem poetischen Athem in seiner Umgebung wieder hervorzurufen, was ihm Reichthum erlaubte, eine Art von sentimentaler und grossartiger Wehmuth um das Vergangene und endlich Form, Wesen und Ausdruck seines Umgangs jene Bezeichnung des letzten Ritters rechtfertigen möchten, so wäre es bei ihm. Jedermann, der nur einigermassen im Grabfelde sich umhörte, hat von dem alten Freiherrn von Truchsess auf seiner Bettenburg*) vernommen. Seit mehreren Jahren ist er todt, aber sein Andenken lebt noch gesegnet unter den Landleuten fort. Er war unvermählt und fast blind, aber ein Vater seiner Unterthanen, ein Freund seiner Freunde, der gastfreie Wirth Aller, die an seine Pforte klopften, und das hochgeehrte Oberhaupt einer ausgebreiteten Familie. Zugbrücke, Thore, Hallen führen in die Ritterburg ein, in welcher der liebenswerthe Greis mit schneeweissem Haupte waltete. Die Gemächer und Säle derselben hatten verschiedene phantastische Beziehungen, die sich in Frescogemälden an Decke und Wänden aussprachen; es gab einen Saal der Freundschaft, der Erinnerungen, der Mährchen und Sagen, der Lieblingsdichter des Schlossherrn. In dem sorgfältig unterhaltenen Park gab es ein Felsendenkmal, Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen gewidmet, ferner eine Säule, an welcher, auf Schildern gemalt, die Namen vorzüglich von ihm geachteter Männer zu lesen waren. Hierher führte er einst seine Neffen, aufwachsende Jünglinge, und zeigte ihnen noch leere Schilder. „Sie sind für Euch bestimmt," sagte er zu ihnen, „wenn Ihr dessen würdig werdet." Auch einen Tempel des Todes gab es im Park, dessen Eingang der finstere Sensen-

*) Mit einer Ansicht.

mann mit der Hippe, der unerbittlich alles Irdische mäht, bewachte; verschiedene Inschriften in Stein deuteten auf die Furchtbarkeit der christlichen Personificirung des Todes, jetzt aber trat man in den Tempel ein und fand dort in freundlich heiterem Raume die schönere Vorstellung des Alterthums von dem ernsten Gegenstand, den Jüngling mit der gesenkten Fackel, ein Bild, dem hier offenbar der Vorzug eingeräumt war. Eines Zuges von dem alten würdigen Freiherrn, dem der Jüngling nun bereits seit einem Decennium die Fackel senkte, sei hier noch erwähnt, weil er unserer Ansicht nach sein Bild vervollständigt. Die regierende Herzogin von Sachsen-Hildburghausen und ihre Tochter, die unlängst vermählte Kronprinzessin, jetzige Königin von Baiern, beehrten ihn einst mit einem Besuch. Der Freiherr empfing die hohen Gäste am äussersten Burgthor und reichte hier der Herzogin seinen Arm. Diese zögerte ihn anzunehmen, indem sie bemerklich machte, dass sie der Kronprinzessin nachstehe. Da erhob der alte Freiherr seine tiefe, sonore, fränkische Stimme und sprach Allen vernehmbar: „Ew. Durchlaucht, wir stehen hier vor einer alten Ritterburg und in einer solchen hat immer die Mutter den Rang vor der Tochter gehabt.“

Reise von den Quellen des Mains bis Würzburg.

Wenden wir uns jetzt wieder nach Osten und der geneigte Leser folge mir an den Fuss des langen Gebirges, das von dieser Seite unsern Kreis begrenzt und mit zwei Gipfeln, dem Ochsenkopf und dem Schneeberg, weit nach Franken und Böhmen hineinragt. Es führt seinen Namen von dem Fichtenreichthum, der seine Thäler und Berge bedeckt, Fichtelgebirge, *mons piniferus*, und dient zur Verbindung des Thüringerwaldes mit dem Erzgebirge und Böhmerwalde. Der Flächenraum, den es einnimmt, wird etwa vierzig Quadratmeilen betragen. In Nordwesten und Nordosten geht das Gebirge in ein wellenförmiges Hochland über, in Westen und Süden aber hat es einen steilen Abfall in Wiesengründe und flache Hochebene, aus denen sich einzelne, freistehende Kegelberge erheben, wie z. B. der rauhe Kulm. Der Kern des Gebirges besteht in Granit, welcher von Gneus und Glimmerschiefer umgeben wird; im Nord und Nordwest findet sich Schiefer, im Süd und Südwest giebt es jüngere Flötzgebilde. Erze birgt es in seinem felsigen Schoosse, aber ein köstlicheres Product weint die öde Einsamkeit seiner Natur. Wie die Thränen aus einem Greisenauge, die auf das blonde Lockenhaupt des Enkels herabrinnen, so lässt das alte Gebirge diamantene Tropfen aus seinem Boden perlen und niederrieseln zu den Thälern, wo sie Segen, Glück und Wohlstand um sich verbreiten. Vier Flüsse sind es, die hier entspringen und ihren Lauf nach allen vier Weltgegenden nehmen; ihre Anfangsbuchstaben liegen in dem lateinischen Worte MENS und ein altes Distichon in derselben Sprache lautet also:

MOENUS ubi patet et cum SALA nobilis EGRUS
Et NABUS ex uno fonte lacuque fluunt.

Ein deutsches, dem Anscheine nach aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, lässt sich darüber folgendermassen vernehmen:

> Vier Littern eine Sylb, ein kleines Wörtchen bringen,
> So doch vier Flüsse sind, MENS, rathe, sie entspringen
> Auf unserm Fichtelberg, Main, Eger, Nab und Saal,
> Die zeigen an der Stirn Wort, Sylb und Litternzahl.

Der markgräflich brandenburgische Hofprediger Gross sagt sogar in einer Predigt von diesen Flüssen: „Vier herrliche Trost-Ströme aus der unendlichen Bronnquell der Güte Gottes vom Berge des Herrn hervorfliessend," und bezeichnet mit dieser Phrase weit besser, als die Gegenstände, die er schildern wollte, den süsslichen und aufgeblasenen Kanzelstyl seiner Zeit. Wie dem nun auch sei, so ist der Lauf gedachter Flüsse folgender: die Eger geht nach Osten, die Saale nach Norden, die Nabe nach Süden, und der Main, derjenige, mit dem wir uns hier beschäftigen, dessen Lauf wir verfolgen wollen auf einer Reise von Baireuth nach Würzburg, gegen Westen.

Hoch auf dem Gebirge, unter dem grossen Felsen des Ochsenkopfes, zwischen diesem und dem Schneeberg, befand sich noch vor nicht zu langer Zeit ein See von bedeutendem Umfang und von unglaublicher Tiefe. Dieser See war mit finsteren Wäldern umgeben, das Bild des heiteren Himmels zeigte sich schwarz in seiner düsteren Fluth und die Einsamkeit, die rings auf derselben herrschte, ward nur zuweilen durch einiges wilde Geflügel unterbrochen, wenn es mit lautem Schreien darüber hinzog. Die Gegend dieses hochgelegenen, kalten und einsamen Gewässers, die Seelohe genannt, war verrufen bei den Landleuten und ist es noch heutigen Tages. Der See hat jetzt eine andere Gestalt angenommen, eine schönere aber nicht; er ist Moor und Sumpf geworden. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts liess die markgräfliche Regierung ihn, zu Verstärkung des Nabflusses, durch einen tiefen Stollen abgraben, welches zur Folge hatte, dass er nach und nach zuwuchs und von einem mit Moos und Binsenstöcken zusammengefilzten Rasen überzogen wurde, über welchen mit einer Stange zu gehen man allenfalls wagen durfte, doch immer einiger Gefahr des Versinkens ausgesetzt war. In

diesem ehemaligen See, welcher jezt eine grüne moorige Fläche ist, wird der schöne Strom geboren, der prächtig durch Franken dahinfliesst. Es ist zwar nur eine seiner Quellen — wir werden die andern auch aufsuchen — der sogenannte weisse Main aber tritt aus dem Fichtelsee und wird schon eine Viertelstunde von da, nachdem er in die grossen Flössweiher getreten ist, zum Flössen des Holzes gebraucht, welches der gewinnsüchtige Holzhändler auf seinen jugendlichen Rücken ladet. Wie die Gespielen zum Gespielen, so hüpfen und springen aus dem Moos ihrer Grotten verschiedene kleine Bäche herbei — das Schimmelbächlein, der Fröbersbach und der von dem Schneeberg herabstürzende Fischerbach, das Goldbächlein, die von Gefrees und Berneck hereilende, Perlen führende Oelsnitz vereinigen sich mit dem jungen Fluss, der, indem er durch Blumenufer dahinplätschert, bereits Hammerwerke und Mühlen treibt. Wir verlassen ihn einen Augenblick, um in dem nahen Städtchen einzukehren, das im Kessel hoher Berge liegt, von denen einige mit den Ruinen alter Schlösser oder mit Kapellen geschmückt sind, und dessen Mauern die kindliche Oelsnitz bespült, welche dem Main ein unschuldiges und kostbares Spielwerk aus ihrer geheimnissvollen Kammer mitbringt — die Perle.

Berneck,

von dem wir hier eine Ansicht geben, im Landgerichtsbezirk Gefrees, sonst im königlich baierischen Obermainkreis, jetzt in Oberfranken, ist ein gutes nahrhaftes Städtchen von circa dreizehnhundert Einwohnern, welche verschiedene nützliche Gewerbe betreiben. Es hat einen Eisendrahtzug, eine weisse Vitriol- und Alaunsiederei, einen guten Serpentinsteinbruch und reichlichen Feld- und Obstbau. Die Perlenmuscheln, zu deren Auffischung Anstalten vorhanden sind, werden den orientalischen an Werth gleich geachtet. Wir wollen ihn nicht allzuängstlich abschätzen. Hat jedoch Jemand ein Gelüst, das wir nicht mit ihm theilen, nämlich nach angenehmen Lebkuchen, die ihren berühmten Brüdern von Nürnberg wenig nachgeben sollen, so kann er es stillen; es giebt der Lebküchner mehrere in dem freundlichen Städtchen und ihre Waare soll preiswürdig sein.

Nur mühsam scheint unser Fluss sich aus dem Gewirr der Berge hervorzuwinden, die das Thal von Berneck bilden, und er setzt nun, schon etwas ansehnlicher, seinen Lauf zwischen Wiesen und zahlreichen Dörfern fort gegen Culmbach zu, der ersten bedeutenderen Stadt auf seinem Wege, die er, etwa acht Stunden von seinem Ursprung, erreicht. Die Lage von

Culmbach*)

kündigt sich bereits in weiter Ferne durch seine hohe Bergveste, die Plassenburg, an. Es war früher Residenzstadt der Markgrafen von Brandenburg-Culmbach und ziemlich gut befestigt, wovon noch die Spuren übrig sind. Fast wie Berneck ist es im tiefen Thaleinschnitt, der sich jedoch nach Westen bedeutend öffnet, gebaut; das Thal ist fruchtbar an Wieswachs und die umgebenden Berge, deren urbar gemachte Bezirke Riethen genannt werden, sind mit Weinreben, Hopfen und Obstbäumen bepflanzt. Fünfhundert Häuser sind die Wohnstätte von 3—4000 glücklichen Bürgern, die hier in ungetrübter Ruhe, fern von dem Geräusche der Welt, die mässigen, aber sicheren Güter geniessen, die ihnen das Schicksal verlieh. Nicht immer war es so. Die Fehden des Mittelalters mit ihrem Schwertergeklirr und Trompetengeschmetter zogen oft durch dieses Thal und um die Wälle dieser hohen und weitläufigen Fürstenburg, von der wir hier eine Ansicht liefern. Culmbach ward 1430 von den Hussiten überfallen, niedergebrannt und seine Bewohner wurden mit der Grausamkeit jener Zeit gequält und ermordet. Im dreissigjährigen Krieg erlitt es gleichfalls viele Drangsale, besonders durch den kaiserlichen General Lamboy, denselben, der auch die Veste Coburg belagerte.

Die Stadt ist nett gebaut, ihre Strassen haben ein reinliches Ansehen und in ihrer nächsten Umgebung befinden sich Gesellschaftsgärten, von denen einer, der des Casino, eine wahrhaft grandiose Aussicht auf das mächtige Bergschloss gewährt, das sich ihm gegenüber erhebt. — Der Weg, welcher auf die Plassenburg führt, ist wohlgebahnt, obgleich sehr steil und, steigt schneckenförmig zwischen Linden-Alleen aufwärts. — Die ge-

*) Mit einer Ansicht.

waltigen Mauern, die mit Kanonen gespickten Basteien, der weite Umfang, die Opulenz des Baues deuten auf einen fürstlichen Erbauer und in der That war derselbe Herzog Otto aus Meran'schem Geschlecht, der sie im dreizehnten Jahrhundert zum Sitz seiner Erben bestimmte. — 1554 wurde sie von den Bundständen nach einer siebenmonatlichen Belagerung unter Herzog Heinrich von Braunschweig zerstört; zwölf Jahr später hielt jedoch Markgraf Friedrich schon wieder seinen feierlichen Einzug in die hergestellte Burg. Bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts blieb sie Residenz, welche dann unter Markgraf Christian von Culmbach und Plassenburg weg nach Baireuth verlegt wurde. An einem Wachhause vorüber, worin Helme glänzen und lustige baierische Soldaten sich vernehmen lassen, gelangen wir durch Vorhöfe und gewölbte Thore in einen sehr schönen, viereckigen Hofraum, der mit Thürmen und Arkaden voll reicher Architektur ausgeschmückt ist. Alles verkündigt altdeutsche Festigkeit und Pracht, den Fürstensitz früherer Zeiten, und schon wähnen wir, wird einer der zahlreichen Thürme oder Altane sich öffnen und ein geschmückter Edelknabe im Schimmer eines seidenen Wamses, den Falken auf der leichten Hand, hervortreten, oder Schöneres — ein holdseliges Fräulein im Jagdkleid, das nach ihrem purpurgeschirrten Zelter ruft — da schreiten bleiche, kränkliche Gestalten des Unglücks und der Schmach über den Hof, ihre Kleidung ist zweifarbig, ihr Antlitz aber trägt nur Eine Farbe, die des Grams — und wir werden inne, dass es ein Strafhaus ist, in welches wir getreten sind. Seit länger als zwanzig Jahren dient die Plassenburg dieser traurigen Bestimmung. — Gefängnisse, Kerker und Strafhäuser, Schaffot und Galeeren sind leider Nothwendigkeiten des Staatenlebens, aber gern wenden wir unsern Blick von der Stelle hinweg, wo unser Bruder — wenn auch der schuldige — leidet. Die Behandlung der Gefangenen von Plassenburg wird indessen als menschlich gerühmt; sie werden beschäftigt und man verfertigt in ihren dichtangefüllten, aber traurigen Sälen, in denen gezwungenes Schweigen herrscht, allerlei Zeugstoffe, selbst Tuch. —

Indessen können wir nicht weiter schreiten, ohne einen Blick seitwärts auf Lukas Cranach's Vaterstadt geworfen zu haben, welche nur zwei Meilen nördlich von Culmbach gelegen ist. Cro-

nach, am Zusammenfluss der Bäche Cronach, Hasslach und Rodach gelegen, ist eine kleine gutgebaute Stadt mit einer Festung, Rosenberg genannt, welche hoch über ihr thront, wie Plassenburg über Culmbach. Hier wurde im Jahre 1472 der berühmte Maler geboren, der, so zu sagen, der Repräsentant der altdeutschen Schule ist. Während des Bauern- und dreissigjährigen Krieges zeichneten sich die Bewohner Cronachs durch unerschütterte Treue gegen ihren Landesherrn, den Fürst-Bischof von Bamberg, aus. Die Schweden begingen hier die Grausamkeit, aus Rache, dass sie den Rosenberg nicht erobern konnten, drei gefangene Bürger lebendig zu schinden, deren Bild später in das Stadtwappen aufgenommen ward. Der Rosenberg ist nicht, wie Plassenburg, ein Strafarbeitshaus geworden, sondern ist seiner ursprünglichen Bestimmung treu geblieben. Er wurde in verschiedenen Zeitpunkten erweitert, besser befestigt und der erste Krieger unserer Zeit sogar, Napoleon, wandelte auf seinen Wällen, liess sie in besseren Zustand setzen und mit Pallisaden umgeben. Heut zu Tage ist Rosenberg eine bairische Festung dritten Ranges, unter einem Commandanten und einer mässigen Besatzung.

Eine Stunde westlich von Culmbach erhebt sich ein hübsches Schloss von grauem Quadergestein, von Bäumen und Wiesen umgeben, deren üppiges Grün und schwellendes Gras errathen lassen, dass ihr Boden von irgend einer Najade benetzt wird. Das Schloss heisst Steinhausen und ist ein Besitzthum der freiherrlichen Familie von Guttenberg. Im Angesicht seiner Mauern begegnen sich zwei Flüsse, silbern und hell, noch unverdorbne Söhne des Gebirgs — zwei Brüder, der weisse und der rothe Main, und umarmen sich, freudig rauschend, wie zwei Jünglinge, die aus der Thür des Vaterhauses tretend, sich zur langen Wanderung durch die Fremde die Hand reichen. Wir müssen die Wiege des rothen Mains aufsuchen, nachdem wir an der des weissen gestanden. — Er entspringt unter einem Felsen des sogenannten Gottesfeldes, unweit dem Städtchen Creussen, nimmt bei dem Dorf St. Johannes die Steinach auf und eilt in schönen Windungen durch die Auen der Hauptstadt des ehemaligen Markgrafenthums und jetzt von Oberfranken, dem ansehnlichen, ja prächtigen

Baireuth

zu, von dem unser Werk eine Ansicht liefert. Der jugendliche Fluss spiegelt wohlgefällig die Stadt mit ihren Thürmen, breiten, regelmässigen Strassen und Palästen. Früher war Baireuth mit Glanz erfüllt und prunkliebende Fürsten und Fürstinnen haben überall ihre Spuren hier zurückgelassen, die jedoch allmälig verbleichen. Es hat zwölftausend Einwohner, ein schönes Schloss, ein Gymnasium, prächtiges Opernhaus, Rathhaus, eine Kaserne, Münze u. s. w. Mit Baireuth ist das Städtchen St. Georgen verbunden, welches Markgraf Georg Wilhelm gegründet und dessen Nachfolger mit mehreren Privilegien beschenkten. Gärten, Alleen, Spaziergänge und öffentliche Springbrunnen verschönern Baireuth, und auf mehreren Plätzen trifft man noch Bildsäulen oder Monumente seiner alten Beherrscher. Trotz alles dieses Heitern und Glänzenden fühlt es sich in den Strassen dieser Stadt, dass ihnen etwas mangelt, dass der Geist gewichen ist, der sie erschuf, und nächstdem, dass einst hier eine Nachahmung gewaltet hat, die den Glanz einer grösseren Hauptstadt in dieser kleineren wiederzugeben bemüht war. Eine Schwester Friedrich II. von Preussen, die Gemahlin des Markgrafen Friedrich, hat mehrere Gebäude nach berliner Maasstab aufrichten lassen. Zu ihnen gehört das prächtige Opernhaus, dessen innerer Raum fast ganz vergoldet und mit vier Reihen Logen versehen ist. Kein seltsamerer Anblick, als wenn in diesem ungeheuren und prachtvollen Lokale, dessen Aufbau selbst zu den glänzendsten Zeiten des Markgrafenthums eine wenig überlegte Verschwendung genannt werden muss, wenn hier eine wandernde Schauspielergesellschaft Vorstellungen giebt. Verfasser dieses war einst Zeuge einer solchen Vorstellung. Auf der Bühne war eine Bühne gebaut, den Kräften der Spielenden angemessen, so dass rings um dieselbe noch weiter leerer Raum blieb; einzelne Lampen versuchten vergebens das unermessliche Proscenium zu erleuchten, dessen Vergoldung aus dem Dunkel, das ringsum herrschte, trübe Blitze auf die einzelnen Köpfe der Zuschauer herabwarf, die sich darin verloren. Es ist schwer anzunehmen, dass dieses Haus bei der Bevölkerung der Stadt jemals dicht angefüllt war.

Eine Stunde von derselben, beim Pfarrdorf St. Johannis,

liegt das Lustschloss, die Eremitage, mit seinen Gärten, welche Markgraf Wilhelm im Jahre 1718 anlegte und die später durch Markgraf Friedrich bedeutend erweitert und verschönert wurden. Das Ganze, mit seinen Gebäuden, Tempeln, Alleen, Wasserkünsten, Grotten, die mit Muscheln und Perlen ausgelegt sind, trägt indessen zu sehr den überladenen und kleinlichen Geschmack des vorigen Jahrhunderts an sich, als dass es den heutigen Schönheitssinn befriedigen könnte. Ein anderes Lustschloss in der Nähe heisst Phantasie und ist jetzt Besitzthum des Herzogs Alexander von Würtemberg. Ein sehr schöner alter Baum, eine Linde in den Umgebungen dieses Schlosses, ist uns würdig erschienen durch den Grabstichel hier veranschaulicht zu werden.

Wer vor dem Jahre 1825 in der Allee lustwandelte, die von Baireuth nach der Eremitage führt, konnte in derselben einem schlichtgekleideten, unscheinbaren Mann mittlerer Grösse begegnen, der täglich nach der Eremitage ging, und dabei in einer kleinen Schenke einkehrte, die ziemlich in der Mitte des Weges liegt. In dem Stübchen der Wirthin, einer gemüthlichen Alten, setzte sich der Mann nieder und liess sich einen Deckelkrug des vortrefflichen Bieres einschenken, welches in der Stadt und Umgegend gebraut wird. Und während er es trank, schloss sich seine erhabne Seele dem Himmel auf. — Der Geist des Getränkes, der die Fibern anderer Gehirne betäubt, erzeugte in dem seinigen die Träume eines Gottes. — Mit olympischer Ironie lächelte er auf das Leben herab, und Frau Poggenudel's*) Ohr vernahm das erste Tönen, den ersten Anklang von Gedanken, die bald darauf das Entzücken der Welt werden sollten. O, Jean Paul, wer könnte Dich vergessen! Jeder Biertrinker aber tröste sich damit, dass Du auch einer warest!

Von Baireuth aus schlängelt sich der Fluss zwischen Dörfern und Rittersitzen hin und nimmt zahllose Bäche in sich auf, die von beiden Seiten zu seinem silbernen Bette herbeieilen. Wir wollen nur Einen nennen, die Aubach, welche der bedeutendste von diesen ist und aus der gräflich Giechischen Herrschaft kommt, deren altes Stammschloss, Giech, eine schöne Ruine, fünf Stun-

*) Wir geben ihr diesen Namen, weil wir uns ihres wirklichen nicht entsinnen.

LICHTENFELS & BANZ.

den von Bamberg, einen der höchsten Berge der Gegend, krönt. Die Aubach fliesst durch Thurnau, der jetzigen Residenz der Grafen von Giech und ihres Herrschaftsgerichtes, einen Marktflecken von 1400 Einwohnern mit einem Schloss und schönem Garten. — Bedeutend durch sie verstärkt geht der rothe Main immer kräftiger seiner Vereinigung mit dem weissen entgegen, welche, wie wir bereits wissen, beim Schlosse Steinhausen Statt findet. Nunmehr legen beide ihre Bezeichnungen: weiss und roth ab; der Main ist gebildet und rollt ohne weiteres Beiwort den inneren Thälern Frankens zu, deren Schmuck, deren Kleinod, deren Stolz und Liebe er ist. Burgkunnstadt, ein Marktflecken, liegt auf seinem linken Ufer; zwischen diesem und dem Dorf Michelau nimmt er die Rodach auf, die ihm das holzhandelnde Cronach, mit Flössen bedeckt, zuschickt; immer mehr erweitert sich das Thal, immer mannigfaltiger und schöner wird es; das Grafenschloss Schney zeigt sich bereits mit seinen weissen Wänden, und mit der Stadt Lichtenfels*), deren Thürme ein wenig südlicher sich erheben, erblickt man zugleich das schönste aller fränkischen Schlösser, Banz, auf seiner waldigen Höhe ragen. Wir haben in der That Ursach zu beklagen, dass das hier gegebene Bild von diesen beiden Punkten den letzteren nicht zu seinem Hauptgegenstande gewählt hat; Banz erscheint hier klein, geringfügig, unbedeutend und ist doch dies Alles nicht. Wer ahnete, wenn er einen Blick auf dieses, sonst sehr gute Blatt wirft, nur im Geringsten die Pracht der Portale, der Treppen, der Terrassen von Banz? Lichtenfels, das Ehrenwerthe, das aber keinen besonderen Vorzug weiter hat, als den, im Mainthal zu liegen, verzeihe, wenn wir es flüchtig durcheilen und nicht einmal den Thurm sehen wollen, in welchem, wenn es überhaupt nicht ersonnen ist — der alte wilde Ritter Valten von Lichtenstein vom Hohenstein während des Bauernkrieges einige Zeit lang mit seinem Sohne gefangen sass, oder die Stube in der Bischofsmütze, wo Pater Benedict aus dem nahen Kloster so gern seine Humpen trank, wo der Stadtschreiber den grämlichen Wirth foppte und Thomas Münzer, der vagabundirende Pfarrer, mit dem geistlichen Abgesandten des Würzburger Bischofs, Herrn

*) Mit einer Ansicht.

Mord, das ewig denkwürdige Zusammentreffen hatte — genug, wenn wir alle diese historischen Lokale nicht zu besichtigen uns auferlegen — um nur so bald als möglich die Höhe der schönen Abtei zu gewinnen, die eine Stunde von Lichtenfels entfernt ist. Die Gründung von

Banz

verliert sich in sehr frühe Zeiten. Grafen von Banz, deren Namen und Siegel bereits im eilften Jahrhundert bekannt war, mögen die ersten Erbauer eines Schlosses auf diesem Platze gewesen sein, welches sie später der Kirche übergaben und in ein Kloster umwandelten; die Bestätigung von Banz, als solches, durch den Bischof Adelbert von Würzburg geschah im Jahr 1096. Bald erweiterten sich seine Besitzungen durch Schenkungen und andere Acte und es blühte im Lauf der Jahrhunderte zu einer der reichsten Benedictiner-Abteien empor. Mehreremal brannte es nieder, wurde aber jedesmal prächtiger wieder aufgebaut, als es vorher gewesen war. Kunst und Wissenschaft fanden die edelste Pflege im Innern des Klosters, das hierdurch sich vor vielen andern auszeichnete. Fast jedes Jahrhundert erzog Männer in den Reihen der Benedictinerväter zu Banz, die als Schriftsteller und Gelehrte sich einen Namen erwarben. Der benachbarte Adel geizte nach dem Vorzug, ihnen seine Söhne zur Erziehung anzuvertrauen, was mittelbar dazu beitrug, die Besitzungen des Klosters zu erweitern, indem die darin erzogenen Jünglinge nicht selten ihm späterhin einen Theil ihrer Güter abtraten. Der Bauernkrieg, mehr aber noch der dreissigjährige vernichteten indessen auf grausame Weise und auf lange hinaus den Flor der Abtei. Niedergebrannt, geplündert, Jahre lang in den Händen der Schweden, vermochte sie während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts sich nicht wieder zu erholen. Das achtzehnte war ihr günstiger; sie erhielt während desselben unter verschiedenen reichen und kunstliebenden Aebten ihre jetzige Gestalt, die schönen Gebäude, Terrassen und Sammlungen, welche berühmt waren, wie ihre Bibliothek, ihre Kunst-, Münz- und Naturalien-Kabinette. Gleich das zweite Jahr des jetzigen Säculums brachte der Abtei, als solcher, den Tod; sie ward unter König Maximilian von Baiern 1802 säcularisirt und die Mönche, ihren Abt an der Spitze, muss-

ten ihre hohen Hallen verlassen. Die kostbare Büchersammlung und das Naturalienkabinet wurden zur Grundlage zwei grosser öffentlicher Anstalten nach Bamberg, das Münzkabinet aber wurde nach München geschafft. Die Gebäude machte man zum Sitz eines Landgerichtes, Rentamts u. s. w., bis Herzog Wilhelm in Baiern, das Haupt einer Nebenlinie der regierenden königlichen Familie, das ehemalige Kloster mit seiner ganzen Herrschaft, Dörfern, Höfen, Wäldern und Wiesen um den sehr geringen Preis von 309,000 Gulden an sich kaufte. Seitdem verweilte dieser alte, ehrwürdige Fürst jeden Sommer mit seiner Hofhaltung zu Banz. Nach dem Tode desselben ward es Erbe seines Enkels, des jungen Herzogs Maximilian, der es noch besitzt.

Wir überschreiten den Main beim Dorfe auf einer schönen steinernen Brücke, und folgen der zwischen Baumgängen emporführenden Kunststrasse, welche uns auf den Gipfel des Berges führt, worauf Banz ruht. Durch das äussere mit einer königlichen Krone geschmückte Thor in den Hof getreten, erblicken wir gegenüber das langgestreckte und hohe Schloss mit seinen Flügeln und Seitengebäuden und Thürmen, alle von glatten Quadersteinen gebaut, sich erheben. Auffahrten und Treppen streben von zwei Seiten zu seinem Portale empor. Hier beginnen die Corridors und Gallerieen, welche den Kundigen durch die untern Räume des Schlosses und endlich einer Thür entgegen leiten, die, weit geöffnet, schon von fern den noch in der Tiefe in der Gallerie Befindlichen mit dem Anhauch einer weichen Luft und mit einem Blick in das Paradies lockt. Es ist die Thür zur grossen Terrasse. Einige Stufen führen zu derselben und indem wir ihren Boden betreten, müssen wir gestehen, dass es ein herrlicher Anblick ist, der sich uns darbietet. In wahrhaft grandiosen Verhältnissen umfängt die Terrasse, von einer prächtigen Ballustrade eingefasst, die ganze östliche Seite des Schlosses, und beherrscht eine Gegend, deren Lieblichkeit in der That nicht viele ihres Gleichen findet. Da liegt das ganze Mainthal im Kranz seiner ernsten Gebirge, ausgebreitet wie ein blühender Garten, vor uns. Der Fluss in zahllosen Windungen, als sträube er sich dieses schöne Thal zu verlassen, leuchtet wie ein silbernes Band aus dem Grün der Wiesen oder der ihn beschattenden Ulmen herauf; seine kleinen Städte mit ihren spitzen Thürmen, die

Dörfer, die rebenbedeckten Abhänge der Hügel, die Saatenfelder, welche von Segen geschwellt, wogen — ja man muss es den Benedictinermönchen lassen, dass sie anmuthige Orte für ihre Klöster zu wählen wussten. Mitten durch das Thal führt die grosse Strasse von Baiern, nach Sachsen und am südlichen Horizont zeigt sich in der Entfernung von 6 Stunden die alte Babenburg von Bamberg. Zwei Gegenstände nehmen unsere Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch, es ist die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, welche auf der andern Seite des Thals, Banz gegenüber liegt, und ihr schönes hohes Portal mitten aus dem sie umgebenden Walde erhebt, und der Staffelberg, ein seltsam gestalteter basaltartiger Fels, dessen Stirn mit einer Kapelle und Kreuzen geschmückt ist. Wir werden beiden einen kurzen Besuch abstatten, nachdem wir zuvor Banz ein wenig durchwandert haben. Das merkwürdigste ist seine Kirche, welche den südlichen Flügel des Schlosses einnimmt und mit zwei schlank emporsteigenden, schönen Thürmen geschmückt ist. Reiche Vergoldungen, Gemälde in Fresko und auf Leinwand, zahlreiche Altäre, über welchen die Gerippe der Heiligen, denen sie gewidmet sind, mit Perlen, Steinen und Flitter geputzt, in kostbaren gläsernen Särgen ruhen, genug, der ganze Pomp eines klösterlichen Domes tritt hier unverändert, unangetastet dem Beschauer entgegen. Die Kirche ist das Einzige, was auf diese Weise aus den Klosterzeiten gerettet worden ist, obwohl die Thürme die Hälfte ihrer schönen Glocken hergeben mussten, welche man zerschlug und als altes Metall an die Juden verkaufte.

Sie ist zugleich die Ruhestätte eines Mannes, der zu den emporgehobenen Söhnen der neuen Zeit und einer Nation angehörte, welcher alle säcularisirten Klöster und alle zerschlagenen Glocken das Ende ihrer Existenz zuschreiben dürfen — ein Napoleonischer Feldherr, Fürst Berthier, dem Herzog Wilhelm durch Heirath verwandt geworden, schläft unter einem der hiesigen Altäre den prachtvollen Rausch des Ruhmes aus. Man kennt das unglückliche Ende, welches der Marschall im Jahr 1813 in Bamberg nahm.

Unter den Messgewändern, die in einer der Kirche angrenzenden Kapelle gezeigt werden, giebt es sehr prächtige und eines

namentlich zieht die Aufmerksamkeit des Beschauers durch den erläuternden Bericht des Kirchners ungemein an sich. Denn derselbe versichert, es sei das Sterbekleid Maria Stuarts, woraus die Stola, die er jetzt zeigen werde, verfertigt sei. Er bringt zugleich einen schwarzen schweren Stoff zum Vorschein, der mit breiten, goldenen, gewundenen Streifen und mit Palmen durchwirkt ist, ein kostbarer Stoff, der an sich nichts Heterogenes mit dem Gedanken hat, er habe einst eine Königin bekleidet; fragt man nun, wie das Sterbekleid der unglücklichen Königin von Schottland gerade hierher nach Franken gerathen sei, so erhält man die Antwort, dass ihre Diener es nach Hamburg gebracht und dort von einem Agenten des eben regierenden Bischofs von Bamberg gekauft und so an das Kloster gekommen sei. Ganz unmöglich wäre auf diese Art die, im Grunde an und für sich gleichgültige, Sache nicht.

Interessanter als dieses Kleid und wichtiger zugleich ist jedenfalls das Kabinet fossiler Gegenstände, welches zu Banz aufgestellt ist. Keine Gegend kann reicher sein an Petrefacten als die hiesige; der Staffelberg und die benachbarten Fluren sind mit Muscheln, Ammonshörnern und den Abdrücken von Thieren und Pflanzen förmlich bedeckt und es ist meist aus seinen Tiefen und Höhlen, dass aufmerksame Naturforscher eine grosse Anzahl Ueberreste antediluvianischer Thiere gesammelt und systematisch geordnet, aufgestellt haben. Da sieht man Rückenwirbel, Köpfe, vegetabilische Bildungen einer Zeit, die nicht mehr nach Menschenalter und Jahrhundert berechnet, sondern nur nach vergangenen Aeonen geahnet werden kann, einer Zeit, wo unser schöner Planet vielleicht in anderen Bahnen und nach anderen Gesetzen durch den Weltraum rollte, und wo die Gegenden, die das Menschengeschlecht jetzt seit mehreren Jahrtausenden bewohnt jedenfalls von Oceanen überfluthet waren; welches aber der Grund ist, dass einzelne Punkte, mehr als andere, die Spuren davon tragen, wie hier der Staffelberg, ist eine Frage, deren Erläuterung wir uns billig erlassen. —

Sehr angenehm für furchtlose Bergsteiger ist der Fusspfad, der vom Schloss durch den Wald nach der Mainfähre hinabgeht. Ganz unten am Ufer des Flusses wölbt ein alter Kastanienbaum sein grünes Dach über ein kleines friedliches Haus, in welchem

die Fährleute wohnen. Nehmen wir an, dass es ein Heiligentag, etwa das Himmelfahrtsfest sei, an welchem wir unter diesem Baume ankommen, um übergesetzt zu werden. Hoch über dem Wald ertönen Glocken der ehemaligen Abtei und begleiten den Gesang frommer Processionen, die mit ihren rothen Fahnen oder bunten Heiligenbildern durch das grüne Thal ziehen, oder eben über den Fluss setzen, ohne dass das Geschäft des Einschiffens, die Wasserfahrt und das Landen im Mindesten ihre demuthsvolle Andacht unterbräche — oder sie klimmen singend den Berg empor, wobei der Schweiss von den Stirnen der Pilger fliesst, während sie fortfahren, die Mutter Gottes zu preisen. Etwas Anderes liegt in den Augen, den Mienen, den Antlitzen der Landleute und ihrer Weiber, welche den katholischen Maingrund bewohnen, als in der äusseren Erscheinung ihrer protestantischen Nachbarn, oder gar der Bauern des nördlichen Deutschlandes. Schwer würde es letzterem ankommen, der Führer einer Procession zu sein und seiner Gemeinde voran oder in ihrem Chor, eine Standarte tragend, unter beständigem lauten Gebet nach einer Stunden weit entfernten Kirche zu wallen, um hier in der Zerknirschung seiner Sünden auf dem harten Boden zu nieen und den Weihrauchduft der Altäre in seine Lungen zu athmen. Solche Uebungen, die oft wiederkehren, müssen nothwendig auf Wesen, Thun und Haltung influiren und geben dem Landvolk des katholischen Franken jenen Anstrich von kirchlicher Dahingebung, Demuth, Beschränktheit, der sich namentlich bei den Frauen ausspricht.

Wir haben indessen das Thal seiner Breite nach durchwandert, sind durch mehrere Dörfer gegangen und nicht ohne Mühe zu dem freien Platze gelangt, wo die Wallfahrtskirche der vierzehn heiligen Nothhelfer*) sich erhebt. Vor wenigen Jahren fiel der Blitz in ihre Thürme, zündete sie an und so schnell auch Hülfe herbeieilte, die schönen Thürme brannten wie ein paar Fackeln in der Nacht, ein Schreckniss des ganzen Thales, und stürzten endlich in sich zusammen, wodurch auch die herrliche Kirche bedeutend beschädigt wurde. Die Decke der letzteren, mit schönen Fresco-Gemälden verziert, brach an ver-

*) Mit einer Ansicht.

schiedenen Punkten, und Qualm, nebst dem Strahl der Wasserspritzen, vernichtete vollends, was dieses Einstürzen etwa verschonte. So hatten die vierzehn Heiligen, deren Hülfe oft bei geringfügigern Dingen wirksam in Anspruch genommen wird, kein Mitleid mit der Noth ihres schönen Tempels. Es wurde derselbe im letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts mit ungeheuren Kosten von den reichen Vätern der grossen und prachtvollen Cisterzienser-Abtei Langheim, die nur eine Viertelstunde davon entfernt liegt, erbaut. Als der Bau vollendet war, wohnten seiner Einweihung die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, der Herzog von Coburg und noch viele Fürsten, Grafen und Herren mit ihrem Gefolge bei, die von dem Langheimer Abt feierlich dazu eingeladen worden waren. Im grossen Saal der Prälatur speisten diese Herrschaften, nah an dreihundert an der Zahl, und jeder Gast, der an der Tafel sich niedergelassen hatte, erhielt bei Aufhebung derselben eine Goldmünze zum Geschenk und Andenken, von vierzehn Dukaten an Werth; seine Diener aber, Kutscher, Laufer, Jäger und Laquaien, wurden Jeder mit einem Dukaten beschenkt. Es giebt dies einen Begriff von der Opulenz der Langheimer Abtei, die so nahe Nachbarin des fast eben so reichen Banz war. Auch Langheim wurde in dem Sturm der allgemeinen Säcularisation, ohne grossen Vortheil für den Staat, aufgehoben, und da seine Gebäude nicht einer ähnlich vortheilhaften und lieblichen Lage, wie die von Banz sich erfreuen, so fanden sie keinen Käufer, und die langen, reich mit architektonischem Schmuck verzierten Schlösser und Palläste, welche ehemals die Residenz der frommen Väter bildeten, werden jetzt von Bauern mit ihren Hausthieren bewohnt. Zugemauert sind die herrlichen Portale und Fenster, oder ihnen nur so viel Oeffnung gestattet, als der werkeltägige Verkehr eines armen Landmanns erfordert. Dem Verfasser dieses wurde einst eines dieser Gebäude um den Preis von fünfzehnhundert Gulden zum Kauf angetragen. Es war dreistöckig von den schönsten Quadern erbaut, mit Schiefern gedeckt und überall mit Pilastern und Säulen verziert. Vierzig Zimmer enthielt es, fünf Säle und ein Garten so lang als das Haus, von einer steinernen Mauer umgeben, die zwei schöne steinerne Pavillone schmückten, gehörten noch dazu. Aber die unbequeme abgeschiedene Lage von Langheim verhin-

derte den Ankauf. O Mönche! Wie reich waret Ihr und wie sehr seid Ihr in den Staub getreten!

Der Vorplatz von Vierzehnheiligen ist mit dichtem Volksgedränge bedeckt. Buden sind errichtet, ein Markt von Wachskerzen und in Wachs geformten Gliedmassen aller Art, als Opfer für die Heiligen, von Rosenkränzen, Heiligenbildern, Votivtafeln, Lebkuchen, der süssen, katholischen Speise, wird gehalten, Wagen von Stadtgästen aus Bamberg, Coburg, Lichtenfels u. s. w. sind aufgefahren, Bettler in Schaaren lagern an den Wegen, um den Fuss der Crucifixe, oder belästigen den anständig gekleideten Fremden, und dazwischen kommen die Prozessionen der Waller und Landleute mit ihrem eintönigen Gesange von den Bergen herab aus dem Thal heraufgezogen — oder sie erscheinen in dem Portal der Kirche, deren weitgeöffnete Thüren die ganze Gegend einzuladen scheinen, dass sie Theil nehme an dem Ausfluss göttlicher Gnade, welcher in dem Raume statt findet, den sie verschliessen. Und nun drängen wir uns in die dichtgefüllte Kirche selbst, nachdem wir die breiten steinernen Stufen erstiegen haben, die zu ihrem Eingang emporführen. So gross der Raum ist, kaum kann man vorwärts schreiten. Tausende sind aufrecht, Tausende liegen auf den Knieen, und das Gesumse, welches über so vielen Häuptern schwebt, passt zu der dumpfen Luft und dem Staub, der den Raum erfüllt. Wodurch wird der Staub erregt? Weiber bewegen sich knieend um den Hochaltar der vierzehn Heiligen, der, mit ihren Bildsäulen geschmückt, in der Mitte der Kirche befindlich ist; ihre aufschleifenden Röcke bringen Staub hervor, sie halten brennende Wachskerzen in den Händen, oder nicht selten auch liegt ein holdes Kind, ein Säugling in ihren Armen, dessen Dasein die Sünde ist, für welche die reumüthige Mutter die Fürsprache der Vierzehn Heiligen bei dem erzürnten Gott Vater erflehen will — wer weiss, ob mit Erfolg, denn der Schöpfer des Lebens nimmt es in solchen Fällen genau. — Nun beginnt das Hochamt; geschmückte Priester zeigen sich vor den Altären, Musik erhebt sich, die Glocken der Chorknaben tönen, das Allerheiligste in hocherhobenen Händen gehalten, wird dem niedergeworfenen Volke gezeigt. Während dem sind immerfort die Opferkammern geöffnet, wo Priester den Tribut der Andacht, Geld oder Wachs, aus den Händen der Wallfahrer in Empfang

nehmen; die Beichtstühle sind von Mönchen in braunen Kutten besetzt — das nächste Franciscaner- oder Kapuzinerkloster lieferte sie — und leihen ihr Ohr mit vorgehaltener Hand den Bekenntnissen derer, die ihre kleine Loge auf den Knieen umringen und auf den Augenblick warten, wo die Reihenfolge ihnen vergönnen wird, die Schuld des Gewissens von sich zu wälzen. Eine Seitenkapelle, die ebenfalls geöffnet ist, enthält die sogenannten Gelübde, d. h. diejenigen Geschenke und Dankzeichen, welche fromme Personen in irgend einer Noth oder Gefahr den vierzehn heiligen Nothhelfern für den Fall ihres Einschreitens, ob auf natürlichem Wege oder durch ein Wunder, ist gleich, gelobten. — Da erblicken wir die Wände mit Gemälden und Schildereien bedeckt, welche die schrecklichsten Fährnisse darstellen — hier stürzt ein Zimmermann von dem Gerüst eines Hauses herab und hätte sicher den Hals gebrochen ohne die Fürsprache eines bunten Kreises von Kindern, der oben in den Wolken schwebend zu sehen ist; dort verunglückt ein Nachen auf dem Main — jenem Fuhrmanne gehen seine Pferde durch oder die Axe seines Wagens brach, er rief die vierzehn Heiligen um Hülfe an, sie ward ihm und er liess zum Dank und zum Ruhm der Helfer beim nächsten Zimmermaler zu Bamberg oder Lichtenfels die Begebenheit malen. Auch Wöchnerinnen und Kranke zeigen sich auf ihrem Leidensbett, daneben wächserne Glieder, Krücken, die der durch ein Wunder Geheilte nicht mehr bedurfte, und ähnliche Dinge mehr, welche von dem Glauben, den Neigungen und den geistigen Richtungen des Volkes Zeugniss abzugeben wohl im Stande sein dürften. — Lassen wir uns die Mühe nicht verdriessen, auch den Staffelberg zu besteigen, dessen auffallende Gestalt mit dem Kirchlein, der Eremitenklause und den vielen Kreuzen auf seinem Rücken, schon längst unsere Blicke auf sich zog. Eine gute Stunde südlich von der Wallfahrtskirche erhebt er sich schroff über das Thal und zeigt diesem seine unersteigliche Seite, die Stirn von nacktem Granit, sein Rücken aber, der langgestreckt sattelförmig ausläuft, ist mit Rasen bedeckt und gewährt eine entzückende Aussicht in alle umliegende Thäler. Die Reben eines sehr guten Rothweines wachsen auf dem sanften Abfall des Berges nach Südost. — Die Kapelle oder das Kirchlein zur heiligen Kunigunde, welches seinen zier-

lichen Bau hier erhebt, ist eine Wallfahrtskirche wie Vierzehnheiligen, und wird, wie dieses, auch zahlreich besucht. Nahe dabei wohnt in einem kleinen Hause, dessen einzige Stube mit Crucifixen und Bildern aus Legenden geschmückt ist, der sogenannte Eremit, d. h. ein Mann, der den Dienst der Kapelle versieht, und das Recht hat, einem Bettelmönche gleich, in der Umgegend umherzuwandern und Almosen, die meist in Lebensmitteln bestehen, von den Landleuten zu empfangen. Seine Wohnung auf dem hohen, einsamen Berge ist eine Gunst, eine Art von Stelle, die das Domkapitel zu Bamberg vergiebt, nicht aber geradehin zu den Sinecuren gerechnet werden kann. Der jetzige Eremit ist ein rüstiger Mann, der ein Fernrohr in seinem Verschluss hat, das er dem Fremden gegen ein kleines Geschenk gern aufstellt; sein Vorgänger aber, ein schwächlicher Greis, starb hier verlassen und ohne Pflege; man fand ihn eines Morgens todt und schon seit lange erkaltet auf seinem Strohlager, und kam nur, nach ihm zu sehen, weil man sein Erscheinen in den Dörfern seit geraumer Zeit vermisste. —

Der Fluss verfolgt seine Richtung gegen Mittag und fast immer läuft die Landstrasse an seinem Ufer mit. Eine Viertelstunde bevor er den ansehnlichen Flecken erreicht, nach welchem früher ein ritterschaftliches Canton seinen Namen führte und der am Eingang eines Thales liegt, das auch nach ihm benannt wird, Baunach, nimmt er eine alte Bekannte von uns, eine Tochter des Thüringer Waldes, die Itz in seinem Schoosse auf und rollt nun, plötzlich viel breiter und stärker geworden, immer tiefer in das weiche, warme, üppige Land hinein, das einst der Krummstab zu regieren leicht hatte. Bereits sind alle Berge seiner Ufer mit Reben bedeckt. Allein eine noch ansehnlichere Verstärkung steht ihm bei Hallstadt zuvor, einem Flecken unweit Bamberg, wo eine südländische Pfälzer Jungfrau, die Regnitz in seine Arme eilt. Es ist eine standesmässige Vermählung. Die Regnitz ist dem Main an Grösse fast gleich, und wie der Jüngling durch eine solche zum Mann — so wird der jugendliche Fluss nun zum Strom, der die Lasten aller Schiffe auf seinen breiten Wellen tragen kann. Der Main nimmt nun wieder eine westliche Richtung und kehrt sich von den Mauern der bischöflichen Residenzstadt ab, die ihn vergebens mit ihren prächtigen Thürmen zu

BAMBERG.

sich winkt. „Schöner Main,“ scheint Bambergs Genius zu klagen — „ich strecke meine Arme sehnsüchtig nach dir aus, aber sie erreichen dein liebliches Ufer nicht. Hörst du das Lied, das ich dir singe mit dem Geläut meiner Glocken? Bilden wir nicht Franken mit dem weichen Ton unserer Namen? Reben, Messgeläut, Main und Bamberg — das ist Franken.“ Wir wollen uns um diese Ansicht eines Dinges, das im Grunde nicht einmal Existenz hat, wenig bekümmern und einen Abstecher nach

Bamberg*)

und seinen Umgebungen machen, der Main fliesse einstweilen ohne uns durch sein herrliches Thal weiter; im Lauf mehrerer Meilen berührt er nichts besonders Ausgezeichnetes, wenn man nicht Marktflecken, kleine Städte, Dörfer und Burgruinen, deren es in Franken überall giebt, zu solchem rechnen will. Der Weg von Hallstadt zur ehemaligen bischöflichen Residenz ist eigenthümlich in seiner Art, denn er führt durch einen immensen Garten; lachende Gegenden werden öfters Gärten genannt, Bambergs Umgebungen von dieser Seite verdienen den Namen aber im eigenthümlichen Wortsinn, obgleich es kein Park ist, der sich hier ausbreitet, kein französischer Garten mit langen schnurgeraden Alleen, sondern ein Gemüsegarten von mehreren Quadratmeilen Areal. Was in andern Ländern der Gärtner hinter Zäunen zieht, das wird auf diesem glücklichen Boden in freiem Felde gewonnen. Da sehen wir unermessliche Beete von süssen Schoten oder Gartenbohnen, Spargel, Salat, Zwiebeln, Radieschen, Armeen von Kohlköpfen, die blättervoll, aber gedankenleer dastehen, die wogenden Federbüsche von Millionen gelben Rüben, Anis, Koriander, Mohn und endlich noch eine Menge Pflanzungen von officinellen Kräutern. Manches Ding im Leben wird von schmeichelnden Lippen süss genannt, diejenige Wurzel aber, welche die Gärtner Bambergs hier in reicher Masse ziehen und erzeugen, dürfte in der That einigen gerechten Anspruch auf jenes Beiwort haben, denn es ist Süssholz, bekanntlich ein sehr

*) Mit einer Ansicht.

gesuchter Artikel der Officinen. — Diese Gärtner bewohnen ein besonderes Quartier in ihrer Stadt, und bilden die grösste und betriebsamste Zunft derselben, welche aus 508 Meistern, 70 Gesellen und 300 Tagelöhnern besteht. — Sehr stattlich und schön ist Bambergs Anblick von weitem. Seine Altenburg, sein hochgelegener vierthurmiger Dom, der Michelsberg mit seiner prächtigen Kirche und noch mehrere Thürme und ansehnliche Gebäude, vor Allem aber die herrliche Residenz, geben der Stadt ein reiches, vornehmes Ansehen und erwecken in dem ankommenden Fremden einen sehr günstigen Vorbegriff. Nichts stört diesen auch beim Eintritt und weiterem Vordringen in das Innere. Gutgepflasterte, ansehnliche Strassen, die prächtige Kettenbrücke, welche über die Regnitz führt und die östliche Vorstadt mit der Stadt verbindet, mehrere schöne Plätze, Palläste, Kirchen, zahlreiche, gut ausgeschmückte Kaufmannsgewölbe und ein reges Leben lassen mit Wohlbehagen empfinden, dass man in eine grössere Stadt eingetreten sei, in den Mittelpunkt freundlichen Wohllebens, des Ueberflusses, der Civilisation, der Künste. Es ist gerade Wochenmarkt, während wir in Bamberg angekommen sind und wir werfen aus den Fenstern des ersten Gasthofes, zum Bamberger Hof, einen Blick auf den Platz hinab oder vielmehr auf die Erweiterung der Hauptstrasse, welche hier in der Gegend der Jesuiterkirche ihre grösste Ausdehnung hat. Welch ein lebensvolles Gewühl, welches Getöse! Aber man sieht den Boden nicht mehr vor grünem Zeuge. Pan, der Gartengott selbst hat hier ausgepackt und Unendliches an Gurken, Schoten und Zwiebeln zu Markte gefördert. Seine würdigsten Priesterinnen, die Bamberger Gärtnerweiber, kräftige Naturen, mit Mützen, deren gigantische Schleifen breiter als breit genannt werden dürften, versehen den Dienst im Tempel und nicht etwa schweigend. — Auch in anderen benachbarten Städten — selbst ausserhalb des Königreichs, sieht man zuweilen einige dieser Damen erscheinen im Geleit grosser Transporte ihrer Waaren, und wer erinnerte sich beim Anblick des Schleifengebäudes hinter ihrem Haupte nicht an die reitzende bischöfliche Stadt? Gross ist der Dom derselben, doch giebt es noch grössere Kathedralen; mild scheint die Sonne von Franken, doch die Sonne von Estremadura noch milder — nur die gedachten Schleifen erlauben keinen Vergleich, keine Steige-

rung, sie sind der Superlativ ihrer Gattung. Wagen und Kutschen rasseln, eine wohlgekleidete Bevölkerung treibt sich heiter, geschäftig durcheinander, Hufschlag von Rossen ertönt, die ernsten schönen Helme eines Cavallerie-Pikets glänzen in der Sonne und erinnern an die Vasallen, Ritter und schmucken Knappen des Bischofs, der einst hier regierte. Sollte gar kein Anklang seiner Zeit mehr in der Modernität dieses Gewühls zu erkennen sein? Ein paar ältliche Herren in schwarzseidenen Strümpfen und mit grossen silbernen Schnallen auf den Schuhen, welche langsam daher schreiten, haben etwas Domherrliches, Pfründen-Erinnerliches in ihren Mienen und sind uns ein Gruss der Vergangenheit.

Diese Vergangenheit — wie reich ist sie! Nicht gerade an grossen Begebenheiten und an historischer Bedeutung, aber reich an jener ruhigen, weichen, luxuriösen Herrlichkeit eines geistlichen Hofes; wie viel Gold floss hier zusammen, wie viel schöne Gebäude stiegen, von seinem Zauber gelockt, aus der Erde, und wie gemüthlich wohnten darin die Prälaten und Domherrn mit ihren Köchinnen! Es soll damals ein ganz anderes Leben gewesen sein als jetzt, wie ein sehr geachteter Schriftsteller versichert.*) Wir wollen das glauben, aber doch nicht ganz unzufrieden sein mit dem, was die Gegenwart uns noch immer in den Mauern Bambergs bietet. Und zuletzt giebt es wohl manches Auge, welches den Anblick eines Soldaten dem eines Mönches vorzieht, eine Wachparade einer Procession und bei dem Vorüberrollen einer leichten Equipage die vergoldete schwere Glaskarosse nicht sonderlich vermisst, worin die Fürstbischöfe einherzufahren pflegten. Vielerlei Merkwürdiges bietet Bamberg dar. Zuerst seinen Dom, den Kaiser Heinrich II. in byzantinischem Styl erbaute und der das Grabmal seines Erbauers wie das seiner Gemahlin, eines Papstes (Clemens II., früher unter dem Namen Suidger, Bischof von Bamberg) und vieler späteren Bischöfe enthält. Diese Grabmäler sind zum Theil Werke vollendeter Kunst, die gegenwärtig auf Befehl des kunstliebenden Königs von einem Ueberzug mit Oelfarbe wieder befreit werden, womit der Ungeschmack früherer Jahrhunderte sie entstellt hatte.

*) Jäck in seiner Beschreibung Bambergs.

An den Dom schliesst sich die Residenz der ehemaligen Bischöfe an, ein uralter und unscheinbarer Pallast, der gegen die neuere, auf demselben Platz gelegene, von dem Churfürsten und Fürstbischof Lothar von Schönborn im Jahr 1702 erbaute fast gänzlich verschwindet. Diese neue Residenz, im italienischen Geschmack, macht, obgleich ihr Riss nur halb ausgeführt wurde, doch einen sehr imposanten Eindruck und sie erhebt sich prächtig über der Stadt. Unter ihren Sälen muss der Kaisersaal mit seinen Fresco-Gemälden genannt werden. Aus einem der Fenster, auf der Ostseite, wo der Abfall am tiefsten ist, stürzte der unglückliche Marschall Berthier auf das Pflaster; ein schwarzes, an die Grundmauer des Pallastes gemaltes Kreuz deutet noch die Stelle an, wo er seinen Geist aushauchte.

Nächst dem Dom dürfte die altgothische Oberpfarrkirche auf dem Kaulberge wohl die vorzüglichste sein; sie enthält schöne Gemälde und sehr künstliche Holzschnitzerei von Veit Stoss aus der biblischen Geschichte. Der Michelsberg, eine ehemalige Benedictiner-Abtei, welche jetzt zu einem allgemeinen Versorgungshaus alter Bürger und Bürgerinnen umgewandelt worden ist, erfreut durch die Schönheit soiner Gebäude und Lage und durch die köstliche Aussicht, die man von seiner Terrasse geniesst. In den schattenreichen Lindenalleen des ehemaligen Klostergartens muss man lustwandeln, wo möglich mit der gottzufriednen Rundung und der frommen Sorglosigkeit eines ehemaligen Benedictiners, und herabschauen auf diese Gegend, so voll von unerschöpflichem Segen, dass der Klöster und Abteien noch mehr, als schon waren, ihn nicht erschöpft haben würde. Die Kirche des ehemaligen Jesuiter-Collegiums in der Nähe des Marktes, die Jacobskirche und das Stift St. Gangolpf am äusseren Steinweg, mögen hier noch Erwähnung finden. Dagegen nicht alle die ehemaligen Stifte und Klöster, von welchen letzteren nur noch wenige Ueberreste existiren. — Gemeinnützige und wohlthätige Anstalten hat Bamberg in Menge, wie es von einer solchen Stadt nicht anders zu erwarten ist. Aber auch Wissenschaft, Kunst und Litteratur finden hier eine ihrer würdige Pflege. Wir können uns nicht versagen, der öffentlichen Bibliothek und dem Naturalienkabinet unseren Besuch zu machen. Erstere steht unter der Leitung eines als Schriftsteller rühm-

lichst bekannten Bibliothekars, der früher dem Kloster von Banz angehörte und sich seit einer Reihe von Jahren mit seltenem Eifer und wahrer persönlicher Aufopferung der Gründung, Ordnung und steten Vermehrung des Institutes widmete, welches ihm allein seine jetzige glänzende Gestalt verdankt. Herrn Jäck's Verdienste in dieser Beziehung erkennt gewiss jeder Bamberger dankbar an. Die Bibliothek ist im ehemaligen Jesuitergebäude aufgestellt und füllt mehrere Säle und eine Menge von Zimmern an. Ihren Gebrauch erleichtern vollständige Verzeichnisse, tägliche Zugänglichkeit und die gesellige Urbanität ihres Vorstehers. Sie enthält ausser einer reichen Anzahl von Werken aus allen Zweigen und Fächern des Wissens noch eine grosse Menge von Handschriften, deren theilweise Beschreibung Herr Bibliothekar Jäck im Jahr 1831 herausgab. Während wir durch die Corridors des Jesuiterpallastes wandeln, begegnen wir jungen Leuten, die, in einer Art von geistlicher Tracht, mit Büchern unter dem Arm, halbgeöffnete Hörsäle besuchen; es sind die Zöglinge des katholischen Seminar's, und die Hörsäle der Theologie, welche letztere wir, aufrichtig gesagt, nur wenig um das philosophische Licht beneiden, das innerhalb ihrer strahlen mag. Das Naturalienkabinet befindet sich gleichfalls im Jesuiter-Collegium, unweit der Bibliothek, ward angelegt von dem Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, und hat das Glück, sich gegenwärtig einer ebenso eifrigen und verdienstvollen Leitung zu erfreuen, als jene. Der geistliche Rath D. Linder, früher Conventuale zu Banz, ein heiterer freundlicher Greis, voller Liebe zur Natur in seinen sanften Augen, hat diesen herrlichen Saal geordnet, eingerichtet und die systematische Aufstellung zahlloser Gegenstände mit einer Pracht und Eleganz zu verbinden gewusst, welche die Sinne fesselt.

Wir müssen uns des Raumes dieser Blätter wegen fast gewaltsam von dem schönen Bamberg trennen, von dem wir noch so Vieles, so Vieles zu sagen wüssten. Es ist die schönste und gemüthlichste Mittelstadt, in die man eintreten kann, und ihre heitern und glücklichen Formen erobern das Herz des sprödesten Fremdlings. Wohl verdienten ihre gesellschaftlichen Vereine, ihre Vergnügungsplätze, Theater, Umgebungen und Aehnliches noch einer ausführlichern Erwähnung, der Raum aber drängt uns und

so bitten wir den Leser nur noch, uns über den Kaulberg neben der Carmeliterkirche vorbei auf den Weg zu begleiten, welcher zu Bambergs Wiege führt, der alten Babenburg oder Altenburg *), eine Viertelstunde oberhalb der Stadt. Diese hochgelegene Burg, deren Thurm in so weitem Umkreis sichtbar ist, war vor der Stiftung des Bisthums Sitz der Grafen von Babenburg und nach derselben die Sommerresidenz, die Veste, der Zufluchtsort der Bischöfe. Ziemlich jäh, aber zwischen freundlichen Weinbergen und schattigen Bäumen steigt der Weg zur Zugbrücke der Burg empor und bietet noch, bevor man diese erreicht hat, auf verschiednen Punkten die entzückendste Aussicht. Durch eine Art von Halle, die mit Ritterbildern, Wappen und Monumenten geschmückt ist, gelangt man in den innern Hof, dessen Mittelpunkt der, auf einer Felsbasis ruhende, hohe, runde Thurm bildet, welcher jetzt vereinzelt dasteht, in früherer Zeit aber vermuthlich im Zusammenhang der Gebäude war. Ein Umgang läuft um diesen Thurm, den zu ersteigen die Mühe lohnt. Ein unermessliches Panorama bietet sich hier dar, das Auge schweift bis in die Gegenden von Nürnberg, Würzburg, Coburg, Baireuth und kann den Lauf des Mains und der Regnitz meilenweit verfolgen. Dem Thurm gegenüber befinden sich die grossen Weinkeller, worin die Fürstbischöfe ihre Mutterfässchen hier gezogenen Weines verwahrten. An den Wänden eines kleinen Gesellschaftssaales, dessen Fenster nach der Stadt zu hinausgehen, bemerken wir Gestalten grau in Grau auf die Mauer gemalt, mit wunderlichen Antlitzen und seltsamen Stellungen. Die Hand eines Mannes der neuesten Zeit schuf sie, eines Mannes, der Maler, Musikdirector, Dichter und Jurist und eine Zeitlang Bürger von Bamberg war, wo sich noch Mancher seiner erinnert. Hoffmann, der berühmte Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier, sah sich, bereits vortheilhaft angestellt in Preussen, durch das Unglück seines Vaterlandes zu Anfang dieses Jahrhunderts seines Amtes verlustig und kam brodlos von den fernen Ufern der Weichsel nach Bamberg, wo er eine Zeitlang die Capelle des Theaters dirigirte. Er schrieb hier manches Ausgezeichnete, unter andern „die Elixire des Teufels.“ In diesem kleinen Saal

*) Mit einer Ansicht.

auf der Altenburg weilte er im Kreis von Freunden oft und malte, da er schied, dessen Wände zum Andenken in Fresco mit Gebilden seiner reichen, aber unglückseligen Phantasie, in welcher das Leben sich spiegelte, wie eine weinende Fratze. Wir dürfen über diesem Capriccio nicht vergessen, dass es klassischer Boden deutscher Geschichte ist, den unser Fuss betritt, wenn wir auf der Altenburg wandeln. Sie ist der Schauplatz eines Kaisermordes; hier fiel Kaiser Philipp durch Otto von Wittelsbachs Hand (1208). Hier ward jener Verrath begangen, den die Welt nicht vergessen kann und dessen Kunde wie ein bleiches Gespenst durch die langen Corridors der Jahrhunderte seufzend schleicht, ohne Ruhe zu finden. Es geschieht ihm Recht und ist ein schönes Zeichen der Menschheit, dass sie Alles verschmerzt, vergisst und vergiebt — nur den Verrath nicht. Jede Wunde verharrscht, jeden Blutfleck küssen die Lippen der Zeit hinweg, aber von dem Brandmal der Verachtung auf des Verräthers Stirn wenden sie sich schaudernd ab und es ist ewig. Wie Viele wissen nichts mehr von den Verwüstungen des Bauernkrieges oder den Drangsalen des dreissigjährigen, von den Schlachten bei Königshofen — bei Nördlingen — von dem bösen Metzler oder Tilly — man erzählte ihnen wohl in der Schule davon, doch sie vergassen es wieder; — jedes Kind in Bamberg aber weiss, dass einmal ein schöner und edler Graf in der Babenburg belagert ward und dass seine Feinde einen Boten an ihn schickten, der ihn einlud, der Unterhandlung wegen zu ihnen ins Lager zu kommen. Der Graf war bereit dazu, aber er verlangte sicheres Geleit. Das gelobte ihm der Bote und schwur: So wahr mir Gott helfe, bringe ich Euch, edler Graf, unversehrt wieder in diese Eure Burg zurück. Da liess der Graf ein prächtiges Mahl auftragen und nachdem er den Boten gelabt, ritt er mit ihm von dannen. Aber sie waren kaum ausserhalb der Burgwälle, als der Bote sich krümmte auf seinem Rosse und sehr jämmerlich that. Was ist Euch? fragte der Graf. Es muss mein Sterbestündlein gekommen sein, entgegnete Jener, denn die Pein, die ich in meinen Eingeweiden leide, ist gross. Lasst uns zurückreiten in die Burg, dass ich nicht unter freiem Himmel sterbe. Und sie ritten zurück. Und in der Burg genas der Bote wunderbar schnell. Bald war er wieder dergestalt bei

Kräften, dass er mit dem arglosen Grafen zum zweiten Male fortreiten konnte. Erst im Lager, als Kriegsknechte über ihn herfielen und seine Hände fesselten, ward dieser des Verrathes inne. Bote! rief er, arger Bote! hast Du mir nicht zugelobt bei des Herrn, unsers Heilandes Namen, mich unversehrt wieder in meine Burg zu geleiten? Da lachte der Bote, der niemand anders als ein Bischof war, dem Grafen Adalbert ins Antlitz und höhnte sein. Elender Thor! sprach er, habe ich etwa mein Wort nicht gehalten oder den Namen des Herrn missbraucht? Führte ich Dich nicht unversehrt wieder in Deine Burg zurück, nachdem wir sie das erste Mal verlassen hatten? Bin ich dir mehr schuldig kurzsichtiger Mann? — Da wandte sich der Graf ab und bedeckte sein edles Antlitz mit den Händen. Er war in seines unversöhnlichen Feindes Gewalt gerathen, der ihn zu Kloster Theres einige Tage darauf enthaupten liess. Dieser Verrath geschah vor tausend Jahren, aber sein fluchbelastetes Andenken lebt noch im Volke und jede neue Generation bedeckt ihn mit neuer Verachtung. —

Auf der Süd- und Westseite des Berges, auf welchem die alte Babenburg ruht, befinden sich Anpflanzungen eines Baumes, welcher das beste Anzeichen eines milderen Clima's ist, indem er sonst nur südlicheren Ländern angehört, des Maulbeerbaumes nämlich, dessen Blätter die Lieblingsnahrung der Seidenwürmer sind, mit deren Cultur man hier nicht unglückliche Versuche gemacht hat. — Wir können von Bamberg nicht scheiden, ohne nicht noch eines grossartigen Unternehmens zu gedenken, welches auf Befehl des Königs neuerdings hier begonnen worden ist und mit dazu beitragen wird, den Namen dieses Monarchen zu verewigen. Es ist die Verbindung zwischen dem Main und der Donau, ein Canal, welcher die kürzeste Wasserstrasse zwischen beiden Strömen zu bilden bestimmt ist, und dessen Bau König Ludwig ausführen lässt. Zahllose Arbeiter sind auf der ganzen bedeutenden Linie durch das Königreich, welche die beiden Flüsse trennt, vertheilt, Ingenieure leiten ihre Thätigkeit und in Bamberg unterhalb der Rathhausbrücke ist der Punkt, wo dieser merkwürdige Canal, dessen Vollendung nicht mehr fern sein wird, beginnt. Wir begleiten ihn eine Strecke auf seiner südlichen Richtung aus der Stadt, halten uns jedoch dann mehr gegen

Abend und gelangen nach etwa vierstündigem Wege und nach Ueberschreitung mehrerer Bäche und kleiner Flüsse, die alle der Regnitz zuströmen, am Reich-Eberach-Fluss im Landgericht Hochstädt in ein grosses Pfarrdorf, dessen herrliches, im neuitalienischen Styl erbautes Schloss sich aus grünem Gebüsch hervorhebt und das Auge überrascht. Es ist dies der Hauptort der Herrschaft Pommersfelden*), welche der gräflichen Familie von Schönborn gehört, einer der reichsten und vornehmsten Frankens, die Fürstbischöfe und Churfürsten unter ihre Mitglieder zählte. Der schon genannte Fürstbischof und Churfürst Lothar Franz von Schönborn, derselbe, welcher die neue Residenz in Bamberg erbaute, baute auch das Schloss zu Pommersfelden, zwischen den Jahren 1711 — 19, und nannte es Weissenstein. Es besteht aus einem Hauptgebäude mit fünf Eingängen und aus zwei Seitenflügeln. Das Erdgeschoss hat offne Arkaden, über welche sich jonische Pilaster durch die zwei ersten Stockwerke erheben. Die Haupttreppe — eine der schönsten in Europa — wird durch ein Gewölbe getragen, welches auf gekuppelten jonischen Säulen, mit Greifen geziert, ruht. Hinter diesem Gewölbe öffnet sich ein prächtig grottirter Saal, nah im Erdgeschosse gegen den Garten, dessen ebenfalls gewölbte Kupferdecke von J. R. Byss gemalt ist; die perspectivische Architektur ist ein Werk des römischen Malers Joseph de Manchis. Beide Künstler malten auch die Decke der von Koryatiden getragenen offenen Gallerie über der zweiarmigen Treppe. Durch dieselbe treten wir in einen sehr grossen Saal ein, dessen Höhe durch zwei Stockwerke reicht, und sehen uns nun plötzlich in einem Kunsttempel und mitten unter Gegenständen, die unser Erstaunen erregen. Es ist, als ob wir durch irgend eine Zauberei aus der Einsamkeit dieses bischöflichen Pallastes hinweg mitten in das Museum einer grossen Hauptstadt versetzt worden wären. Auf marmornen Tischen und Piedestalen erheben sich plastische Gestalten und Gemälde in ungeheuern Goldrahmen bedecken die Wände. In der That ist dieser Saal der Anfang einer so grossen und ausgezeichneten Gemäldegallerie, voll von Meisterstücken aller Länder und aller Schulen, dass man bei ihrem Anschauen nur die abgelegene Ein-

*) Mit einer Ansicht.

samkeit dieser Schätze beklagen muss. — Ein Merkur von Rubens gleich in diesem Saal, ein Vandyk im nächsten (Achilles und Ulysses unter Frauen), eine Raphaelische Madonna, ein Carraccio, Dürer, Cranach, Hanhorst, Albani, Potter, Baalen, Giordano, Titian, Correggio und noch eine Menge anderer, theils mehr, theils minder berühmter Namen treten uns in einer Sammlung von mehreren tausend Gemälden entgegen, welche der Churfürst Lothar mit einem Aufwande von Millionen hier gründete. Sie ward von seinen Nachfolgern vermehrt, geschützt und gepflegt, wobei jedoch, da die öfteren feindlichen Ueberfälle Versendungen der ganzen Sammlung mehr als einmal nothwendig machten, die Ordnung ihrer Aufstellung und Kataloge gestört ward, so dass ein des kostbaren Familienschatzes ganz würdiges Verzeichniss im Grunde bis jetzt fehlt.

Dem Schloss gegenüber erhebt sich im Halbkreis ein anderes prächtiges Gebäude mit einem toskanischen Portale, es ist der Stall der bischöflichen Rosse, welche ihren Hafer aus marmornen Krippen frassen; das Heu aber zogen sie hinter den Stäben einer Raufe von vergoldetem Metall hervor. Wer möchte nun noch zweifeln, dass Luxus und Pracht in diesen geistlichen Palästen wohnten? Dies ist an und für sich nichts Auffallendes, aber die grosse Menge solcher Residenzen und fürstlichherrlicher Abteien in Franken, von denen keine der anderen an Pracht nachstehen wollte, darf in der That in Erstaunen setzen. Denn kaum liegt uns Pommersfelden im Rücken und wir haben uns westlich der Landstrasse zugewendet, welche Bamberg mit der Schwesterstadt Würzburg verbindet, wir sind einige Stunden über waldreiche Höhen fortgeschritten, die Anfänge des Steigerwaldes, als uns, nahe an der Grenze beider Hochstifter, bereits im Würzburgischen, von neuem der Anblick majestätischer Gebäude in Verwunderung setzt. In einem romantischen, heimlichen Thale, unweit der Quelle des Flüsschens Mittel-Eberach, erhebt sich eine Anzahl von Gebäuden, die zusammen einer kleinen Stadt mit fürstlichem Residenzschloss gleichen. Es ist die ehemals so berühmte Cisterzienser-Abtei

Eberach,*)

das reichste und vornehmste Kloster in ganz Franken. Die erste Stiftung desselben wird einem Rittergeschlechte „von Eberau" zugeschrieben, das auf dieser Stelle seinen Stammsitz hatte. Die Eberau auf dem Steigerwalde waren Lehensleute der Grafen von Höchstadt und dienten früher den Hohenstaufen. Als dieses Kaiserhauses Ministerialen, begleiteten die Brüder Berno und Eberwin von Eberau den Bischof Embriko von Würzburg auf seiner Gesandtschaftsreise nach Constantinopel, und es heisst von ihnen in Konrads III. Schreiben an Kaiser Manuel: *Missimus nobis utrasque manus nostras, Bernonem scilicet, virum religiosum et sapientem et Richivinum, valde nobilem et nobis carum.* Bereits auf dieser Reise fassten die frommen Brüder den Entschluss, ihr Stammhaus in ein Kloster zu verwandeln und dasselbe mit Mönchen aus Cisterz zu besetzen; es vergingen jedoch Jahre, bevor der neue, von allen Seiten in Anspruch genommene Orden ihrem Wunsche willfahren konnte. Von Morimond in Flandern, dem vierten Tochterkloster von Cisterz, wurden endlich zwölf Brüder entsendet, und im Jahr des Herrn 1127, unter Papst Honorius II., in dem zweiten Regierungsjahre Kaiser Lothars, übergaben Berno und Richwin, unter ihrer Schwester Berthilde Zustimmung, den Fremdlingen das Schloss Eberau, um dasselbe in ein Kloster zu verwandeln, und eine Congregation zu gründen, welche Tag und Nacht Gott dem Herrn diene. Berno liess sich das Haar scheeren und als Conversus in die Klostergemeinde aufnehmen, Richwin begleitete Kaiser Konrad III. auf seinem Kreuzzuge und starb nach seiner Heimkehr in Eberach. Auch Berthilde, die Schwester, gesegnete hier das Zeitliche und die drei Geschwister ruhen in dem Presbyterium der Kirche unter einem grossen Steine. Von ihnen rühmt die Inschrift:

Berno ein Bruder Richwin was (war)
Mit ihm erster Stifter zu Ebrach sass
Gut und Hab Er sich um Gott erwag
In geistlichen Leben verzehrt er sein Tag.

*) Mit einer Ansicht.

Richwin ein Ritter, streng zu Ebrach gesessen
Sich ewigen Lohn zu erobern fleissig vermessen
Ein schwarzen Greifen er geführet hat,
Dies Kloster als ein Stifter wohl begabt.

Berthildis aus dem Geschlecht deren von Eberau
Ihren Erbtheil auch gab zu des Klosters Bau;
Verhofft dadurch zu erlangen das ewige Leben
Welches ihr Gott der Allmächtige wohl geben.

Der erste Abt von Eberach hiess Adam und unter seiner weisen, vielgepriesenen Leitung nahm das Kloster schnell an Ansehen und Gütern zu. Es würde zu weit führen, wollten wir allen seinen Schicksalen während des Mittelalters folgen, nur so viel sei erwähnt, dass im Jahr 1200 unter dem Abt Hermann I. der Bau der prachtvollen Kirche begonnen wurde, welche, wenn gleich mit verschiedenen Veränderungen im Innern, bis auf den heutigen Tag des Klosters Zierde geblieben ist. Der Ruhm des letzteren im In- und Auslande war so gross, dass fremde Geistliche aus entfernten Gegenden herbeiwanderten, um in Eberach nach der daselbst eingeführten Ordnung Gott zu dienen, ja selbst Aebte anderer bedeutender Klöster legten ihren Krummstab nieder und kamen nach Eberach, um hier in die Reihe der Brüder aufgenommen zu werden, z. B. Abt Burkhardt von Würzburg, Abt Berthold von Lilienfeld in Oesterreich und Andere. Die Zahl der Religiosen betrug im Jahr 1518 fünf und siebenzig; ein Prior, Subprior, Custos und Kantor unterhielt im Convent den Gottesdienst und die gesetzliche Ordnung, der Camerarius hatte die wirthschaftlichen Angelegenheiten, der Notarius die Gerechtsame und die Canzlei unter der Leitung des Abtes zu besorgen. Der Cellarius war zu Anschaffung der Bedürfnisse des Klosters, der Bursarius lediglich zu dem Ende aufgestellt, dass er sich mit der Geldeinnahme, welche durch die Ordenssatzungen dem Abt untersagt war, befasse. Der *Magister operis* leitete die Arbeiten der Handwerker und Taglöhner, der *Magister hospitum* hatte die Gäste und Fremden, der Intermarius die Kranken zu besorgen. — Ueberall — in allen umliegenden und vielen entfernten Städten besass die Abtei prächtige Klosterhöfe, und fast sämmtliche Schlösser der Gegend waren ihr Eigenthum oder gingen ihr, der reichsunmittelbaren, zu Lehen. Sie, die selbst

eine Tochter von Morimond in Flandern war, hatte der Töchter, oder der von ihr gestifteten neuen Klöster nun sehr viele. Wir nennen unter diesen: Langheim, Bildhausen, Theres, Marieburghausen, Himmelspforten bei Würzburg, Rein, Willering, Aldersbach, Birkenfeld, Schönau, Heilsbronn und Citheren im fernen Holland. Indessen nicht immer schien die Sonne des Glücks wolkenlos über der mächtigen Abtei und das Gewitter des Bauernkrieges, welches über die Mainthäler heraufzog, entlud sich auch über ihr. Nicht genug, dass die neue Lehre Luthers im Innern des Klosters Eingang gefunden und daselbst Zwietracht und Zerwürfnisse verursacht hatte, was den friedliebenden Abt Nicolaus II. bewog, seiner Würde zu entsagen, so hatte gleich darauf sein Nachfolger Johann das Unglück, die bäurischen Rebellen unter ihrem Anführer Hans Luft in sein friedliches Thal einfallen zu sehen. Er wollte nach Nürnberg entfliehen, ward aber ergriffen und zurückgeführt. Nun musste er Zeuge werden von der Wuth einer gereizten und erzürnten Horde gegen das Kloster und von der schrecklichen Verwüstung, welche sie darin anrichtete. Er musste dessen Plünderung sehen, den Raub aller Vorräthe des kostbaren Kirchengeräthes, die Schändung des Heiligthumes. Von Augenzeugen musste er hören, wie sich diese Ereignisse auf allen Klostergütern zu Sulzheim, Weizer und Schweinfurt, in Spiessheim, Herlheim, Alzheim, Stockheim u. s. w. erneuerten oder bereits zugetragen hätten. Da rief er schmerzvoll aus: „*O Ebracum, ubi nunc tuus advocatus, ubi protector tibi a Caesare datus! Eheu, non erat qui me agnosceret!*“ Endlich gelang es dennoch dem Abte, seinen Hütern zu entfliehen und nach Nürnberg zu gelangen, von dannen er später, da der Aufruhr unterdrückt war, nach der Schlacht von Königshofen wieder zurückkehrte. Mitten in dem Gräuel der Verwüstung, von einer Hütte aus, die er sich vor der Pforte des zerstörten Klosters hatte errichten lassen, begann er das grosse Werk der Wiederherstellung desselben. Langsam rückte er damit vorwärts, denn der angerichtete Schade betrug mindestens zweimalhunderttausend Goldgulden. Die Kirche war glücklicherweise kein Raub der Flammen geworden, doch das Blei von ihren Dächern und ihre Glocken waren geschmolzen. Bei den unermesslichen Hülfsquellen, über die sie gebieten konnte,

erholte sich indessen die Abtei im Lauf der Jahre vollkommen. Aber der dreissigjährige Krieg brachte neue Drangsale. Die Schweden brachen über Königshofen in Franken ein. Für die Sicherheit seines Klosters hatte der Abt schon vorläufig gesorgt; Archiv und Kirchenschatz wurden nach Würzburg geflüchtet; aber gerade diese Massregel war es, die durch einen seltsamen Umstand dem Kloster einen fast unersetzlichen Schaden zufügte. Der Amtmann in Würzburg, Michael Scherer, indem er den Empfang des seiner Obhut anvertrauten Schatzes bescheinigte, beschrieb zugleich die Stelle, an welcher er ihn vergraben; der Brief aber wurde von dem Boten, der ihn besorgen sollte, verloren, von einem Schweden gefunden und seinem Obristen eingehändigt. Dieser, der sich in dem Eberacher Hof zu Würzburg einquartirt hatte, wusste den Sinn des Briefes zu deuten und zu benutzen. Der Schatz wurde von fremden Händen gehoben, und niemals hat man ihn wieder gesehen. Dabei gingen unter andern die Statüen der Apostel und Klosterpatrone, von gediegenem Silber, und eine Menge prächtiger Kelche und Leuchter mit verloren. Indessen konnte ungeachtet solcher Verluste fünfzig Jahre später Abt Ludwig Ludovici bereits wieder ohne Beschwerde hunderttausend Gulden auf Bauten verwenden. Im Jahr 1714 ward durch seinen Nachfolger der prächtige Abteibau begonnen, welcher noch steht, der Thurm der Kirche neu aufgerichtet und für den Hochaltar ein grosses, ganz von Silber gegossenes Kreuz verfertigt. Eine neue Verschönerung der Kirche begann mit dem Jahre 1773, womit man erst neunzehn Jahre später zu Ende kam und die hundert und siebenzigtausend Gulden kostete. Es geschah zu dieser Zeit zum grossen und auch wohl gerechten Bedauern Vieler, dass die Kirche ihres alterthümlichen Schmuckes entladen und dagegen mit Marmor und Vergoldungen überkleidet ward. Reliefs in diesem Gestein, zu Rom von Meisterhänden gearbeitet, traten meistentheils an die Stelle der alten Gemälde. Es lässt sich indessen nicht läugnen, dass die Kirche, wenn sie auf der einen Seite verlor, dadurch an hellem und heiterem Eindruck gewonnen hat. Wir nannten den Namen des ersten Abtes von Eberach, so wollen wir auch den des letzten nennen; zwischen beiden liegen sieben Jahrhunderte. Abt Eugen Montag, erwählt im Jahr 1791, erlebte die Einwirkungen der westlichen Revolu-

tion auf unser Vaterland und auch auf sein Stift. Aber er war ein Mann von ernstem und verständigem Willen und während alle Gewalten beinah die Kunst verlernt hatten zu befehlen, herrschte Eugen, einem Könige gleich, gewaltig und gerecht in seinem Gebiet, und Schwindelgeist wie Ungehorsam wurde durch seine blosse Nähe entwaffnet. So gingen die Revolutionskriege beinah spurlos an den Verhältnissen der Abtei vorüber, aber dennoch hatte ihre Stunde geschlagen. Ein einziger Federzug hob im Jahre 1803 die Stiftung auf und vernichtete so das Werk vieler Jahrhunderte. — Es war am 2ten Mai nach der Abendtafel, als den Conventsgliedern die Auflösung ihres Institutes und ihre Entlassung aus demselben angekündigt ward und schon am fünften mussten sie den Stab ergreifen und auswandern nach allen Weltgegenden. Sie zerstreuten sich, mit kärglichen Pensionen bedacht; selbst die des Abtes war eine Kleinigkeit im Verhältniss zu seinen früheren königlichen Einnahmen, und er starb acht Jahre später auf dem ehemaligen Klosterhofe zu Schwappach, wo er freie Wohnung hatte. Dass seine Leiche einst in der Kirche von Eberach ruhen dürfe, hatte er sich vom Könige als eine Gnade erbeten und sie ward ihm gewährt. — Bei seiner Auflösung hatte das Stift ein Gebiet von vier und fünfzig Dörfern und acht Aemtern, die besten Weinberge Frankens, einen Waldbestand von 25,000 Morgen und eine jährliche Rente von circa zweimalhunderttausend Gulden.

Eines der schönsten Denkmale gothischer Baukunst ist seine Kirche, deren Ansicht das hier gegebene Blatt versinnlicht. Sie ist durchaus von sorgfältig behauenen und zusammengefügten Quadersteinen erbaut und hat eine Länge von 294 Fuss. Sie empfängt ihr Licht durch mehr als fünfzig Fenster, von denen besonders die vier an den Hauptecken sehenswerth sind. Das Fenster in dem Portal dürfte bei vierzig Fuss Höhe und eben so viel Breite in der künstlichen Ausführung kaum seines Gleichen in Deutschland finden. Der Altäre sind sechs und zwanzig; an der Evangelienseite des Hochaltars wurden einem alten Gebrauch gemäss die Herzen der Bischöfe von Würzburg beigesetzt, ein Gebrauch, von dem zuerst in Ansehung des Bischofs Julius abgegangen wurde. Die Orgel, vom Jahre 1760 — 1762 mit einem Kostenaufwand von 15,000 Gulden erbaut, hat 36 Register und wird

als ein Meisterwerk gerühmt. Von den Gemälden sind die vorzüglichsten nach München gewandert.

Unser Blatt zeigt, rechter Hand von der Kirche, einen Theil des Abtei-Gebäudes, welches heut zu Tage von einem Pfarrer, Forstbeamten und Bauern bewohnt wird und freilich keinen glänzenden Anblick mehr in seinem Innern bietet. Das Wasserbecken in der untern Halle mit seinem Springbrunnen, die Stufen der prächtigen doppelarmigen Treppe werden von unsauberen Hausthieren umlagert oder eingenommen. Glanz und Hoheit sind ausgewandert aus diesen Räumen und haben dem kleinen engen Werkeltagsleben oder dem Treiben der Armuth Platz gemacht. Ob diese dadurch gewonnen hat, ist noch sehr problematisch. Uebrigens findet man in Eberach einen guten Gasthof und erstaunlich viel Einkehr, da, wie schon bemerkt, die Landstrasse zwischen den beiden Kreishauptstädten Bamberg und Würzburg hindurchführt. —

Steigerwald heisst das mit fruchtbaren Thälern abwechselnde Waldgebirge, welches südlich vom Main, zwischen Aisch und Regnitz seine Arme ausstreckt, früher im Untermainkreis, jetzt im nordwestlichen Theil von Mittelfranken, und wovon früher ein im Jahr 1805 erloschenes Rittercanton den Namen führte. Seine Berge erreichen keine bedeutende Höhe, aber sie gewähren schöne Gesichtspunkte für das Auge, entweder von ihrem Gipfel herab in die mit Ortschaften bevölkerten Thäler, oder von diesen hinauf zu ihnen, wo die Trümmer verfallener Burgen locken. Auch Kloster Eberach, wo wir soeben verweilten, liegt innerhalb der Höhen des Gebirges und zwar in einem Theil desselben, der sich über die Grenze des Fürstenthums Würzburg hinüber bis fast an den Main erstreckt. Wir beeilen uns, diesen wieder zu erreichen und suchen den nächsten Weg nach seinem Ufer. Während die Berge in westlicher Richtung auslaufen, nehmen wir die nördliche, überschreiten die rauhe Ebrach und erblicken nach einigen Stunden, die jedoch auf ziemlich beschwerlichen Pfaden zurückgelegt wurden, den schönen Strom wieder, wie er im Purpur der Abendsonne vergoldet, zwischen seinen Weinbergen, im breiten Thale, Ort an Ort auf seinem Ufer — anmuthig und majestätisch zugleich, daher wallt. — Weisse Segel leuchten in der Ferne; er trägt Schiffe nach Würz-

burg hinab oder weiter, dem Rhein zu. — Ehe wir den Rand des Flusses erreichen, um uns vermittelst der Fähre nach Hassfurth übersetzen zu lassen, das hart am rechten Ufer liegt, haben wir erst noch einen Ort zu passiren, dessen langgestreckte Gebäude und einzelne gothische Rundfenster in den Giebeln an ein Kloster erinnern. Und diese Mahnung ist kein Irrthum. Welches ansehnliche Haus in dieser Gegend wäre nicht ein Kloster gewesen, oder wenigstens ein Klosterhof, oder eine Klostermeierei, oder das Lehen eines Klosters! Die Traube, die dort am Bergabhang reift, kann sie etwas Anderes als des Abtes edlen Firnewein bluten; jene wohlbehagliche Heerde auf der Wiese — ist ihr Hirt, der gedankenvoll auf seinen Stab gestützt, über sie hinlächelt, nicht der kluge Benedict, wie er so eben den Schlüssel der kaiserlichen Räthsel für seinen geistlichen Herrn sucht?

Marieburghausen,

jetzt eine königliche Domaine, früher Cisterzienser-Nonnenkloster, hat einen schönen, geräumigen Hof und in einem der Gebäude, welches jetzt wirthschaftlichen Zwecken dient, ist die ehemalige Kirche noch an Pfeilern, Spitzbogen und wohlgeordneten Säulen zu erkennen. Unter den Fenstern dieser Kirche lauscht die Sage eines Vorgangs, der einst hier statt gehabt haben soll, und der Leser verzeihe, wenn wir ihr unser Ohr leihen. Am markgräflichen Hofe zu Baireuth befanden sich drei Edelknappen, Söhne vornehmer Vasallen des Würzburger Hochstifts, und alle drei waren liebenswerthe Jünglinge. Gerold, der Erstgeborne des Grafen von Castell, zählte neunzehn Jahre, Giso von Steinau, einer Wittwe Einziger, war achtzehn, und Kunz von Giech war noch jünger. — Lustig lernten sie das Waffenhandwerk unter dem ritterlichen Fürsten Casimir, als die Kunde von dem Bauernaufstand in der Nähe ihrer Heimath und von der Annäherung verschiedner Rebellenheere gegen dieselbe zu ihnen drang. Da litt es sie nicht mehr in der glänzenden Hofstadt. Fort wollten sie, um sich an die Seite ihrer Väter zu stellen, die Ihrigen zu vertheidigen oder ihr Schicksal zu theilen. Der Markgraf lobte diesen Entschluss und entliess sie, wohl ausgerüstet auf starken Rossen und von reisigen Knechten begleitet. Aber die Zeiten

waren übel, schon brannte der Aufruhr in hellen Flammen durch die Mainthäler, bewaffnetes Landvolk zog auf allen Strassen und fiel mordend über Jeden her, der ein adeliges Kleid und bespornte Stiefel trug. Nach manchem Strauss sahen die drei Edelknaben sich genöthigt, Rosse und Diener zu verlassen, Federbarett, Schwert und Silberkürass von sich zu legen und — um nur weiter zu kommen, einen schlechten Bauernkittel über ihre sammtnen Wämser zu werfen. So verkleidet gelangten sie in die Gegend von Hassfurth und Marieburghausen, denn sie wollten zunächst auf das Schloss Zabelstein, welches nur wenige Stunden von da entfernt ist und auf einer der letzten westlichen Höhen des Steigerwaldes liegt, und wo Kunzens Vater, Graf Hans von Giech, als bischöflicher Schlossvoigt hauste. Aber das ganze Mainthal, von Schweinfurt bis Eltmann, war angefüllt von wildem, kriegerischem Getöse, und als die Jünglinge aus dem Walde traten, der ihnen bis jetzt noch die Aussicht in das Thal entzogen hatte, erblickten sie dasselbe wimmelnd von Schaaren, von bewaffneten Haufen, von Wagen, Stieren und Rossen; die Fluren waren mit Lagerzelten bedeckt, die sich von Dorf zu Dorf fortpflanzten, und von den Kirchthürmen aller Dörfer flatterten Fahnen. Trompeten schmetterten, die Heerpauke rasselte dumpf zwischen Büchsenschüssen, die von Zeit zu Zeit fielen, und an verschiedenen Orten wirbelten Rauchsäulen empor, entweder von Wachtfeuern oder von brennenden Gebäuden. Die drei Edelknaben stutzten, als ihnen dieser Anblick ward, sie sahen das vereinigte Bauernheer vor sich und die Gefahr, unter diesen Umständen durch das Thal und über den Strom zu gelangen; zugleich aber auch winkte ihnen im Golde der Abendsonne die hohe bischöfliche Veste, der Zabelstein, das vorläufige Ziel ihrer Pilgerfahrt und aller ihrer Mühen. Kunz jubelte laut auf, als er des Schlosses ansichtig ward, wo der Vater hauste und die weichen Mutterarme ihn umfangen würden; auch Gerold und Gyso, wenn gleich ihre Heimath noch um einige Stunden weiter entfernt war, jubelten und vergassen auf einen Augenblick die Nähe des Feindes. Aber schon waren sie in dessen Bereich und seine Vorposten hatten sie bemerkt und riefen sie an. Sie sollten Auskunft geben, von wannen sie kämen und wohin sie gedächten. Solches thaten sie so gut sie vermochten. Doch ermangelten sie vielleicht der nö-

thigen Vorsicht und Verstellung bei den Antworten, die sie ertheilten; war es ein muthwilliges Lächeln, welches dabei um ihre hellen und schönen Antlitze spielte, oder der Adel ihrer schlanken Gestalten, den selbst die Hülle von grober Leinwand nicht ganz verbarg, oder die weisse, weiche Hand, worin sie den Knotenstock führten, genug, der bäuerische Vorposten fasste Verdacht, erklärte sie als Gefangene und sandte sie unter starker Begleitung über den Fluss in das Quartier seiner Hauptleute, Hans Luft und Klunk von Budeleben, damit diese sie weiter vernähmen. Solches Quartier aber war das Nonnenkloster zu Marieburghausen und es sah innerhalb des langen Hofes desselben weniger still und friedlich aus, als heut. Die Gefürchtetsten und Schlimmsten unter dem ganzen Heer, die sogenannte schwarze Rotte, Rothenburger Bauern, unter ihrem Anführer Hans Luft und dessen Waibel Klunk, hatten das Kloster und seine Umgegend inne. Geschrei, Gesang, Fluchen, wilder Lärmen, erfüllten Hof und Gebäude. Feuer brannten im ersteren, es wurde gekocht, gebraten, geschlachtet, aus angebohrten Fässern gezecht. Von Zeit zu Zeit liessen sich weisse Gewänder hinter den Pfeilern der Kreuzgänge, auf den Treppen, selbst im Hof erblicken, es waren die Gestalten der Nonnen, welche bei dem raschen Einfall des Heeres nicht Musse gehabt hatten, die Flucht zu ergreifen und jetzt durch Preisgebung der Klostervorräthe und Schätze, durch eifriges Entgegenkommen und durch Dienstleistungen aller Art versuchten, ihre furchtbaren Gäste beim Guten zu erhalten und wenigstens die Zerstörung ihres Gotteshauses abzuwenden: ein Werk, worin die schwarze Rotte geübt war. In diesen Hof nun traten die verkappten Junker mit ihrer Begleitung jetzt unfreiwillig ein, und so wenig die Haufen schmausenden und zechendes Gesindels in Waffen, an denen sie vorüber geführt wurden, ihnen gefielen, so unerwartet war die gute Aufnahme, die sie bei dem Hauptmann und seinem Unterbefehlshaber fanden. Beide schienen trunken von Wein und zu genauen Untersuchungen wenig aufgelegt; nach kurzem Examen, wobei Luft sein Wohlgefallen an so kräftigen Burschen, wie die Fremden sich zeigten, ausgesprochen hatte, lud er sie ein, bei ihm zu bleiben, unter seinem Fähnlein zu dienen und vor der Hand sich zu ihm niederzusetzen an das Feuer und sich gleich ihm mit Speise und

Trank zu erquicken. Das letztere thaten die Jünglinge so unbefangen als möglich. Während sie auf Strohbündeln und umgestürzten Gefässen dasassen und, um nicht befragt zu werden, selbst viel redeten, schwatzten und auch den Becher nicht verschmähten, den bald eine rohe Faust, bald die zarte Hand einer Novize ihnen darbot, ward die Aufmerksamkeit auf ein Getöse gelenkt, das vom äussern Hofthor her sich näherte. Ein Trupp von den „Schwarzen" kam unter wildem Geschrei, etwas umringend, das man noch nicht zu unterscheiden vermochte, heran. Jetzt zeigte es sich: es war ein Weib mit einem weinenden Knäblein auf dem Arm, welches mit Mühe die vielen Angriffe von sich wehrte, womit seine rohe, mit Messern und Aexten bewaffnete Umgebung es beängstigte. Heda, Leuterer! *) Klunk von Budeleben! hiess es, als der Haufe dem Lagerplatz des zweiten Befehlshabers nahe gekommen war, schau hier das Weibsbild mit dem Baalskindlein, das wir eine halbe Stunde Weges im Gehölz fingen. 's hat sich durchschleichen wollen, war verirrt und ist nicht richtig mit ihm. Den Buben her, Hexe! Lass sein fein Hemdlein schauen.

Damit wollte der, welcher gesprochen hatte, dem Weibe, das bürgerlich gekleidet war, wie die Frauen kleiner Städte, den etwa zweijährigen Knaben vom Arme reissen, in der Absicht, ihn dem Leuterer Klunk näher zu bringen, aber Jene hielt das Kind fest an ihren Busen gedrückt. Lasst mich! rief sie, ich gebe mein Kind nicht vom Arme, ich will es nicht, ich thue es nicht. „Wo bist Du her?" fragte Klunk mit barscher Stimme, während Aller Augen sich auf die Frau und den Haufen richteten, der sie umgab.

„Aus dem Reiche, lieber Herr," entgegnete sie zitternd, „und nach Hassfurth gedachte ich zu einer Base mit meinem Kleinen, weil es bei uns Kriegsnoth giebt."

„Recht so!" rief der Leuterer; „Krieg muss sein überall, der Junker muss unter aller Orten! Und Dein Name, Weib?"

„Sara Betheimin," war die Antwort, „eines Schuhmachers Wittib, und dieses Knäblein ist mein Letztgeborner."

---

*) Das altdeutsche Wort für Lieutenant.

„Glaubt's nicht! Sie belügt Euch!“ rief einer der Bauern. „Man muss ihr den Leib aufschneiden und den Buben zerschmettern an der Mauer. Er ist eines Adeligen Brut! Betrachtet nur dieses Leinengewebe. Alle Teufel sollen mich holen, wenn das eines Schuhmachers Kind ist — ich selbst bin ein Schuhmacher und. . . .“

„Was hast Du?“ fragte in diesem Augenblick der Junker von Steinau den erbleichenden Gerold, welcher ihm krampfhaft den Arm drückte.

„Es ist,“ erwiederte dieser, zu seinem Genossen gewendet, leise und mit bebenden Lippen, ohne dass es die Bauern bemerkten — welche mit dem Weibe beschäftigt waren, „es ist mein Brüderlein Kuno und seine Amme.“

„Unmöglich!“ flüsterte Jener erschrocken, „wie käme er hierher? Du täuschest Dich, Gerold.“

„Wollte Gott! Aber was glaubt Ihr? Werde ich mein Brüderlein nicht kennen und die getreue Sara! Wie sie hieher kommt, wissen die Heiligen. Mir ahnet ein Unglück, Bruder.“

Sie fuhren rasch auseinander, um durch ihr leises Reden keinen Verdacht zu erregen. Unwillkührlich starrte Graf Gerold nach dem Knaben und dessen Trägerin hin, welche fortfuhr bei ihrer Seelen Seligkeit zu betheuern, dass sie eine schlichte Bürgersfrau und das Kind das ihrige sei, als jetzt zufällig ihr Blick dem starren auf sie gerichteten Auge des Edelknaben begegnete. Das Wort versagte ihr, mitten in der Rede hielt sie inne, sie zuckte zusammen und es hätte nicht viel gefehlt, dass sie das Kind in ihren Armen zu Boden fallen liess. Doch ermannte sie sich mit sichtlicher Anstrengung, gab ihrem Blick eine andere Richtung, und indem sie sich selbst wegkehrte, um nicht gezwungen zu sein, abermals nach dem Sohn ihrer Herrschaft hinüber zu schauen, den sie trotz seiner Verkleidung erkannte, winkte sie ihm, unmerkbar für die Uebrigen, das Zeichen zu, dass er sich ruhig verhalte. Es war eine schwere Aufgabe für den feurigen Jüngling, der keine Furcht vor Gefahr kannte, sobald ihn diese allein betraf; aber jetzt musste er seinen und seines Hauses kleinen Liebling, das Herzblatt seiner gräflichen Mutter, in solcher erblicken, und zwar in drohender, denn das Geschrei und der Tumult der Bauern wuchsen mit jeder Secunde und die Amme hatte kaum noch

Kraft genug, sich und den Kleinen vor den Angriffen zahlloser Fäuste zu schützen, welche gewaltsam nach dem letzteren langten. Mit der einen Hand das Kind vertheidigend, presste sie es mit der andern fest an sich, und da auf ihre Worte nicht mehr gehört wurde, brach sie in ein lautes Hülfegeschrei aus. Das war mehr, als Gerold mit bis dahin männlich behaupteter Ruhe und Fassung anzuschauen und zu hören vermochte. Jede andere Rücksicht vergessend, sprang er vor, riss einem der ihm zunächst Stehenden sein Messer aus dem Gürtel, fasste es in geballter Faust und stürzte sich, Alles auf die Seite stossend, was ihm im Wege war, zu dem bedrängten Weibe. „Zurück!“ rief er mit einer Löwenstimme, die man seiner Jugend nicht zugetraut hätte — „zurück! wem sein Leben lieb ist! Was wollt Ihr an diesem schuldlosen Kinde, was an diesem Weibe? Ich dulde es nicht, dass Ihr sie antastet. Zurück!“

„Ach mein Heiland!“ klagte die Amme, sich vergessend und vor ihm auf die Kniee sinkend, „ach mein Heiland, Junker Gerold, beschützt mich und Euer Brüderlein! Nach Schloss Stollberg sollte ich es tragen zum Grossvater, weil Schloss Castell verbrannt ist — ich kann nicht mehr.“

Ihre Arme sanken schlaff, ohnmächtig zurück; der Knabe glitt von ihrer Brust zu Gerolds Füssen auf den Boden hin und diesen Augenblick benutzte ein furchtbar aussehender bärtiger Mann, nach ihm zu greifen; er packte ihn bei den zarten Beinchen, ehe Gerold es verhindern konnte, und indem er ihn empor riss, brüllte er überlaut: „Da seht Ihr's, Genossen, Adelsbrut, Verrätherei, verkappte Junker unter uns, niederträchtige Kundschafter vom Zabelstein. Aexte herbei! schlagt sie zu Boden!“

Zu gleicher Zeit that er zwei Schritte nach einem steinernen Pfeiler, der den Kreuzgang stützte, holte mit seinem Arme aus und machte eine Bewegung, als wolle er den Knaben dagegen schleudern und an der Mauer zerschellen; in demselben Augenblick aber hatte Gerold, ihm nachspringend, ihn von hinten gepackt und stiess das Messer, welches er umfasst hielt, ihm bis an das Heft in die Brust. Ein hervorsprudelnder Strahl dunkelrothen Blutes ergoss sich über seine Hand, der Mörder taumelte, liess seine zarte Beute fallen, stürzte brüllend in die Kniee. Dies sehen und ausbrechen in rasende Wuth war für den Hau-

fen das Werk eines Augenblicks. Wie heulende Wölfe stürzten die „Schwarzen“ auf Gerold, den Urheber so grossen Frevels. Zu Hülfe, Freunde! rief dieser, mit dem Rücken gegen den Pfeiler gelehnt und sich vertheidigend mit jeder Waffe, der er habhaft werden konnte, während Sara den betäubten Knaben, die schuldlose Ursache alles Unglücks, ergriff und mit ihm zu den Füssen einer Nonne eilte, welche mit gerungenen Händen im Kreuzgang erschien. Giso und Kunz liessen sich nicht zwei Mal rufen. Trotz der Uebermacht, die sie mit einem fast gewissen Unterliegen bedrohte, hatte Jeder sich — er wusste selbst nicht woher — einer Axt bemächtigt und stürzte in das Gedränge, sich Bahn brechend zu dem dicht umringten Freunde. Hinter ihnen schloss sich der Kreis wieder, der sich in weniger als einer Minute zu einem kämpfenden, wüthenden Mordhaufen gestaltete. Spiesse, Messer und Beile klirrten über seinen Häuptern und fielen in tödtlichen Schlägen nieder. Klagegeschrei erhob sich und verstummte und bald rieselten unter den Füssen der Kämpfer Bäche von rauchendem, rosenrothem Blut hervor über die schlüpfrigen Steine. Der Haufe hielt plötzlich in seiner Wuth inne und theilte sich. Da lagen die drei Jünglinge unter dem Pfeiler hingestreckt, aus tiefen Wunden strömte ihr Leben dahin oder war schon entflohen. Gerolds Antlitz küsste den Boden, aber seine weitausgestreckten Arme schienen noch sterbend nach dem Bruder gelangt zu haben. Kunz von Giech lag über einem getödteten Feinde, jedoch selbst nicht mehr athmend, die offne Brust von zwanzig Messern zerrissen — ach! er war fast unter den Mauern der Burg gefallen, wo Vater, Brüder und Reisige in Menge das Schwert gezückt haben würden, sein junges Leben zu schützen. Giso's Haupt, ganz hintenüber gesunken auf die Schultern, war erbleicht, aus seinen Locken aber rieselte ein rosiges Incarnat, und von ihren Spitzen träufelten Korallentropfen; sie verbargen und deckten in ihrer weichen Fülle die klaffende Todeswunde, von der Schärfe eines Beiles geschlagen. Drei hoffnungsvolle Sprösslinge edler Stämme lagen geknickt, herausgerissen aus dem blühenden Dasein, am Boden, und diejenigen, welche sie gefällt hatten, standen mehrere Minuten lang schweigend, in ihrer Betrachtung verloren da, und schienen eine Art von Ehrfurcht vor einem so rühmlichen Ende zu empfin-

den. Die Rohesten unter den „Schwarzen“ waren still; Niemand beleidigte die Leiber der Gefangenen, Niemand schalt sie, Niemand fluchte ihnen, sie ruhten in dem heiligen Burgfrieden des Todes!

Aber Sara, die Amme, kam und warf sich über Gerold hin. Sie schlug ihre Brüste, raufte ihr langes Haar, goss Ströme von Thränen über ihn aus und machte ihrem gepressten Herzen in lauten Klagen und Verwünschungen Luft. „O ich Unglückseligste,“ schrie sie, „was habe ich gethan! Um den Kleinen zu retten, den meine Brüste gesäugt, habe ich diesen Grossen geopfert. Wie soll ich wieder vor das Antlitz meines Grafen, meiner Gräfin treten! Ihr Unmenschen, ihr Mörder, ihr Höllengeister, wohnte denn kein Funken Mitleid in euch, als ihr eure verruchten Waffen gegen diesen erhobt?“ Dann fuhr sie leiser fort, ihr Antlitz auf die Schulter des Todten geneigt: „Gerold, Graf Gerold, allerliebster Junker, erwacht doch um Gottes willen! Das Mütterlein sitzt daheim unterm Nussbaum seit vier Tagen mit den zarten Töchtern, weil wir kein anderes Obdach mehr haben, — unterm Nussbaum*), lieber Junker, liegt sie siech und krank bei Tag und Nacht, und der Vater ist fort gen Würzburg, dem Bischof zu Hülfe, und unsere Residenzschlösser sind zu Asche geworden. Erwacht doch, Junker Gerold, und tröstet das Mütterlein in ihrem Kummer, sie muss ja sterben, wenn Ihr dahin seid, ihr Erstgeborner! O Jammer! o Wehe!“ Aber er erwachte nicht. Die Nonnen trugen die Leichen der Jünglinge in ihre Kirche und liessen sie in der Gruft unter derselben einsenken. Und es mochte fast ein Jahr vergangen sein und der Bauernkrieg war zu Ende, da erschienen eines Tages drei blasse, schwarz gekleidete, tieftrauernde Frauen im Kloster von Marieburghausen oder in dessen übrig gebliebenen Trümmern, geleitet von einigen Nonnen und der armen Sara. Im Hof hielten Rosse mit schwarzen Decken und Sänften und Wagen und reisige Knechte. Es waren die Mütter der ermordeten Edelknaben, welche kamen, um ihre Söhne zu holen. Aber nicht an ihre liebenden Herzen und in ihre zärtlichen Arme, sondern nur in die Gruft ihrer Ahnen. Dies ist die Sage, welche an der Kirchenwand von Ma-

*) Es ist geschichtlich, dass die Gräfin vier Wochen unter einem solchen Baum an der äussern Pforte des zerstörten Schlosses Kastell wohnte.

rieburghausen ihr melancholisches Geflüster erhebt, das wohl geeignet sein dürfte, jeder Mutter eine Thräne zu entlocken. Da wir aber nicht wissen, ob ihr zu trauen sein dürfte, noch mit Bestimmtheit sagen können, dass sie wirklich existire denn eine Sage ist ein sehr unsicheres Wesen — so verlassen wir den ehemaligen Nonnensitz mit getröstetem Herzen, schiffen auf der Fähre nach

Hasfurth

hinüber und miethen unterhalb den Mauern dieser hübschen Mainstadt, welche ihre trotzigen Thürme und Zinnen, wie eine kleine Unüberwindliche, im Strome spiegelt, einen Nachen, um darin eine Strecke weit zu Wasser zu reisen. Es ist unglaublich, wie alle die kleinen, am Ufer gelegenen Städte dieser Gegend gewappnet und gerüstet sind, und es scheint, als hätten sie besondere Sorgfalt verwandt, sich vor feindlichen Ueberfällen von der Wasserseite her zu schützen. Dass sie übrigens zur Zeit des Faustrechts Ursache haben mochten, auf ihrer Hut zu sein, lässt sich erklären, wenn man an den Uebermuth und die Raubsucht des mächtigen Adels denkt, der reichsunmittelbar hier hauste und dessen Burgen von allen Bergen auf die Städte herabdrohten. In der Stadtkirche zu Hasfurth befindet sich eine Ritterkapelle dieses Adels, von der fränkischen Ritterschaft im Jahr 1392 gestiftet, voller Waffen und Epitaphien, unter denen sich auch die des Johannes von Hutten befinden. Als nach gedämpftem Bauernaufruhr Bischof Konrad von Würzburg vor den Mauern der Stadt erschien, um sie wieder in Besitz zu nehmen, mochte manches schuldbewusste Herz darin beben. Denn die Städte hatten es mit den Bauern gehalten. Und auf dem Markt des guten Hasfurths liess der Bischof ein Schaffot errichten und sieben seiner angesehensten Bürger sollten es besteigen. Da gab es Jammer und Wehklage in der Stadt und Fussfall der Weiber und Kinder vor dem erzürnten Herrn — bis vor dem letzten seiner Reiter — aber vergebens. Das Schwert des Nachrichters war bereits gezückt und seine Opfer fielen ihm, wie in den übrigen Städten, die der Bischof auf seinem Blutzuge berührte. Wie sanft der freundliche Strom unsern Nachen zwischen blühenden

Ufern dahin trägt! Rebenbedeckte Berge zur Rechten, zur Linken, in etwas weiterer Entfernung vom Ufer, die Höhenkette, deren letzte Spitze der Zabelstein heisst, von der bischöflichen Veste, die einst hier stand, und welche die Bauern, trotz der tapferen Gegenwehr des Schlossvoigts, Hans von Giech, erstürmten und der Erde gleich machten. Nur noch wenige Trümmer deuten die ehemalige Existenz dieser Burg an; dagegen tritt rechter Hand, fast in gleicher Linie mit derselben, auf dem andern Ufer das Schieferdach eines ansehnlichen Schlosses hervor, das, wie alle neueren Schlösser Frankens, von schönen glatten Quadersteinen erbaut und mit architektonischem Reichthum ausgestattet ist. Es erinnert in dieser Beziehung an Pommersfelden.

Schloss Theres*)

heisst diese schöne und freundliche Residenz eines glücklichen Besitzers, der aus den Fenstern derselben auf zwei Strassen oder Verbindungswege herabsieht, nämlich auf den Strom mit seinen beladenen Kähnen und auf die wohlerhaltene Chaussee zwischen Bamberg und Schweinfurth. Es liegt noch drei Stunden von letzterer Stadt und war ursprünglich ein Mönchskloster Benedictiner Ordens, und in seiner Kirche befand sich das Grabmal des unglücklichen Grafen von Babenberg, der durch den Verrath eines Priesters in die Gewalt seiner Feinde gerathen war, des Kaisers Heinrich II., der ihn hier enthaupten liess. Das Kloster befand sich, wie alle seines Gleichen, in sehr blühenden Umständen, als es im Bauernkrieg, der hier leider oft genannt werden muss, gänzlich verwüstet und zerstört ward. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde das neue Prälaturgebäude, welches wir auf unserm Bilde sehen, aufgeführt, nebst einer prächtigen Kirche mit schönen Thürmen, die aber nach der Säkularisirung und dem Verkauf von dem Käufer leider weggerissen wurde. Als die Glocken von Theres, bevor sie abgenommen wurden, zum letzten Male läuteten, trauerte das ganze Thal, welches ihren Klang vernahm. Viele Bitten für die Er-

*) Mit einer Ansicht.

SCHLOSS THERESE.

haltung der schönen Kirche wurden an den Eigenthümer gerichtet, aber dieser, ein protestantischer Herr, war taub dagegen, die Glocken wurden an Juden verkauft, und aus den Quadern der Kirche Ställe gebaut. Denn das Zeitalter der Nützlichkeit war gekommen, und die Poesie, Klöster, Burgen und Dome an ihrem weinenden Herzen, wanderte aus. Der jetzige Besitzer von Theres (es kam seitdem an einen anderen Herrn) hat das Innere des weitläuftigen Schlosses, mit Geschmack und Pracht einrichten lassen. Korridors und mehrere Säle sind geschmackvoll in Fresco gemalt. In der That ist es ein Pallast, den ein Fürst bewohnen könnte. Breite Treppen, lange Gallerieen, in denen der Fusstritt des Wandelnden hallt. Flügelthür an Flügelthür, und hohe Gemächer mit reizenden Aussichten nach allen Seiten, sind Eigenthümlichkeiten des Schlosses von Theres, an dessen Garten das Dorf gleichen Namens gränzt. Kaum eine Meile unterhalb Theres, auch am rechten Ufer, wie dies, bietet sich unserm Auge abermals ein ausserordentlicher Bau dar, aber es ist kein Pallast, sondern eine malerische, wohlerhaltene schöne Burg mit gezackten Giebeln. Ueber dem Dorfe Schonungen erhebt sich

Mainberg*),

eine ehemalige Residenz der ersten Vasallen des Hochstiftes, der Grafen von Henneberg. Viel könnten die Mauern dieser alten Burg erzählen, wenn wir Zeit hätten, ihre lange Geschichte zu hören. Manche schöne und hohe Frau schaute durch diese Fenster in das Thal und von diesen Söllern herab, auch Adelgunde, Graf Wilhelms Gemahlin, eine Prinzessin von Cleve von Geburt, die ihr Spiel mit dem Bischof trieb, als dieser in der Noth, von den Bauern bedrängt, ihres Gemahls Hülfe, die er fordern konnte, erflehte, mit grossen Summen zu erkaufen gedachte, und doch nicht fand. Hierher nahm sie das Bild eines jungen Ritters mit, den sie am bischöflichen Hofe kennen gelernt hatte, und den leidenschaftlich, glühend und hoffnungslos zu lieben ihre Strafe ward, für den Verrath, den das schöne Weib an dem Lehns-

*) Mit einer Ansicht.

herrn ihres Gatten übte. Graf Wilhelm vertauschte später dieses Schloss an den Bischof gegen die Stadt Meiningen. Es blieb seitdem Eigenthum des Stiftes, ward nach dessen Auflösung der Sitz eines Landgerichts, Forst- und Rentamtes und ist gegenwärtig Eigenthum eines Kaufmannes zu Schweinfurt, der die Räume des Schlosses, ausser demjenigen Theil, den er zu seinem und seiner Familie Aufenthalt sehr geschmackvoll im Styl des Mittelalters hat einrichten lassen, zur Herstellung einer Tapetenfabrik benutzt hat, welche ausgezeichnete Waaren liefert. Herr Sattler — so ist der Name des Eigenthümers — hat auch eine kleine Gemäldegallerie und verschiedene werthvolle Alterthümer in den Gemächern von Mainberg gesammelt. Man geniesst von den Fenstern, Altanen und Terrassen der alten Burg eine herrliche Aussicht. Was aber würde Fürstin Adelgunde sagen, wenn es ihr vergönnt wäre, als Geist durch ihr einstiges Residenzschloss zu wandeln? Wenn sie die Räder der Maschinen schwirren hörte und ihre Säle mit Farbentöpfen angefüllt fände? Es liegt allerdings nicht viel daran, was ein solcher Geist dazu sagen würde. Er hat seine Zeit gehabt, lasse er uns die unsrige. —

Wir haben unsern Nachen wieder verlassen und wandern auf einer wahrhaft schönen Kunststrasse zwischen dem Fluss und wohl terrassirten Weinbergen, die mit üppigen Rebenwuchs und freundlichen Winzerhäuschen bedeckt sind, der Stadt

Schweinfurt

zu. Es lässt sich nicht läugnen, dass der Name Rom melodischer und erhabener zugleich klingt, als der von Schweinfurt, und eigenthümlich bleibt es immer, dass der Uebergang von Thieren über den Strom, wo er eine Furth hatte, von dem Genius mehrerer Städte zum historischen Factum erhoben und als Name in Anspruch genommen worden zu sein scheint; denn, obgleich Schweinfurt in der neueren verschämten Zeit seinen Namen von Schwabenfurth (Uebergang der Schwaben über den Fluss) zu deriviren bemüht ist, was wir denn immerhin gelten lassen wollen — wie dürfte Hasfurth — wie Ochsenfurth eine ähnliche Umwandlung des Thiernamens in den eines Volksstammes ge-

lingen? Als Scurilität stehe hier noch folgende Namensableitung, die man sich in der Gegend von Theres erzählt. Einst befand sich nämlich dort ein Bischof auf der Jagd, als das Wild, das er aufgescheucht hatte, ein Hase, sich durch einen kühnen Sprung seinen Blicken entzog. Has' fort! sagte der geistliche Fürst seufzend, worauf zum Andenken an diese merkwürdigen Worte sogleich eine Stadt gegründet wurde. Aber noch einmal lächelte das Glück dem hohen Jäger, nachdem er mit seinem Gefolge einige Stunden vergebens umhergeirrt. Ein paar Löffel erhoben sich über den Stoppeln und ein Wesen tauchte aus denselben hervor, welches nothwendig für einen Hasen anerkannt werden musste. „Der is!“ rief der Bischof, und was konnte man hiernach nun anders thun, als ein Kloster begründen? So entstand Theres. Der Bischof erlegte den Hasen und entliess, nunmehr vollkommen befriedigt, sein Gefolge mit den Worten: „Geht heim!“ Und diesem fürstlichen Abschied hatte das Dorf Gedheim seine Entstehung zu danken. Um auf Schweinfurt zurück zu kommen, so ist solches eine sehr reinliche, wohlgebaute, angenehm gelegene und mit Gottes Segen reich begabte Stadt von circa 7000 Einwohnern. Es war freie Reichsstadt und nahm sehr bald den lutherischen Glauben an, öffnete auch im dreissigjährigen Krieg den Schweden seine Thore, die es lange Zeit bis zum Friedensschluss inne hatten. Eine steinerne Brücke geht hier über den Main und die Stadt hat drei Kirchen, einen hübschen Marktplatz, ein Gymnasium und viel Handel und Wandel. Der Wein, der auf der Mainleide wächst, gehört zu den besten in Franken, wenn gleich die Nähe der im Norden liegenden Rhöngebirge seinem Gedeihen zuweilen schadet. Auch vortreffliches Obst, namentlich die Aprikose, reift in den Umgebungen und auf den Wällen der Stadt. Das Mönchskloster Bildhausen, nur wenige Stunden nördlich bei Münnerstadt gelegen, hatte, wie Eberach, einen Prälatenhof innerhalb ihrer Mauern, welche beide Höfe gegenwärtig zu gemeinnützigen Zwecken benutzt werden.

Wir folgen der Strasse nach Würzburg drei Stunden lang bis nach Werneck, einem Flecken mit einem schönen bischöflichen Schloss, das die Bauern in ihrem Kriege angezündet und verbrannt hatten, wofür später auf der Brandstätte ihrer Zwölf

die unruhigen Köpfe hergeben mussten. Jetzt steht daselbst ein prachtvolles Schloss, vom Churfürsten Lothar von Schönborn erbaut, welcher Herr ein Zauberer gewesen sein muss, der es verstand, die herrlichsten Residenzen aus der Erde steigen zu lassen. Ein Garten in französischem Geschmack umgiebt das Schloss von Werneck. Die Strasse geht von hier in gerader Linie der Hauptstadt des Kreises oder der ehemaligen Residenz der Bischöfe zu, und verlässt den Strom, der sich ihr erst in vielen Windungen nähert. Wir aber bleiben ihm treu und wandern durch die weite und fruchtbare Ebene, welche sich hier ausbreitet, seinem Ufer wieder zu. Hinter Theilheim oder Thalheim, einem Dorfe, das von vielen Juden bewohnt ist, erhebt sich der Boden, und ein Rückblick über die durchwanderte Ebene ist herrlich. Da liegt in der Ferne die ehemalige Reichsstadt, welche ihren Namen von den „Schwaben" ableitet, mit ihren Wällen und Thürmen, und unter ihr glänzt es silbern — es ist ihr Vater, der Strom; Mainberg zeigt sich, die Fürstenburg und jetzt Werkstätte eines Sattlers, Theres, der Zabelstein, näher aber Grafen-Rheinfeld und Heidenfeld, zwei Orte mit ansehnlichen langen Gebäuden, welche Schlösser oder ehemalige Klöster vermuthen lassen. Im Osten erheben sich die Gipfel des Steigerwaldes und im Nordwest zeigt sich eine ernste, dunkle Gebirgskette am Horizont hin: es ist der Rhön. Bei Wippfeld setzen wir über den Main und folgen, zwischen Wiesen dahinschreitend, der Richtung, von wo uns schon lange eine einzelne Spitze von ansehnlicher Berghöhe winkt; es liegen noch verschiedene Thäler, Berge, Felder und Wälder zwischen uns und ihr, aber als höchster Punkt der Gegend ist sie in weiter Ferne sichtbar, und endlich haben wir doch ihre nähere Umgebung erreicht. Wir befinden uns, wie uns dies schon öfter begegnet ist, auf dem Gebiete des Grafen von Schönborn und bei seinem Schlosse Gaibach. Das Schloss ist nicht gross, aber man sagt, dass es mit königlicher Pracht eingerichtet sei. Einst bewirthete Graf Schönborn seinen Landesherrn, den König, in diesem Schlosse. Er hatte gerade damals im schönen Park, der dasselbe umgiebt, eine kolossale Säule errichten lassen zu Ehren der Constitution, deren sein Vaterland sich erfreute. Die Säule erhebt sich auf dem sanft abgerundeten Gipfel eines Hügels, dem höchsten Punkte

des Parks und der ganzen Gegend, und ist in der That ein ebenso grossartiges als prächtiges Monument. Sie ruht, von plattem, feinkörnigem Sandstein erbaut, auf drei ungeheuren Stufen, und trägt auf ihrem korinthisch kannelirten Schaft eine Plattform mit vergoldetem Metall-Geländer, nebst einer hohen Schale, in welcher eine Flamme, ebenfalls vergoldet, emporlodert. Eine gewundne Treppe führt sehr bequem innerhalb der Säule bis zu ihrer Plattform, von wo der weiteste Gesichtskreis sich dem Auge eröffnet. Ganz Franken liegt, so zu sagen, wie eine schöne Landkarte ausgebreitet da. Den Main mit allen seinen Krümmungen, Städten und Schlössern, die fernen Gebirge, nähere Höhen, die sanft emporschwellen bis zur Basis der Säule — genug, einen weiten und reichen Raum voller Abwechselung und Mannigfaltigkeit, überschaut das Auge des schwindelfreien Beschauers von dem Gipfel dieses Denkmals. Es soll seinem Stifter eine übermässig grosse Summe gekostet und dennoch keine rechte Freude zu Wege gebracht haben. Ueberhaupt heisst es im Volk, dass Nachts klagende Geister um die Säule wandelten. Wie an der Kirchenwand von Marienburghausen, wohne hier eine düstre Sage, welche traurige Dinge flüstere, und um so trauriger nur, als sie wahr und sehr neu seien. Wir lassen das auf sich beruhen, wie die Säule selbst, sagen dem einsamen Gaibach Lebewohl und erreichen nach kurzem Marsch auf einer Kunststrasse das niedliche Städtchen Volkach, dessen einzige lange Strasse so eben von buntem Jahrmarktsgewühl belebt ist. Wie es hier so viel heiterer ist, als in dem stillen Park von Gaibach mit seiner melancholischen Constitutionssäule! Das Landvolk in Festkleidern hat sich versammelt und wogt bei hellem Sonnenschein in fröhlichem Getümmel zwischen den Buden, welche freilich keine Londoner oder Pariser Erzeugnisse bieten, aber doch recht nützliche und artige Sachen. Die Tracht der Bauern in der näheren Umgebung von Würzburg zeigt hier ihr Eigenthümliches. Die Bursche, in weiten Beinkleidern, sehr kurzen Jacken, und Westen von rothem Scharlach mit Gold verbrämt, aber auch von so wunderbarer Kürze, dass man versucht werden möchte, noch etwas daran zu wünschen, sehen gar nicht übel aus, und ihr Hut ist vollkommen malerisch. Er besteht aus einem niedrigen Kopf mit sehr breiter Krempe, welche auf den Seiten emporgehoben ist. Goldne

Schnüre oder schwarze Bänder, mit Gold durchwirkt und eingefasst, umschliessen den ersteren, und halten die Krempe in ihrer aufgerichteten Stellung fest, worauf sie nach hinten weit über dieselbe herabfallen. Ein solcher Hut ist ungemein kleidsam und erinnert an die Hüte andalusischer Hirten. Auch die Oberröcke der Männer haben dermassen kurze Taillen, dass die Knöpfe, welche dieselbe bezeichnen, ihnen fast zwischen den Schultern stehen. Die Tracht der Frauen und Mädchen ist knapp, zierlich, und sie lieben helle Farben, Silber- und Goldkettchen an den rothen Miedern und Bänder im Haar. Tritt man aus dem südlichen Thor des Städtchens Volkach, so zeigt sich auf einem hohen Berge, dessen Fuss der Main in graziöser Windung umspült, abermals eine Schönbornsche Besitzung, das Schloss Hallburg mit seinen gothischen Giebeln und einem Thurme. Wir lassen es rechter Hand liegen und wandern nach dem lieblich gelegenen Städtchen Sommerach, dessen Berge einen in gutem Ruf stehenden Wein erzeugen. Herr Mohr, im Schwan, ein äusserst gefälliger Mann, hat die freundliche Gewohnheit, durstige Pilger gegen ein Billiges damit zu erquicken. Schon ehe man Sommerach erreicht hat, sieht man links, wo das Mainthal sich öffnet, zwei stumpfe Thürme aus der Ebene emporragen, von denen der eine höher ist als der andere, und die schwarzen Schieferdächer langer und grosser Gebäude zeigen sich in der Nachbarkeit derselben. Ein Kloster? — Ja, so ist es, theurer Leser, wenigstens die Ruine eines solchen,

Schwarzach*).

Tritt näher hinzu und betrachte auf dem Bild, das wir dir bieten, den sanften Strom, wie er den Nachen, mit Landleuten besetzt, geduldig auf seinem Rücken trägt, und die unglückliche Kirche, deren Ruine sich auf dem Ufer erhebt. Sie war einst schön, wie die von Vierzehnheiligen, mit deren Bauart sie Aehnlichkeit hat, aber jetzt ist sie im raschen Verfall begriffen. Schwarzach war ein Benedictinerkloster und reich, wie alle diese

*) Mit einer Ansicht.

Stifte; es hatte aber viel Unglück. Im Krieg des wilden Markgrafen Albrecht wider die Bisthümer ward es bis auf die Kirche abgebrannt und sechzig Jahre später im Bauernkrieg völlig zerstört und eingeäschert. Bei Bischof Konrads mehrerwähnter Lustreise mussten in dem nahen Städtchen Schwarzach drei Bürger ihre Köpfe dafür hergeben. — Erst zu Ende des siebzehnten und den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erhielt das Kloster seine jetzige reiche Gestalt und blühte fürstlich bis zu dem allgemeinen Wetterstrahl, der auch sein Dasein an der Wurzel traf. Jetzt verfällt die einst prächtige Kirche und die Gebäude werden zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzt. Wir aber folgen dem Strom, der uns alsobald wieder unter die Mauern eines Klösterleins führt.

Dettelbach

liegt auf dem rechten Ufer, ziemlich hoch und sehr malerisch von Weinfeldern und Bergen umgeben. Es ist bedeutend bescheidner in seiner Erscheinung als Schwarzach, Eberach und Banz, aber es hat einen wesentlichen Vorzug vor diesen drei stolzen ehemaligen Abteien voraus, einen Vorzug, auf den man allerdings einigen Werth zu legen berechtigt sein dürfte — nämlich: die Existenz. Jene waren, Dettelbach ist. Es ist noch heut Kloster; in seinen gemüthlichen Kreuzgängen und Gallerieen, welche mit braunen Heiligenbildern, Gemälden und Stationen angefüllt sind, wandeln sie noch die trauten, mittelalterlichen poetischen Gestalten, die dem norddeutschen Leben fehlen, die braunbekutteten, Sandalen-bekleideten freundlichen Lieblinge Gottes und des weinerziehenden Landmannes, die Mönche! Sie gehören zum Orden des heiligen Franziskus, einem Bettelorden im Grunde, und vermuthlich ist dies die Ursache, warum der Staat, als er die reichen Abteien verschluckte, die Klöster der Franziskaner und Kapuziner bestehen liess. Es sind deren noch sechs bis acht im Königreich Baiern. In Dettelbach hausen noch 16 — 20 Mönche unter einem Prior in recht ansehnlichen Gebäuden, die mit einer schönen Kirche geschmückt sind. Diese Mönche sind freundliche, theils ganz junge Männer, die den Fremdling bereitwillig in ihrem Kloster umherführen, ihm jede

Zelle zeigen, höflich Rede und Antwort geben. Auch gastfrei sind sie, sie erquicken den Armen, der an ihre Pforte pocht, und bewirthen den Bemittelteren in ihrem Refectorium; lässt dieser dafür ein Geschenk zurück, so nehmen sie es bescheiden und dankbar an. Der Pater Prior ist ein kluger und gebildeter Mann, in dessen Zelle eine Art von klösterlicher Eleganz herrscht. Möchte er in diesen Zeilen, wenn sie ja vor sein Auge kommen sollten, eine aufrichtige Anerkennung seiner Vorzüge und Dank für ein freundliches Mahl und Nachtlager in seinem Kloster finden!

Wer trinkt nur alle den Wein, der an den Ufern unsers Stromes wächst? Die Berge sind ununterbrochen, vom Fuss bis zum Gipfel mit Reben bedeckt, und zwar schon seit Ettmann, also meilenweit von hier. Hier aber erst scheint man im Herzen des Weinlandes angekommen zu sein. Reben und nichts als Reben, wohin das Auge sieht. Dettelbach gegenüber, am Fuss des Schwabenberges, ragen die Zinnen mehrerer bedeutender Orte — die Heimath des unglücklichen Edelknaben ist unter ihnen, das schöne Schloss Castell, welches späterhin wieder aufgebaut wurde, nachdem es die grausamen Bauern niedergebrannt hatten. Die Laubkronen mehrerer Bäume umgeben das Grafenschloss; — sollte vielleicht die des Nussbaumes noch darunter sein, unter welchem die edle Gräfin mit ihren zarten Fräuleins, aus Mangel eines andern Obdachs, wochenlang wohnte, weil ihre Residenzschlösser alle zu Asche geworden waren? Jener Amme Säugling, dessen verhängnissvolle Erscheinung im Klosterhof von Marienburghausen drei edle jugendliche Leben kostete, muss doch ein Jüngling, ein Mann und Vater geworden sein, denn er hatte keinen Bruder ausser Gerold, und das Geschlecht der Grafen von Castell blüht noch heut. Auch Rüdenhausen, ein anderer Sitz dieses berühmten Geschlechtes, ist vom Klostergarten zu Dettelbach sichtbar. — Wir verlassen diesen jetzt und führen den geneigten Leser durch das Städtchen Dettelbach, welches die grosse Merkwürdigkeit hat, sehr klein zu sein und doch einen sehr guten Gasthof zu besitzen: der Löwe. Der reichste Kaufmann des Ortes verstand die Kunst, nach sich selbst zu streben und sich viel tausendmal zu gewinnen, denn er heisst Thaler. „Nachdem," so erzählt die Chronik, „1525 Bischof Conrad zu Würz-

burg seinen Städten, die es wider ihn mit den rebellischen Bauern hielten, bei deren Einnehmung eine blutige Visite gab, machte er an Dettelbach den Anfang und mussten sieben Bürger die Köpfe hergeben.“ Nicht mehr als billig; aber sie mögen doch an diesem Tage sehr gezagt haben, die guten Dettelbacher. Ein reizender Weg, unmittelbar am Strome hin, führt von hier über Mainstockheim, in welchem Dorf ein ansehnliches Schloss, ehemaliger Eberacher Prälatenhof, sich befindet, nach

Kitzingen*),

zwei Stunden von Dettelbach. Das Mainthal wird immer lieblicher, immer reicher, immer entzückender. Stundenlange Weinberge von schönen Formen, Schloss an Schloss, Dorf an Dorf, Städtchen an Städtchen. Dem Anschein nach sollte man glauben, Wohlstand, Reichthum und Ueberfluss haben sich in diese glückliche Gegend geflüchtet. Kitzingen, schon weit sichtbar, streckt eine schöne steinerne Brücke über den Strom und ist eine wahre Perle von Städtchen. Wein und Bier, (das Bier, welches hier gebraut wird, ist vortrefflich und geht weit in's Ausland), überhaupt Handel und Verkehr haben seine Einwohner bereichert und die Bethmanns und Rothschilds darunter, deren es in der That nicht wenige giebt, viel zur Verschönerung der Stadt beigetragen. Ueberall erheben sich grosse elegante Häuser mit Comptoirs, Kaufleute mit London-Mienen sitzen darin, und der junge Dandy der Handelswelt ist in solcher Anzahl vorhanden, dass man glauben könnte, wenigstens in Frankfurt zu sein. Ist nun die City Kitzingens oder der untere, dem Fluss zugeneigte Theil der Stadt von handeltreibendem Gewühl erfüllt, so herrscht dagegen im oberen, im Westende, die erhabene Ruhe der Speculation. — Genug, es giebt nur Ein Kitzingen. Den Ursprung seines Namens weist die naive Chronik**) folgender Gestalt nach: „Bruschius in seiner Monasteriologia meldet: dass zu Zeiten Kaisers Henrici II. allda nur ein Dorf, Namens Gottfeld gestanden,

*) Mit einer Ansicht.

**) Zeil. Topogr. Franc. f. M. 51. — Hönn. Lex. topogr. aller fränk. Orte S. 123.

so hernach von einem königlichen Schafhirten, Kitz genannt, diesen Namen bekommen habe.“ Edler Kitz! für dieses Erbe danken dir späte Geschlechter. Wir sind im Begriff gutmüthig zu lächeln, als wir am Zeughaus, dem sogenannten Leidenhof vorübergehen, und hier plötzlich ernst, mehr als ernst, wehmüthig und traurig werden. Etwas Entsetzliches geschah in diesem Hofe, etwas so Furchtbares, dass unser Blut bei der blossen Vorstellung davon erstarrt. Markgraf Kasimir nämlich, der Herr der ermordeten Pagen, gerieth ausser sich vor Zorn, als er deren Tod erfuhr. Er war ein Mann noch in den Jahren der Leidenschaften und von wild aufbrausendem Gemüth. Habsüchtig, fürstenstolz bis zum Uebermass, griff die Empörung der Bauern ihn in den tiefsten Tiefen seiner Seele an und er gelobte ihnen unauslöschliche Rache. Zog Bischof Conrad dreissig Tage lang mit dem Scharfrichter durch sein Land und liess Köpfe abhauen, wo er hinkam, so war er doch noch ein Engel des Erbarmens, ein Vater der Gnade in Vergleich zu Kasimir, als dieser wieder zu strafen Macht hatte. Aus der Schlacht von Königshofen kommend, zog er mit starker Begleitung von Kriegstruppen und einer Menge von Gefangenen nach Kitzingen, das seit dem Jahr 1443 vom Hochstift in Anspach verpfändet und mithin seiner Landesnoheit unterworfen war. — Und es war an einem Morgen, die Sonne schien hell und warm, als der Hof des damaligen Amthauses, wo der Markgraf mit seiner Beischläferin residirte, seine Zugänge öffnete und Trompetengeschmetter die Neugierigen herbeirief, die sich auch bereits in grosser Anzahl eingefunden hatten und nur auf diesen Augenblick warteten. Bewaffnete Reisige waren aufgestellt im Hof, und in dessen Mitte erhob sich ein niedriges Gerüst mit nacktarmigen Männern besetzt und mit allerlei schauerlichen Instrumenten, welche noch schauerlicher aussahen als diese. Ein Block zeigte sich mit darauf eingehacktem glänzendem Beil, da zeigten sich Stühle von unheilkündender Gestalt, Zangen, Messer, und an dem einen Ende des weitläuftigen Gerüstes wirbelte der Rauch eines Feuers auf, welches Knaben anbliesen und unterhielten. — Aengstliche Stille herrschte unter dem herandrängenden Volk. Zaghafte Spannung lag auf allen Gesichtern und die Herzen schlugen kaum. Nur der Markgraf im Schlosse blickte heiterer um sich, als es seit lange geschehen

war. Seine Lippen, in der vergangenen Zeit oft so fest, so zürnend, so ingrimmig geschlossen, öffneten sich zum Lächeln und zeigten anmuthsvoll eine Reihe blendender Zähne. Sein tiefes, schwarzes Auge sprühte von Glut, aber es war nicht die Glut ungestillten Verlangens, sondern das sanfte Feuer einer befriedigten Seele, welche sich ihres Glückes bewusst wird. Seine Hand, so eben erst in der Schlacht eisern und ein Schrecken der Feinde, ruhte weich und zärtlich in den Händen seines Kebsweibes, welche leise zitterten. Kasimir war schön und ein Liebling der Weiber, aber keiner treu. „Warum so bleich, Hildegardis?“ fragte er. „Geh, Du bist eine kleine Närrin! Zieh noch das rosenfarbene Band durch Dein Haar, welches ich so wohl leiden mag — Du weisst es und hast es vergessen?“

„Nicht vergessen,“ entgegnete die Dame schüchtern, „aber mir gebrach heute die Lust, mich zu schmücken. Das Hämmern der Zimmerleute im Hof seit gestern Abend stört meine Ruhe, weil ich weiss, woran sie bauten. Und der heutige Morgen nun vollends — sein schönes Sonnenlicht beengt mir das Herz; nein, Kasimir, verlangt nicht, dass ich mich schmücke.“ —

„Wie gesagt, eine kleine Närrin bist Du, aber eine anmuthige doch; komm, küsse mich, Hildegardis. Mir ist so wohl wie dem Durstigen, der so eben den Rand des Kelches an seine Lippen setzt. Habe ich nicht danach gedürstet, mich an diesen Bluthunden zu rächen bei Tag und bei Nacht? Habe ich Ruhe gehabt seit einem Jahre vor Ingrimm und Schmerz? Sind sie nicht die Geier, die an meinen Leben nagten, die Wölfe die in meine Hürde brachen? Und jetzt liegt dieser Geier mit gebrochenen Fittigen vor mir und dieser Wolf heult im Fusseisen. Dessen sollt ich mich nicht freuen? — Ich bin glücklich, Hildegarde, und will, dass Ihr es auch seid.“

Hildegardis zog die Hand ihres Gebieters an ihre Lippen und sank dann vor ihm auf die Kniee. „Gnade, Herr Markgraf,“ sagte sie zitternd — „Gnade für die Unglücklichen! O seid mild und barmherzig und lasst das Furchtbare nicht geschehen.“

„Weib!“ rief der Markgraf, mit Zügen, die sich verfinsterten.

„Ich flehe Dich um Gnade an, mein Kasimir, o verweigere sie mir nicht, theurer, theurer Mann, erhöre mein Flehen!“

Und die weichherzige Buhlerin umfasste seine Füsse und vergoss einen Strom von Thränen und bot Alles auf, um den harten Sinn ihres fürstlichen Geliebten zu erweichen. Aber es war umsonst. „Habt Ihr vergessen," sagte der Markgraf, „dass die Mörder meiner Edelknaben unter den Gefangenen sind, die Anführer der schwarzen Rotte, Luft und Klunk? Sie haben das Verbrechen gesehen und nicht verhindert, darum sollen sie aufhören zu sehen. Ich will nicht an ihr elendes Leben, aber an ihre Augen; mein Richterschwert ist für bessere Köpfe geschliffen. Fort! Geht in Euer Kloset, das nach dem Garten hinausschaut, wenn Ihr das Gewinsel armer Sünder nicht hören könnt."

Und es hob bald darauf an. Neun Bürger des Städtchens machten den Anfang des Strafgerichts auf der Blutbühne im Amtshof. Sie wurden Einer nach dem Andern geköpft. Kleinigkeit solches; aber was nun folgte, war bei weitem ärger. Die Henkerbuben bliesen frisch in das Feuer, die Eisen glühten und hundert und vier und zwanzig gesunde Augen wurden damit durchbohrt. Hände wurden auf dem Block von ihren Armen getrennt Finger von den Händen, die Zunge selbst in ihrer heiligen Wohnung war nicht mehr sicher. Gewinsel, Geheul und Gebrüll schwellte wie eine wachsende Fluth über das athemlose und bebende Städtchen. — So hatte es denn doch auch einst seinen tragischen Augenblick, welcher Ursache ist, dass die Muse der Geschichte einen Moment lang bei ihm verweilt, was vielleicht sonst nicht geschehen sein würde, denn ihr goldner Griffel, welcher Rom und Athen so oft und so gern schrieb, dass er Uebung darin bekam, scheint sich gegen das Wort Kitzingen zu sträuben. Hieran ist aber Niemand Schuld als der königliche Schafhirt, der seinen Namen bei den Göttern verantworten mag.

Verlassen wir Kitzingen und folgen unserm alten Führer, dem Strom. Er leitet uns zwischen seinen immer prächtiger sich gestaltenden Weinbergen hin an deren Fuss, wo ihre geharnischten Wächter, Städte und Flecken liegen. Sülzfeld, der reichste Ort, an den wir stossen, ist ein Marktflecken mit zehn Thürmen, Thoren und Mauern — ein kleiner borstiger, an das Ufer gelagerter Igel. Markt Stefft hat ein moderneres Ansehen und helle, offne, freundliche Häuser. Hierauf folgt, abermals in einer Biegung des Thales sehr malerisch und angenehm gelegen,

ein kleines, kleines Städtchen Nürnberg, ein Städtchen voller massiver Palläste, wahrhaft opulent gebaut, mit einem Hafen, in welchem ein buntes zweimastiges Schiff liegt und einem Hafen-Quai, genug, Markt-Breit. Welche Thürme erheben sich dort auf dem andern Ufer des Stromes? Sollte es Würzburg schon sein? Nicht doch, es ist nur die Stadt Frickenhausen. Eine Stadt grüsst hier die andere; die Beschlüsse des Senats von Markt-Stefft, an das Stadtthor geheftet, könnte der Thurmwächter von Markt-Breit, mit einer guten Brille bewaffnet, lesen; die Stundenschläge der Kathedrale von Markt-Breit vernimmt ein Frickenhausener Ohr, wenn es gen Osten lauscht, und wendet es sich gen Westen, so vernimmt es das Getöse einer andern vielgethürmten Schwesterstadt, deren Name an die erhabensten Dinge erinnert. An den Göttervater erinnert er, welcher einst die schöne Jungfrau Europa entführte — an ein Wesen, dessen Bild, von Gold geformt, Völker anbeteten, an die majestätischen und blutigen Spiele von Spanien, und an jene gewaltige Kraft, die ihren Sitz im Genick erwählte und von den Poeten zum Sinnbild physischer Stärke aufgestellt ward. Aber zugleich auch an die Geduld der Engel, die Alles trägt und Alles erduldet und Alles vergiebt, an eine grenzenlose Ausdauer, beim bescheidensten Anspruch an Raum im Reich der Gedanken — ach und noch an wie viele andere Tugenden! Hätte dein Name, o

Ochsenfurt,

kein weiteres Verdienst, als die Seele leicht und kunstlos an diese Vorzüge zu mahnen und die treue ehrwürdige Thiergestalt, welche sie alle in sich vereinigt, zur Hinnahme des ihr gebührenden Dankes vor unser geistiges Auge zu führen, so würde schon dies seinen Klang adeln, über den ein herzloser Spötter wohl gar ein wenig die Lippen verzieht. Wir wollen nicht unter die Letzteren gezählt werden, sondern ganz ernsthaft versichern, dass deine Lage reizend ist, dass du eine schöne Brücke von Stein über deinen Strom gebaut hast, der, indem er unter deinen Mauern dahinfliesst — denn auch Flüsse sind Schelme — ein Horazisches Liedchen zwischen den Zähnen murmelt. Und welche Vaterlandsliebe deinen Söhnen einwohnt, beweist Folgendes. Unter dem

Heere Conradins von Schwaben befand sich ein Ochsenfurter. Dies war kein Unglück für das Heer, es war aber, wie bekannt, so unglücklich, geschlagen zu werden. Und als nun König Conradin gefangen und in seiner Feinde Gewalt war, da sammelte der Ochsenfurter das bestürzte und zerstreute Heer um sich und sagte ihm, er sei sein König. Lichtbraune Locken flossen von seinem Haupte, blühend war sein Antlitz, hoch und adlig seine Gestalt, und er sah dem Könige Conradino ähnlich, wie ein Bruder dem andern. Das Heer aber glaubte ihm und stellte ihn an seine Spitze und liess sich von ihm glücklich durch Wälschland über die Alpen zurückführen. Und als er es so weit hatte, als Tausende ihm gehorchten und jedes seiner Gebote befolgten, da trat er eines Tages vor die Reihen seiner Krieger, des blanken Harnisches entkleidet, ein Schurzfell um den Leib und in der Hand statt des Schwertes einen mächtigen Hammer. „Genossen!“ sprach er, „ich bin nicht Euer König, der, wie mir sichere Kunde geworden, zu Napolis auf der Henkerbühne geblutet hat. Ich bin ein Schmiedssohn aus Ochsenfurt. Glücklich habe ich Eure zerstreuten Massen gesammelt und Euch heimgeführt in das Vaterland — nun zieht es mich in die Heimath. Am Mainstrom ist sie gelegen zwischen köstlichen Rebenbergen, ein kleines, aber ein trautes Städtlein mit vielen spitzigen Thürmen. Lebt wohl!“ — Und da ging er, wie seine Krieger auch flehten, dass er bei ihnen bleiben möge. Gen Ochsenfurt zog er und wurde daselbst ein tüchtiger Schmied. Und wenn sein Hammer niederfiel auf den tönenden Ambos und die Funken aus der Esse lustig sprühten, da tönte und sprühte es von blutigen, schönen und glänzenden Erinnerungen um den fleissigen Schmied. Der blanke Harnisch, den er einst getragen, das Schwert, das er geführt, die schönen königlichen Augen des unglücklichen Conradin, den seinigen so ähnlich, glänzten und leuchteten zuweilen durch seine Seele. Dann soll es geschehen sein, doch selten nur, dass er den Hammer ruhen liess auf kurze Augenblicke, tief aufathmete und mit der berussten Hand über die Stirn fuhr. Aber das gab sich Alles mit der Zeit in Ochsenfurt. Er vergass den italischen Himmel, das Glänzen seines Harnisches und die Augen seines königlichen Herrn. Dagegen nahm er eine Ochsenfurterin zum Weibe und lebte mit ihr lange und

Gez. v. L. Richter. Gest. v. Leop. Beyer.

zeugte mit ihr viele — viele Kinder. Ochsenfurt! Du hast eine Schwester in Grossbritannien, aber man sagt, dass ihr in wenig Verkehr mit einander ständet. Die Brittin ist vornehmer als du und lebt auf einem grösseren Fuss, was nicht zu verwundern ist, denn England ist vornehmer als Deutschland und lebt auf grösseren Füssen. Haben wir zu lange bei dir verweilt, edle Mainstadt, so entschuldige das dein eigenthümlicher Zauber. Wir eilen jetzt nach der einstigen Hauptstadt von ganz Franken — jetzt nur von Unterfranken, — Würzburg. Die Strasse von Ochsenfurt geht auf dem rechten Mainufer dahin, und der Fluss, nachdem er so lange eine südliche und westliche Richtung genommen hat, wendet sich plötzlich, gleich hinter Klein-Ochsenfurt, einem Dorf in der Nähe der Stadt dieses Namens, nach Norden, gleichsam als strebe er, erschreckt vor irgend einem Spiegelbild, das seine Wellen vielleicht so eben empfangen, wieder umzukehren nach seinem Ursprung. Indessen beruhigt er sich später und findet seinen westlichen Lauf wieder. Ueber Sommerhausen, Eibelstadt und Randsacker nähern wir uns dem weiten und anmuthigen Thalkessel, aus welchem eine schöne Thurmspitze neben der andern prächtig auftaucht; weithin schon leuchtete die majestätische Bischofsburg auf dem Felsenberg thronend, an dessen Fusse die Traube des Leistenweins von der Sonne gekocht wird, die Zinnen langgedehnter Palläste entwickeln sich aus der Masse der Stadt; wir sehen den Strom, mit Fahrzeugen bedeckt, sie theilen und in zwei ungleiche Hälften zerreissen, und wandern in die stattliche von St. Kilian beschützte Herbipolis ein.

Würzburg*),

mit zwei bis vier und zwanzigtausend Einwohnern, kann nicht eine schöne Stadt in modernem Sinn, aber wohl eine prächtige genannt werden. Nur wenige seiner Strassen sind breit und lang, aber belebt, geräuschvoll, von hohen steinernen Häusern gebildet, und die Menge von Kirchen mit ihren Thürmen, die grosse Anzahl von öffentlichen Gebäuden, Domherrnhöfen, ehe-

*) Mit einer Ansicht.

maligen Klöstern und Stiftern, der grandiose Pallast, die Residenz mit ihren Umgebungen — die zurückgelassenen Spuren einer langen Reihe von Herrschern, welche zugleich Fürsten der Reiche waren, verleihen ihm etwas Imposantes, Edles und den Stempel von historischer Grösse. Die Stadt ist mit Wall und Mauer umgeben und wird in vier Viertel und eben so viele Vorstädte eingetheilt. Eine schöne steinerne Brücke führt über den Strom, auf deren Balustraden kolossale Bildsäulen von Heiligen stehen. Vierhundert Fuss hoch erhebt sich der felsige Berg über der Stadt, worauf der Marienberg oder der Frauenberg ruht, die jetzige Citadelle und ehemalige feste Burg der Bischöfe. Der Besuch dieser Burg, natürlich eine der weitläuftigsten und prächtigsten in Franken, wird nur auf besondere Verwilligung des Stadtcommandanten durch eine von ihm ausgestellte Karte ertheilt; Wachtposten an Wachtposten, Thor an Thor, Felsengang an Felsengang passirt der mit einer solchen Karte Versehene, bis er endlich die Hauptwache im äussern Hof des Schlosses erreicht, wo ihm dann der wachhabende Officier einen Führer durch das Innere und auf die verschiedenen Basteien und Wälle in der Person eines Corporals oder Sergeanten mitgiebt. Die Mühe dieses Unternehmens wird durch die herrliche Aussicht von den Wällen und aus den Fenstern des Schlosses reichlich belohnt; da liegt sie tief unten, die reiche Stadt mit ihren Münstern und Domen, eine Residenzstadt des Katholicismus, das deutsche Bologna, wenn München unser Rom ist — da liegt sie mit ihrer blühenden Gegenwart, mit ihrer reichen Vergangenheit, unter dem milden Himmel ihres Glaubens und im Kranz ihrer Weinberge da. — Sie hat niemals gesündigt, denn sie sieht so glücklich aus, obgleich sie und diese Burg öfter mit einander zerfallen waren, oft hartnäckig, blutig, denn die alte Schwätzerin Geschichte vergisst ja nichts und flüstert immerfort die alten Mähren in das Ohr jeder neuen Generation. Wie schön der Dom mit seinen vier Thürmen empor ragt! Er ist so alt als das Bisthum, dessen tausendjährige Existenz er überlebt hat und welches der heilige Bonifacius gründete. Viele Kunstwerke, Epitaphien, Gemälde und Altäre enthält er, und früher war er sogar die Vorrathskammer unsäglicher Reichthümer. Das bischöfliche Begräbniss befindet sich darin, und im vorigen Jahrhundert ward

noch eine herrliche Begräbnisskapelle von schwarzem Marmor durch Bischof Grafen von Schönborn daran gebaut. Links von der Kathedrale, unweit davon erhebt sich der neue Münster zu St. Salvator, in dessen Umfang die Gebeine des Franken-Apostels St. Kilian ruhen; die Hauger Kirche mit ihrer hohen Kuppel, der von St. Peter in Rom nachgebildet, die Universitätskirche mit ihrem als Sternwarte benutzten majestätischen Thurm, der noch reichere und schönere der Ritter- oder Marienkapelle und noch viele andere Thürme und hervorragende Gebäude schmücken die Metropole. Ein langer und prachtvoller Pallast, einer der schönsten Europa's, zieht seine erhabenen Linien am östlichen Theile der Stadt hin, es ist die neue Residenz, welche nach dem Muster des Schlosses von Versailles in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut wurde. Wer Musse dazu hat, versäume nicht das Innere dieses Pallastes zu sehen; besonders prachtvoll ist seine untere, auf sehr hohen Marmorsäulen ruhende, mit Decken und Wandgemälden verzierte Treppenhalle. Unter ihm befinden sich die ehemaligen bischöflichen Keller, Labyrinthe von Gewölben, mit unermesslichen Weinvorräthen. — Das grosse, reich dotirte Julius-Hospital, vom Bischof Julius 1576 erbaut und gegründet, ist bekannt als eine der ersten Wohlthätigkeitsanstalten von ganz Deutschland. Es hat Raum für 400 Personen beiderlei Geschlechts und enthält innerhalb seiner weitläuftigen Gebäude, die einen schönen länglich viereckigen, mit zwei Springbrunnen verzierten Hof einschliessen, ausser den Wohnungen des Oberaufsehers, der Beamten, der Aerzte, der Chirurgen, Handwerker, Diener und Krankenwärter, einen anatomischen Saal, ein Entbindungs- und Irrenhaus, eine Kirche, eine besondere Mühle, einen botanischen Garten, genug, Alles was mittelbar oder unmittelbar dazu beitragen kann, die Gebrechen leidender Menschen zu erleichtern oder zu heilen. Der ganze Umfang der wohlthätigen und herrlichen Anstalt dürfte mit dem mancher kleinen Stadt den Vergleich aushalten. Ausser diesem Hospital sollen sich noch fünfzehn andere, kleinere in der Stadt befinden. Wir erwähnen ferner der 1587 gestifteten Universität, die vier bis fünfhundert Studenten zählt, eine prächtige von Bischof Philipp von Greifenklau gegründete Bibliothek und ein theologisches Seminar mit sehr reichen Einkünften besitzt;

das Gymnasium, ein politechnisches und musikalisches Institut und ein sehr schönes Local zu gesellschaftlichen Zusammenkünften der höheren Stände, das Museum. Beinah zwölf Jahrhunderte hindurch war Würzburg Haupt- und Residenzstadt regierender Herren, und erst im Jahr 1813 gab es diese Eigenschaft auf, als der Grossherzog Ferdinand von Toscana in seine italienischen Staaten zurückkehrte. Während dieses langen Zeitraums war sein Gebiet Bisthum, Kurfürstenthum, Grossherzogthum*). Ein geistlicher Fürst mit dem Krummstab und der Tiare reiht sich in fast endloser Linie an den andern und wir erblicken unter ihnen die verschiedensten Physiognomieen, von der strengen, finstern, ingrimmigen Konrads bis zu der milden, landesväterlichen eines Julius oder der geistvollen epikuräischen dessen, dem die früheren Residenzen nicht mehr genügten und der einen Pallast baute, prachtvoll genug für Kaiser. Indessen erinnern wir uns der schönen und ränkevollen Herrin von Mainberg und ihres Spiels, welches sie mit dem Bischof Konrad trieb. Boten auf Boten hatte dieser an den Gemahl gesendet, um ihn aufzufordern, dass er endlich seiner Lehnspflicht genüge und eine gehörige Mannschaft aufstelle zum Schutz des Landes gegen das Rebellenheer, welches sich seinen Grenzen näherte. Aber Graf Wilhelm war gar nicht gesonnen, solches zu thun, vielmehr hielt er es aus verschiedenen Gründen mit Letzterem. Um aber den Bischof hinzuhalten, sandte er seine Gemahlin an den Hof und liess sich mit Geldmangel entschuldigen, obgleich Frau Adelgundis von grosser Pracht und fürstlicher Herrlichkeit umgeben war. Schon gährte es in der Stadt, von einzelnen Unruhestiftern waren die Köpfe erhitzt und die Zügel der Ordnung und des Gehorsams erschlafft oder zerrissen. Tobende Horden, von ausgelassenen Burschen angeführt, durchzogen die Strassen und plünderten die Domherrnhöfe und ihre Keller. Wein strömte aus geraubten Fässern in unersättliche Kehlen und vollendete den all-

*) Durch den Reichsdeputationsschluss vom Jahr 1803 kam das aufgelöste Hochstift grösstentheils an Baiern, wurde dann 1805 dem vormaligen Grossherzog von Toscana als Kurfürstenthum überlassen, erhielt 1806 nach dem Beitritt zum Rheinbund den Namen eines Grossherzogthums und fiel 1813 wieder an Baiern.

gemeinen Rausch. Thun wir bei diesem Stande der Dinge einen Blick auf die Mainbrücke, sie ist zum Lager geworden. Hans Bernetter, nur der lustige Link genannt, hat mit seinen Cumpanen so eben den Weinkeller des Domvicars Mord geleert und die dicken viel enthaltenden Tonnen auf die Brücke geschafft, wo sie in Reihen neben einander liegen, umdrängt von Tausenden aus der Hefe des Volkes, die gierig herbeistürzen, um sich an diesem Brunnen zu laben. Es ist Nacht, aber Wachtfeuer und zahllose Fackeln erhellen die Brücke, die steinerne Hand des heiligen Kilian auf der Balustrade selbst muss einen Feuerbrand halten. Unmittelbar unter den Mauern der bischöflichen Burg, welche von ihrem Leistenfelsen in dunkler Majestät herabschaut, ertönen die Lieder der Rebellen, der furchtbare Bauerngesang, vor dem schon so viele Schlösser in Staub zerfallen sind. Die Gesundheiten der Feinde des Bischofs werden unter Trompetengeschmetter gebrüllt. Ein Nachen, mit mehreren Männern besetzt, rudert auf dem Fluss daher und landet unter der Brücke — es ist eine Deputation aus dem Mergentheimer Lager an die Stadt — es ist Georg Metzner selbst, welcher kommt, um den Geist der Bürger zu erspähen; er wird mit ausgelassenem donnerndem Jubel empfangen und die Brücke ist jetzt das Rathhaus, er trifft hier Alles, was er gesucht hat. Da schmettern Trompeten reinen silbernen Klanges von der Burgseite her, Fackeln leuchten und ein Zug zu Rosse bewegt sich langsam herbei, er kommt von der Burg. Langsam nur kann er vorwärts schreiten durch das Gedränge und seine Pracht leuchtet in Aller Augen. Auf einem weissen Zelter sitzt eine Dame, über deren Haupte stolze Federn in der Nachtluft wehen, ihr Kleid von Purpur, mit Hermelin verbrämt, fliesst fast bis zum Boden herab und umfängt prächtig ihre schlanke und erhabne Gestalt; in ihrer weissbehandschuhten Rechten ruhn die Zügel des Rosses von goldgesticktem Sammt. — Ihr folgt eine lange Reihe berittener Pagen und Diener, und ein Herold oder Stallmeister reitet ihr voran. „Platz!“ ruft dieser, verächtlich die Volkshaufen theilend, „Platz für meine gnädigste Fürstin und Frau! Seht Ihr nicht, dass es die hochgeborne und erlauchte Gräfin von Henneberg ist, welche hier naht? Aus einander, Schlemmerpack! Sperrt die Strassen nicht, oder man wird Euch mit Donnerbüchsen *mores* lehren.

Ist solches Treiben Zucht und Ordnung in bischöflicher Hauptstadt? Platz! Platz!“ So ruft der Herold, der um mehrere Schritte voran ist. Die Gräfin aber hält ihren Zelter an, einen Augenblick schwankend, ob sie ihren Weg fortsetzen soll oder nicht. Doch schon zu weit auf der Brücke entschliesst sie sich zu dem Ersteren, denn es harrt ihrer ein krankes Knäblein in ihrem Pallast in der Stadt. Man beachtet sie Anfangs nur wenig, aber das Rufen und Lärmen des Herolds, das Schimmern der Farben, Wappen, Federn und Seidenstoffe reisst die Aufmerksamkeit der schwelgenden Menge doch bald genug an sich. „Seht doch!“ heisst es, „welche Pracht! Die Hennebergerin reitet zwischen uns durch, vom Bischof kommt sie herab, wo sie bankettirt haben. Ja, die haben gut bankettiren! Gott zum Gruss, Frau Gräfin! ist das Bündniss fertig gegen die Bauern?“ Solche und ähnliche Reden fallen und werden immer lauter, die Fürstin legt die rechte Hand, um sie zu verbergen, über eine Rose von Demanten, die an ihrem Busen funkelt. Da fasst plötzlich eine gewaltsame Faust in die Zügel ihres Rosses, es ist Link selbst, der sich ihr entgegen stellt, und eine Schaar weintrunkener, kräftiger Bursche, zu Allem fähig, drängen sich heran und umzingeln die Fürstin. Der Herold wendet sich, ihr zu Hülfe zu eilen, er wird blitzschnell aus dem Sattel gerissen, zu Boden geworfen, unter die Füsse getreten. Nicht besser geht es zwei andern Dienern, welche dieselbe Bewegung machten. Die Uebrigen bleiben, von Schrecken gebannt, regungslos. Man will Jenen über das Brückengeländer in den Strom werfen. Link allein verhindert es. Nun ladet dieser, der gar kein übel aussehender Bursch ist, die Fürstin mit glatten und zierlichen Worten ein, Theil an dem Fest zu nehmen, das hier gefeiert wird. Er nöthigt sie, ihren Zelter zu verlassen, der einem herbeigerufenen Pagen übergeben wird, bietet ihr galant seinen Arm und leitet sie zu dem Ehrenplatz innerhalb der Rundung, welche der Ausbug der Brustwehr in der Mitte der Brücke bildet. Hier ist die Mergentheimer Deputation, hier ist Georg Metzner gelagert, im brüderlichen Kreis von Hunderten; der Weinbecher geht unter Freundschaftsbetheuerungen von Lippe zu Lippe. Man empfängt Wilhelm von Hennebergs Gemahlin mit lautem Geschrei. Der Becher wird ihr dargereicht zum Trunke, sie thut leise zitternd

Bescheid, indem sie seinen Rand an ihre purpurnen Lippen setzt. — Aber es bleibt hierbei nicht. Drohungen oder Verheissungen für das eine oder andere Verhalten des Grafen Wilhelm in Betreff der Bauern werden ihr mit hundert Stimmen zugleich zugeschrieen, die Gemüther erhitzen sich immer mehr, und das schöne Weib — sonst muthig, fängt unter dieser Rotte an zu zagen und sieht sich vergeblich nach einer Hülfe um. Immer enger wird der Kreis um sie, immer dichter der Haufe derer, die sie umringen, immer näher wagen sich kühne Fäuste, als plötzlich ein Arm ihren Nacken umfasst, Link, der Unverschämte ist frech genug, sie an sich zu ziehen, und drängt sein glühendes Antlitz dem ihrigen entgegen, um es zu küssen. Ein erstickter Hülferuf ertönt, und in demselben Augenblick wird der Haufen getheilt und seine Massen von beiden Seiten auseinander geschleudert, ein Schwertstreich vom Himmel fallend trifft Link's Haupt, der besinnungslos aber brüllend zu den Füssen der Fürstin taumelt. Die verdutzte Menge weiss nicht was ihr geschieht, Rosse, Reiter sind auf der Brücke, Helme glänzen, Kürasse und blanke Schwerter leuchten, bunte Federbüsche flattern in der Luft. In einer Minute ist Gräfin Adelgunde befreit und in der nächsten befindet sie sich wieder auf ihrem Zelter, von unbekannten Armen hinauf gehoben. Jetzt kommt die Menge von ihrer Bestürzung zu sich; wüthend, mit jeder Waffe, die man ergreifen kann, stürzt man sich auf die fremden Reiter, die man nach und nach erkennt; es sind die Hülfstruppen des Churfürsten von der Pfalz, um die der Bischof gebeten, wie Jedermann weiss, und die eben ankommen. Dies Erkennen erhöht den Ingrimm der erhitzten Rebellen, sie schreien Mord und der Angriff auf die Fremden ist furchtbar. Aber die pfälzischen Reiter, in den Waffen wohlgeübt, lassen sich so leicht nicht aus den Sätteln reissen und befolgen mit wunderbarer Behendigkeit jeden Befehl ihres Führers. Sie nehmen die Gräfin und ihre Pagen in ihre Mitte, die gewaltigen Klingen sind blank, ihre Stahlgriffe werden von nervigen Händen gefasst und sie sind gezwungen gegen die verirrten Unterthanen dessen, der sie zu seinem Schutz herbeirief, zuerst Gewalt zu gebrauchen. Scharfe Hiebe fallen mit der Schnelligkeit des Blitzes, nach allen Seiten strömt Blut, der Schwache wird unter die Füsse der Rosse getreten,

das Getobe des Aufruhrs erstirbt unter dem Gewinsel tödtlich Verwundeter. Dunkelrothe Bäche fliessen in den Fahrgleisen der Brücke und das Pflaster ist mit Todten bedeckt. Langsam und eisern bewegt sich der furchtbare Reiterzug vorwärts nach der Stadt; der Kampf hat aufgehört, weil kein Widerstand mehr ist, und am Ende der Brücke nähert sich der pfälzische Hauptmann dem Ross der Fürstin und fragt, wohin sie geleitet zu werden befehle. Sie nennt den Henneberger Hof in der Nähe der Domgasse. Hier angekommen wünscht Frau Adelgunde ihrem Befreier aus der übelsten Lage zu danken und seinen Namen zu erfahren. Er stellt sich ihr dar, nachdem sie vom Rosse gestiegen ist. Und diesen Augenblick wählt der Genius der Vergeltung, die Fürstin für ihr falsches Spiel mit dem armen Bischof zu strafen. Sie sieht einen Jüngling vor sich erscheinen, der kaum zwanzig Jahre zählen kann, aber schön wie der Tag ist. Sittig geneigt steht er da, das Haupt enthelmt und die Wange noch glühend von der Hitze des Kampfes, während die Lippen lächeln und der Ernst des Kriegers mit der Heiterkeit frischer Jugend in seinen anmuthigen Zügen streitet. Alles ist edel, weich und erhaben in seiner Erscheinung, ein unwiderstehlicher Zauber umfliesst ihn, und Adelgundens Herz, das noch niemals feurig liebte — erbebt. Sie verliebt sich in diesen Fremdling, der übrigens ein Junker aus edlem Geschlecht ist, mit einer Leidenschaft, vor der sie selbst erschrickt und die ihren Frieden kostet. Alle Qualen einer strafbaren und unglücklichen Liebe ziehen in ihr Herz ein. Ihr bis dahin genossenes Glück — als Gattin, Fürstin und Mutter, ihre ganze Vergangenheit erblasst und erscheint ihr gehaltlos und elend. Siegmund von Lichtenstein ist von nun der Abgott ihrer Gedanken. Aber der tapfere, ritterliche Jüngling gehört seinem Beruf, dem Kriege, der ihn bald wieder von dannen führt. Adelgunden bleibt nichts als ihr verwundetes Herz und die Erinnerung an ihn.

Es wäre uns ein Leichtes, noch mehrere Bilder derselben Zeit und unter dem Rahmen dieser Oertlichkeit vorzuführen — wie die Flucht Bischof Konrads während einer finsteren Nacht, die Vertheidigung des Schlosses durch Domherren und Mönche, die allein seine Besatzung bildeten und welches darnach das einzige war unter allen Schlössern von Franken, das der Belage-

rung der Rebellen widerstand und nicht erobert ward — endlich das Strafgericht des zurückgekehrten Bischofs, die Hinrichtungen in der Domgasse, auf den Marktplätzen — wir hätten des Stoffes genug, fürchteten wir nicht den Raum dieser Blätter zu überschreiten. Noch ein Wort von den Würzburger Weinen sei uns vergönnt. Siebentausend Morgen in den Umgebungen der Stadt sind mit Reben bedeckt, und früher mehr als jetzt hatte der Wein von Würzburg einen allgemeinen Ruf. Ein altes Sprüchwort sagt:

Bacharach am Rhein,
Klingenberg am Main,
Würzburg am Stein
Sind die besten Wein' —

und in der That wurde der Steinwein dem Tokaier gleich an Werth gehalten und der Eimer oft mit achtzig Thalern bezahlt. Der vermehrte Verkehr mit dem Auslande, die erleichterte Communication und andere Verhältnisse haben in neuerer Zeit die Weine Frankens überhaupt im Handel zurückgedrückt. Meere, Flüsse und Kunststrassen führen allzuwohlfeil und leicht für den Vortheil des Winzers in unseren Thälern das Traubenblut noch günstigerer Klimate durch die Welt. — Indessen, wie dem auch sei, auch Frankens Wein, wie er in dem bischöflichen Keller unter der Residenz aus mächtigen Fässern in die Gläser perlt, rein und unverfälscht, ist ein edles Getränk, welches gesegnet sei!

In Würzburgs Nähe liegen verschiedne ansehnliche Orte, wie Heidingsfeld, Ober-, Mittel- und Unter-Zell, das ehemalige Kloster Himmelpforte, eine sehr schöne Wallfahrtskapelle, der Vestung gegenüber auf hohem Berge, und Veits-Hochheim, in welchem letzteren Ort sich ein Schloss mit französischem Garten befindet, früher bischöfliche Sommerresidenz. Wir nehmen bei Würzburg Abschied von unserm bisherigen schönen Führer, dem Main, obgleich sein Lauf hier noch keineswegs die Grenze von Franken berührt. Raum und Umstände veranlassen uns, seines ferneren Laufes bis dahin mit weniger Umständlichkeit und übersichtlicher, als bisher geschehen ist, zu erwähnen. Noch vier bis fünf Meilen weit behält der Strom seine nord-nordwestliche

Richtung, die er erst wieder jenseits des Einflusses der fränkischen Saal in eine südliche umwandelt. Karlstadt, fünf Stunden von Würzburg, ist ein unbedeutendes Städtchen, ihm gegenüber aber, auf dem linken Ufer des Stromes, erhebt sich ein altes Schloss von historischer Bedeutung, es ist die Karlsburg, welche von Karl dem Grossen erbaut und zuweilen bewohnt worden sein soll, eine Sage, die gar nicht unwahrscheinlich ist, da Karl, wie wir bereits früher erwähnten und später wieder darauf zurückkommen werden, oft und gern in diesen Gegenden verweilte. Bei dem Städtchen Gemünd geht die Saal, welche, so zu sagen, aus einem Paradiese daher rieselt, in den Main. Dieser scheint bloss darum so weit heraufgekommen zu sein, um den bräutlichen Fluss aufzunehmen, denn jetzt wendet er sich wieder nach Mittag und zwar tief hinab. Die Berge, die sein Thal nun bilden, sind rauher, höher, als bisher; nur an ihrem Fuss grünt die Weinrebe, während ihre Gipfel mit Wald bewachsen sind; sie sind Ausläufe des Spessarts, eines Gebirges, welches nicht zu dem alten fränkischen Kreise gezählt wird, und deshalb auch hier keine nähere Beleuchtung findet. Auf einem röthlich schimmernden Fels, etwa drei Stunden vom Städtchen Lohr, erhebt sich abermals ein bedeutendes Schloss, Rothenfels, früher Besitz derer von Grumbach, die es erbauten, und später, nach dem Erlöschen dieses Geschlechts, eine bischöfliche Burg, die im Bauernkrieg verheert und verbrannt ward, eben so wie Triffenstein, unter welchem schön gelegenen Schloss die Frankfurter Strasse sich hinzieht. Eine Stunde noch tiefer, gen Wertheim zu, ragt Schloss Homburg, oder nach früherer Bezeichnung Hohenburg auf der Höhe. In einer Felsenhöhle unterhalb dieser Burg starb der heilige Burckhardt, Bischof von Würzburg, im Jahr 790. Ganz nahe bei Homburg ist die Grenze zwischen dem jetzigen Königreich Baiern und dem Grossherzogthum Baden; zur Zeit des alten Franken war hier auch eine souveraine Grafschaft — jetzt ist es ein mediatisirtes Fürstenthum. Die Lage der Hauptstadt Wertheim am Zusammenfluss der Tauber mit dem Main ist wahrhaft schön und der Anblick der zerstörten Stammburg des gräflichen Hauses äusserst malerisch und prächtig. In der Nähe, aber schon ausserhalb des Kreises unserer Darstellung liegen

Mittenberg, Amorbach; Letzteres die Residenz des Fürsten von Leiningen. —

Und hier sagen wir dem Main Lebewohl, dem wir drei Viertheile von seiner Laufbahn gefolgt sind. An der äusseren Pforte unseres Frankenlandes entlassen wir ihn mit unseren Segenswünschen begleitet. Aus unsern traulichen Thälern, deren Liebling, deren Wohlthäter, deren Stolz er war, und die sich ihm zu Ehren mit hundert Schlössern und Städten und mit dem üppigen Kranz unendlicher Reben geschmückt hatten, zieht er hinaus in die Welt, seinem grossen Freunde zu. Getreulich bringt er ihm alle die Wellen mit, die er unterweges gesammelt, all' seinen Reichthum, alle seine Erfahrung, die Sagen, welche die Nymphen seiner Berge ihm zugeflüstert, die Lieder, die er erlauscht, seine ganze sanfte und schöne Seele giesst er in die seinige aus. Zu seinem Verderben; denn nach kurzer, glänzender Laufbahn wird er mit ihm im Sande versiegen!

Zweite Reise.

Das südliche Franken.

Papst Clemens der Vierzehnte, der geistreiche Ganganelli, gab einem deutschen Fürsten im Vatikan Audienz. „Herr Markgraf," sagte er nach Beendigung der Ceremonien, indem er dem Fürsten die Hand freundlich entgegenreichte, „doppelt werth ist es mir, Sie in Rom zu sehen, da Sie ein zweiter August sind und einen Horaz in ihren Staaten besitzen. Ich habe seine lieblichen Gesänge mit unendlichem Vergnügen gelesen und beklage nur, dass dies nicht in der Ursprache geschehen konnte und ich mich mit einer italienischen Uebersetzung begnügen musste. O sagen Sie, Prinz, wie lebt der vortreffliche Dichter? Vermuthlich haben Sie ein Capitol in Ihrer Hauptstadt und ihn dort krönen lassen?" Der Markgraf aber ward durch diese Fragen des heiligen Vaters ein wenig verdutzt und stand dem Oberhaupt der Kirche gegenüber gerade wie Einer, der nicht weiss, was er antworten soll. „Horaz?" stammelte er endlich, „Dichter? Meine Staaten? Anspach?"

Diese Audienz fand in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Statt und als der Markgraf nach seiner Hauptstadt zurückkam, liess er, zum Erstaunen der Anspacher, den kleinen, unbedeutenden, kaum von ihnen gekannten, mehr als funfzigjährigen Uz zu sich kommen und machte ihn zum Assessor. Uz zeigte von nun, dass er nicht allein ein vortrefflicher Dichter, sondern auch ein vortrefflicher Geschäftsmann war. Der grössere Theil des Tages gehörte nunmehr den Acten; doch strebte er nach keiner höheren Stellung; ein bescheidenes und geregeltes Stillleben war sein Element, und er blieb über zwanzig Jahre auf dem Posten, den ihm sein Landesherr huldvoll ertheilt hatte. Im Jahr 1790 ward ihm der Auftrag durch die Brittin, Lady Craven, des Fürsten Gemahlin oder Geliebte, ein Lied zu dichten, welches bei einer grossen Hasenjagd in Triesdorf von den Jägern mit Anstand gesungen werden dürfte. Da suchte Uz — man sagt, mit widerstrebender Hand — seine silberne Harfe un-

ter den Acten hervor, wo sie ein wenig staubig geworden war, und dichtete folgende Strophen:

Unser Landesvater jagt,
Wie die Edlen pflegen;
Doch des Volkes Seele zagt
Seines Fürsten wegen.
Helfen will er Jedem gern,
Keinen gern betrüben;
Diesen guten, lieben Herrn —
Wer sollt' ihn nicht lieben?

Wenn diese Strophen in Italien übersetzt wurden und Ganganelli sie las, wir zweifeln, ob er den Sänger der Theodicee darin wieder erkannt haben würde. Sechs Jahre später — der Markgraf hatte sein Land bereits an die Krone Preussen abgetreten — kam eines Morgens, es war am 12ten Mai, ein grosses Schreiben im Hause des Assessors Uz an. Dieses Schreiben enthielt ein königliches Patent, das ihn zum Geheimen Justizrath und Landrichter in Anspach ernannte. Freilich ein wenig spät, denn Uz war bereits sechs und siebenzig Jahre alt; es liesse sich behaupten zu spät, denn er lag so eben im Sterben. Man las ihm in der Eile das Patent noch vor, man bemühte sich, es ihm begreiflich zu machen und seiner fliehenden Seele den höheren Rang mit in den Himmel zu geben, aber sie hatte nur noch wenig Empfänglichkeit mehr für irdischen Glanz. Ein leises und ziemlich gleichgültiges: So? stahl sich über die Lippen des alten Dichters und neuen Geheimen Justizrathes, sein ehrwürdiges, edles, einst so gedankenreiches Haupt neigte sich und er verschied.

Da stehen wir im Hofgarten zu Anspach und betrachten sein Denkmal, das ihm die anerkennende Nachwelt vor einigen Jahren hier errichtet hat. Es ist eine Säule, welche auf mehreren Stufen ruht und auf deren Spitze die kolossale Büste des Dichters, das Haupt mit Lorbeer gekrönt, zu schauen ist. Name, Lyra und Sternenkranz, die gewöhnlichen Embleme von derartigen Monumenten, schmücken die eine Seite des viereckigen Obelisken. Indem wir unser Auge daran weiden und den Blick in seiner freundlichen Umgebung umherstreifen lassen, fällt er linker Hand auf eine Gartenbank, vor welcher alle glücklichen Bilder des Lebens und der Erinnerung entweichen und das ganze Grauen

eines fürchterlichen Räthsels mit eiskaltem Todesathem an unsere Seele streift. Ein Steinhaufen liegt neben der Bank und hier war es, wo der Mörderstahl deine Brust erreichte und dein junges Leben traf — lieber, armer, unglücklicher Hauser! Beispiellos Verfolgter — auch im Tode lassen sie dir keine Ruhe, und da kein Messer dein Herz mehr erreichen kann, zerreissen sie deinen Ruf, deine Ehre. Ein Betrüger, ein Selbstmörder musstest du werden, um die Welt mit Massregeln zu versöhnen, die entweder zu ohnmächtig waren, um den Schleier von deinem Schicksal zu ziehen, oder es nicht wollten. Beides ist gleich furchtbar. Und du, Britte, der sich des Knaben mit verdächtiger Freundschaft annahm, um ihn im Tode zu verunglimpfen, und du, Ritter von Lang, auf deinem Thurme, der du zuerst den Pfeil giftiger Anschuldigung gegen seine ermordete und wehrlose Brust schleudertest — es wäre edler und ritterlicher gewesen, ihr hättet es nicht gethan! Italien hat nichts mehr voraus vor Deutschland und seine appeninischen Banditensagen erbleichen vor Hausers Geschichte. — Hausers geistlicher Freund und Seelsorger, Herr Pfarrer Fuhrmann, hat die Geschichte seiner letzten Stunden geschrieben und uns den Sterbenden in seinem Schmerz, in seiner kindlichen Angst, aber auch in seiner frommen Ergebung gezeigt, und dennoch war der arme Knabe ein Betrüger und ein solcher obenein, der seine fürchterliche Comödie, sein ungeheures Spiel, im Angesicht des Todes und am Rand des offenen Grabes noch fortsetzte!! Und zu welchem Zwecke? Zu keinem! Er, der ein Jüngling war mit allen Tugenden und Fehlern eines Kindes — er lag, die tödtliche Wunde in der Brust, da, er fühlte sein Ende und hatte die schreckliche Consequenz, die man dem ergrautesten Bösewicht nicht zutrauen würde, zu sterben, ohne seinem freundlichen und gütigen Tröster ein Bekenntniss seiner Schuld mit seinem letzten Athemzuge zu geben? Das glaubt man? Das nimmt man an, zum Trotz aller psychologischen und menschlichen Gesetze? Ach! und so Viele glauben es — und so Viele nehmen es an! Die Besten mit, und das Unbegreifliche dabei lässt sich nur aus dem Fluche erklären, der das Dasein des Unglücklichen umschwebt und auch sonst milde Herzen zu Stein macht rücksichtlich seiner. Er ruht auf dem Kirchhof St. Johannes unter einem einfachen recht hübschen

Denkmal, welches drei junge Bäume beschatten. Die Inschrift des Grabsteins ist folgende:

HIC IACET
CASPARUS HAUSER
AENIGMA
SUI TEMPORIS
IGNOTA NATIVITAS
OCCULTA MORS
MDCCCXXXIII.

In allem Uebrigen zeigt sich Anspach als eine freundliche, wohlgebaute Stadt mittlerer Grösse, in welcher, wie in Baireuth, überall die Spuren der ehemaligen Residenz noch hervortreten. Es ist gegenwärtig die Hauptstadt von Mittelfranken, während es früher die des Rezatkreises war. — Das Residenzschloss des Markgrafen, jetzt der Sitz der königlichen Regierung und noch verschiedener mit derselben verwandter Behörden, ist gross und ansehnlich im italienischen Geschmack erbaut. Kirchen sehen wir auch, aber weit entfernt von der Pracht derer, die wir erst unlängst in Würzburg bewunderten. Das katholische Element hat aufgehört; nur der Main innerhalb seiner Weinberge liebt es, Messgeläut zu hören und das Schimmern buntfarbiger Prozessionen in seinen Wellen zu spiegeln; die Rezat ist protestantisch und ohne Weinberge und eine Beschützerin des Hopfenbau's. Anspach hat drei protestantische Kirchen, von denen die zu St. Gumbertus die bedeutendste sein mag, eine katholische ohne Thurm und Glocken, und eine Synagoge. Das im Jahr 1737 eingeweihte *Gymnasium illustre Carolo-Alexandrinum* ist die erste der hiesigen Erziehungsanstalten. Es fehlt ausserdem an keinem der Institute, welche zum Wohl und zur Ehre einer ansehnlichen Stadt gereichen. Der Eindruck, welchen Anspach auf den Fremden hervorbringt, der es zum erstenmal betritt, ist ein durchaus vortheilhafter. Die angenehmen Eingänge in seine munter belebten Strassen, das Stattliche der Häuser und jener geräuschvolle Glanz, den eine starke Garnison um sich zu verbreiten pflegt, gefallen selbst einem verwöhnten Auge. Ist die Stadt heiter und freundlich, so sind es auch ihre Umgebungen. Ein Spaziergang nach dem Drechsleischen Garten

und dem Thurm des Ritters von Lang in dessen Nähe gewährt uns von mässigen Höhen einen Anblick über die Stadt, der sehr ansprechend ist. Die gothischen Thürme der Gumpertuskirche dienen ihr zur besonderen Zierde; dennoch haben diese Thürme nichts Erhabenes, nichts, was ihnen erlaubte, sich mit den Domen von Würzburg und Bamberg in Parallele zu stellen; sie sind vielmehr niedrig, gedrückt, nachgemacht und scheinen neueren Ursprunges, und zwar aus einer Zeit, welche die Erhabenheit des reinen gothischen Styls nicht verstand. — Desto besser versteht Madame Kober, die freundliche Wirthin zur Krone, für ihre Gäste in jedem Style zu sorgen.

Etwa drei Stunden südlich von Anspach, auf der Strasse nach Gunzenhausen, führt dieselbe durch ein seltsames parkartiges Revier, das mit einer unermesslichen Ringmauer umschlossen ist. Langgestreckte niedere Gebäude zeigen sich innerhalb dieser weiten Umgränzung, Gärten, Felder, Wälder, Höfe, es ist das berühmte Triesdorf, das Lustschloss des Markgrafen, wo die Hasenjagd gehalten wurde, auf welche Uz seine letzte Ode dichtete.

Wir versetzen uns von Anspach abermals in eine moderne heitere und freundliche Stadt, und abermals in eine ehemals markgräfliche Residenz, nach

Erlangen.

In einer sandigen und waldigen Ebene, die nur nördlich und östlich von Anhöhen umkränzt wird, unweit der Mündung des Schwabachflüsschens in die Regnitz, liegt Erlangen mit seinen zwei oder drei Thürmen und seinen wohlgebauten reinlichen Strassen. Einst wurde diese Stadt, da sie noch bedeutend kleiner war, die Zuflucht französischer Glaubensgenossen, welche Ludwigs XIV. Fanatismus aus ihrem Vaterlande vertrieb; ein neuer Stadttheil ward eigends für sie angelegt und sie brachten dafür zum Dank Industrie mit und bereicherten den Staat mit fleissigen, geschickten und wohlhabenden Bürgern, während Ludwig von Frankreich Tausende der Seinigen in den Dragonaden schlachten liess. Dergleichen wohlthätige Erinnerungen entschädigen einigermassen für den Mangel an Poesie, die einer flachen, sandi-

gen, protestantischen Gegend fehlt. Markgraf Friedrich verlegte im Jahre 1743 eine von ihm gestiftete Universität von Baireuth nach Erlangen und später wurde noch eine Ritterakademie und ein lateinisches Gymnasium hier gegründet. Das schöne Schloss am Markt mit dem Garten liess die Markgräfin Elisabeth Sophia im Jahre 1700 aufbauen; verwitterte Statuen von Sandstein zu Ross und zu Fuss, alte, kunstreich gearbeitete Wasserbecken mit einem ganzen Volk von Nereiden und Tritonen stossen dem Wanderer im Garten auf und erinnern an Allongeperrücken, Reifröcke und Markgräfinnen, die Alle nicht mehr sind. Die Zeiten haben sich geändert und gewiss ist es, dass der Landesherr, in dessen Staaten Erlangen liegt, nicht erst in Rom vom heiligen Vater auf dessen bedeutendste Bewohner wird aufmerksam gemacht worden sein, wie es einst dem Markgrafen Alexander mit seinem armen Uz erging. König Ludwig, selbst Dichter, kennt seine Geister besser und weiss sie zu schätzen. Erlangen ist nicht mehr die Residenz eines Markgrafen, aber die Friedrich Rückerts! —

Die Kunststrasse, welche von hier aus südlich führt, zeigt sich mit regerem Verkehr belebt, als wir es seit längerer Zeit sahen; Posten, Landkutschen und Fuhrwerke aller Art rollen hin und her und bringen Abwechselung in eine ziemlich öde und einförmige Gegend, welche, der Mark Brandenburg nicht unähnlich, aus Sandboden und Kiefernwald besteht. — Aber über die Spitzen dieses Waldes, schon von ferne her ragt es wie Zinnen; Thürme, Kuppeln steigen empor und eine grosse Stadt verkündigt ihre Nähe — Stolz von Deutschland, Krone von Franken, Wohnhaus der Künste — edles

Nürnberg!*)

du zeigst dich! Zahllos sind die Ehrennamen und Titel, womit die Chroniken aller Jahrhunderte dich belegen — aber du hast sie sämmtlich verdient. Jetzt bist du eine bairische Kreisstadt, wie so viele andere, aber du warest einst mehr und es giebt

*) Mit zwei Ansichten.

auch Könige, die ihre Kronen verloren. Der Stempel der Selbstständigkeit schmückt deine hohe Stirn noch und von deiner Burg und von deinen Thürmen weht es noch wie Reichsfreiheit herab. Lieblingstochter der Cäsaren, wir grüssen dich. Es heisst, dass einst Venedig, die Stolze, die Völkerbeherrschende, deine Freundin und Schwester gewesen sei, und man glaubt es, wenn man dich sieht. Ihr waret zu gleicher Zeit jung und schön und verführerisch, nur mit dem Unterschied, dass sie es war, wie ein italisches Weib, und du wie ein deutsches. Du spannst dein schneeweisses Linnen selbst im sittigen Gemach, das von fürstlicher Lieblichkeit duftete, du webtest deine reichen Gewänder unter dem Gesang selbstgedichteter Lieder und maltest mit kunstreicher Hand keusche Gebilde auf die Leinwand — sie buhlte mit allen Meeren; Perlen, Schätze und Königreiche mussten ihr dieselben zu Füssen legen und sie salbte ihre üppigen Locken mit dem Rosenöl des Morgenlandes. Deutschland erkräftigte sich an dem Anblick deiner Tugenden, o Nürnberg, aber ein wollüstiges Leben ging durch die Nerven von Europa bei dem Namen Venedig. Da streckte — ihr Beide waret nicht mehr in der Blüthe der Jahre — der junge Sprössling der Revolution, der Soldat des Jahrhunderts, seine Hand aus und die Grundpfeiler der Prokuratia begannen zu wanken, der adriatische Löwe auf seiner Säule schüttelte todesahnend seine marmornen Mähnen und Venedig nahm seine Kronen vom Haupt. Es beugte sich tief, tief und küsste die Hand, die es in Fesseln schlug. Und auch dir, edle Reichsstadt, ging es nicht besser. Als der Vogel im Wappen deiner alten Thore den Todespfeil empfing, war es ein Adler, ein König der Lüfte, welcher verblutete — aber wie nennt man das Geflügel, das mit ihm starb und dessen Fittige die Reichsfreiheiten von Ipphofen, Windsheim, Schweinfurt und andern, beschirmten? — Doch lassen wir das Vergangene ruhen und halten uns an die Gegenwart.

Viele Bücher sind über Nürnberg geschrieben und mit tausend verschiednen Anklängen lebt sein Name im Herzen des deutschen Volkes. Das Kind lächelt selig zu Weihnachten, wenn ihm die Hoffnung aufgeht, Nürnberger Lebkuchen und Nürnberger Spielzeug als Christgeschenk zu erhalten; der Greis lächelt in süssen Erinnerungen der alten Zeit und der alten ehrwürdigen

städtischen Sitten, bei Nürnbergs Namen und der Mann der Gegenwart freut sich, dass doch Nürnberg, wie immer das Musterbild des Gewerbfleisses und entweder selbst neue nützliche Erfindungen machend oder die fremden rasch mit lebendigem Geiste aufnehmend, zuerst unter allen deutschen Städten seinen alten staunenden Mauern den wunderbaren Wagenzug zeigte, der auf eisernen Linien rollt und von einem Elementargeist gezogen wird. Tausend Abbildungen haben die Ansicht Nürnbergs durch die ganze Welt getragen, und sie weitläuftig beschreiben zu wollen würde überflüssig sein. Nürnberg nimmt sich von allen Seiten stattlich und edel aus, und sein Umfang ist bedeutend. Es liegt, wie bereits gesagt, in einer ebenen, sandigen, aber wohl cultivirten Gegend, an beiden Seiten der Pegnitz, und doppelte Mauern, Thürme und Gräben beschützen seine Eingänge. Nicht zu langen, breiten und regelmässigen Strassen führen diese; Nürnbergs Strassen sind unregelmässig, winklig, aber alterthümlich, von grossen, vielstöckigen, mit gothischen Altanen verzierten Häusern gebildet, stattlich, ehrwürdig, niemals kleinlich. — Die Königs-, Ludwigs-, Karolinen- und Burgstrasse sind einige der vorzüglichsten; unter den Plätzen zeichnen sich der grosse Marktplatz, der Maximiliansplatz, der Aegidiplatz und noch mehrere andere aus. Sieben steinerne Brücken verbinden die Ufer der Pegnitz innerhalb der Stadt und unter diesen befindet sich eine, die Fleischbrücke, welche, nach dem Muster des Ponto Rialto in Venedig, mit einem kühnen Bogen den fast hundert Fuss breiten Fluss überschreitet. Verschiedene Springbrunnen dienen zum Nutzen und zur Zierde; das letztere ganz besonders der sogenannte schöne Brunnen auf dem Hauptmarktplatz, welcher eines der seltensten Denkmale dieser Art ist. Er besteht in einer frei und leicht emporsteigenden Pyramide von einigen 60 Schuh Höhe, von der wundervollsten Arbeit. In Stein gehauene Bildsäulen schmücken, schön geordnet, seine gothischen Pilaster, die sich in drei Absätzen oben in einer prächtigen Spitze vereinen. Das Ganze ist ein Werk Schonhofers und stammt aus dem funfzehnten Jahrhundert, der Idee und ersten Ausführung nach; es bedurfte jedoch in neuerer Zeit einer gänzlichen Restauration, welche ihm unter des geschickten Reindel Leitung und durch die Hände Nürnberger Künstler vollkommen nach Geist,

Zeichnung und Ausführung des ursprünglichen Werkes zu Theil ward. — Das Rathhaus mit seinen Gallerieen, Treppen und Sälen, von denen viele *al fresco* gemalt sind, gehört, obgleich nicht gänzlich vollendet, zu den schönsten Deutschlands. Es ist im Styl der grossen Palläste von Italien im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts von dem Baumeister Carl Holzschuher aufgeführt und der Sitz von Nürnbergs Geschichte, das Andenken seiner Blüthe, seiner Grösse. Auf diesen Treppen, deren Hallen seine Künstler geschmückt hatten, wandelten die strengen, regierenden Senatoren, um deren Freundschaft Könige buhlten. In diesen Sälen hielten sie ihre Versammlungen und ihre merkwürdigen Feste. Hier war es, wo das grosse Bankett nach dem geschlossenen Executionsrecess des westphälischen Friedens am 25sten September 1649 Statt fand, dessen wir im Anfang unserer Darstellungen erwähnten. Das treffliche Bild, welches der Künstler Sandrart von diesem welthistorischen Gastmahl entwarf, befindet sich leider nicht in dem Saal, worin es Statt fand, sondern auf der Burg; wohl aber ist in dem Saal noch ein Augenzeuge des Festes zurückgeblieben, ein Anwesender, dessen Contrefey sich mit auf Sandrarts Gemälde befindet. Das letztere zeigt ihn in einem der Fenster stehend, in voller Thätigkeit, einer Thätigkeit, welche vermuthlich das Beifallsgeschrei von Tausenden erweckte — jetzt freilich ist es still um ihn geworden. Es ist dies nämlich ein sitzender Löwe von Holz, der einst vergoldet war und aus dessen Rachen, so lange die versammelten Feldherren und Fürsten speisten, Strahlen von Wein auf das unten versammelte Volk herabsprangen. Der gute Löwe! Wie viele Augen, die nun schon so lange erloschen sind, mag er damals auf sich gezogen haben! In der That, er hatte eine kurze, aber glückliche Geschichte. Rücken und Mähne den edelsten Blicken darbietend, die wohlbehaglich über ihn lächelten, wandte er sein zürnendes Königs-Antlitz dem Volke zu, das den Ausstrom seiner Lippen nicht etwa gähnend oder zitternd hinnahm, sondern unter Jubel- und Freudengeschrei. Je länger seine feurige, begeisternde Friedensrede dauerte — je unendlicher seine Phrasen wurden — je lieber, je verständiger, je belustigender ward der Redner — nicht Stunden, Tage und Nächte lang hätte man ihm gelauscht und den Inhalt seines Ergusses mit Wonne

verschlungen. Dess rühme sich ein Anderer! Es giebt allerdings noch hier und da wahre Löwen der Beredtsamkeit, nur mit dem Unterschied, dass die meisten, anstatt des Weines, Wasser von sich sprudeln.

Unter den Kirchen muss die dem Rathhaus nahe Sebalduskirche zuerst genannt werden. Sie enthält, ausser vielen andern Merkwürdigkeiten, das berühmte von Peter Vischer in Metall gegossene Grabmal des heiligen Sebaldus mit den zwölf broncenen Apostelstatuen, welche durch vielfältige Abbildungen überall bekannt geworden sind. Die St. Lorenzkirche, im entgegengesetzten Theile der Stadt, ist deren grösste und schönste. Sie prangt, wie jene, mit zwei schlanken Thürmen und ausserdem noch am Portal und an ihrer gewaltigen Fensterrose über demselben mit allem Schmucke der architektonischen Kunst. Die Glasmalereien ihrer Fenster sind bewundernswerth. Die Frauenkirche am Markt, nicht gross, aber von zierlich-gothischer Bauart, ist dem katholischen Ritus eingeräumt, und in der Kirche zum heiligen Geist wurden früher die vornehmsten Insignien des heiligen römischen Reiches verwahrt. Auch Reliquien befanden sich einst hier in einem silbernen Kasten, oben in dem Gewölbe der Kirche aufgehängt, und sie sowohl als die Reichskleinodien wurden nur hohen Standespersonen gezeigt, da der Rath jedesmal ansehnliche Kosten bei einer solchen Vorzeigung gehabt haben soll.

Wir würden indessen den Raum dieser Blätter bedeutend überschreiten, wollten wir alle Merkwürdigkeiten des edlen Nürnbergs nach einander namhaft machen. Statt dessen sei der Leser eingeladen, es je eher je lieber selbst zu besuchen und diese Strassen zu durchwandeln, in denen nichts fehlt, als die Begegnung eines Raths- oder Kaufherrn in der weissen Halskrause und dem würdigen Mantel von Sammt, oder eines lustigen Gesellen in hellem Wamms, oder einer alterthümlich gekleideten Hausfrau. Eine solche Begegnung ist durchaus nichts Unmögliches. — Es ist die letzte Woche des Augusts, in welcher wir Nürnberg erreichten, und das seit einer Reihe von Jahren wiederkehrende Volksfest ist so eben im Gange. — Der grosse Festzug nach dem Ludwigsfelde hinaus, wobei die grosse Anzahl von Zünften und Gewerben durch Fahnenträger in mittelalterlicher Tracht repräsentirt wird, ist im Begriff sich zu bilden und bring die ganze

Stadt in Bewegung. Wir kommen aus dem Norden Deutschlands und haben abstracte Ideen und Spree-Philosopheme, keineswegs aber Ritter, Knappen, Goldkürasse und Romantik im Kopfe — Ritter lassen wir uns höchstens auf der Bühne gefallen, wo sie durch die unübersteigliche Zauberlinie der Lampen von uns getrennt sind — da schmettert vor uns Trompetenton, und zwei geharnischte Ritter, in Gold der eine, in Silber der andere gerüstet, reiten an uns vorüber — ja hätten uns fast zu Boden geritten, weil wir vor Erstaunen vergassen, aus dem Wege zu gehen. — Es ist heller, lichter Tag, wir sind wir, dies ist Strassenpflaster und kein Theaterboden, die Rosse waren nicht gemalt, sondern wirklich, und diese romantischen Gestalten reiten in der That um die nächste Ecke. Und über uns lacht es, wir schauen empor zu einem Erker oder Söller, so gothisch, als einer nur sein kann, seine Fenster sind geöffnet und ein paar Jünglinge in Knappentracht schauen heraus und unterhalten sich munter — dort wandelt ein ernster Mann im reichen spanischen Sammtkleid mit Federbarett, er wandelt so sicher darin, als hätte er niemals etwas Anderes getragen, und Niemand staunt ihn an — als wir. Es ist ein Zunftmeister, der sich zum Sammelplatz seiner Gilde begiebt — und von hundert Rossehufen trabt es plötzlich — wir starren vom Standpunkt eines Ecksteines das unerhört Seltsame an — jetzt wird es uns zu viel, eine Schwadron Wallensteinischer Kürassiere kommt geritten. Wie schön, wie richtig sind sie gekleidet — die hohen gelben Stiefel, die kurzen spanischen Reitröcke, der blanke Kürass, die Schärpe, der Hut mit wehenden Federn — und wie sie zu Pferde sitzen — wie sie reiten — so reiten Schauspieler nicht, dennoch sind es für den Augenblick welche, aber zugleich Soldaten, es sind Chevaux-légers der Garnison, welche mit sammt ihren Rossen in dem Ritterspiel oder Turnier mit agiren werden, welches draussen auf dem Festplatz gehalten wird. — Nur die Geschicktesten, die Schönsten sind dazu gewählt, und in der That, der Anblick dieser prächtigen Schaar ist erfreulich. Ja, sagen wir still vor uns hin, ja, das ist freilich sehr ausserordentlich. Wenn in Magdeburg oder Halle oder in Calbe oder in Ruppin die Soldaten sich so verkleideten! das wäre ja ganz gegen alle Kleiderordnung.

Kann man in Nürnberg einen Schritt thun, ohne dass der Geist der Vergangenheit Einen bei dem Kragen fasst und Halt! ruft? Stösst man in dieser wunderbaren Stadt nicht überall auf Merksteine erhabner oder wehmüthiger Erinnerungen? In dieser engen Gasse und aus diesem unbedeutenden Hause tönte einst Hans Sachsens Lied — in jenem Giebelpallast wohnte Pyrkheimer, der unsterbliche Freund der Künste und Albrecht Dürers, dessen Geburtsstätte das alte übereinander geschobene Eckhaus auf dem emporsteigenden Platz ist, der nach der Burg führt. Hier in der Nähe ist der sogenannte Himmelsweg mit den Kraft'schen Stationen und das Pilatushaus mit seinem Erkerthürmchen. In diesem Hause wohnte einst Ritter Martin Ketzel, der 1477 in das heilige Land zog, um die Entfernung aller der Orte, wo sich bei der Hinausführung Christi zum Kreuzestod Merkwürdiges ereignet hatte, nach Schritten abzumessen und dann in der Nähe seiner Vaterstadt Erinnerungsbilder an diese Vorfälle errichten zu lassen. Dies war ein sehr frommer Entschluss, aber bei alle dem muss der gute Ritter ein wenig zerstreut gewesen sein. Denn als er heimgekehrt war, hatte er den Zettel, auf dem er die Entfernungen genau bemerkt hatte, verloren. Er trat daher die Reise nach Jerusalem, weder Beschwerden noch Kosten scheuend, im Jahr 1488 noch einmal an. Wieder glücklich zurückgekehrt, hatte er diesmal das wichtige Verzeichniss besser verwahrt und er übertrug nunmehr die Ausführung seines Vorhabens dem Steinhauer Adam Kraft, der sieben in Stein gehauene Wandsäulen mit Figuren und Unterschriften verfertigte und dieselben von Ketzels Hause an, auf dem Weg nach dem Kirchhof zu St. Johannis nach dessen Abmessungen aufrichtete. Die Arbeit an diesen Stationen ist eben so herrlich gedacht und gezeichnet als meisterhaft ausgeführt. Ihren Endpunkt bildet der Calvarienberg auf dem Kirchhof selbst, den unser Stahlstich dem Leser veranschaulicht. An erhöhten Kreuzen hängt die Gestalt des Heilandes und der beiden mit ihm Gekreuzigten, alle bis in die geringsten Kleinigkeiten von vortrefflicher Arbeit; eine Truppe römischer Krieger, welche nach dem Gottessohne hinaufschauten, befand sich früher am Fuss des Hauptkreuzes und diesem gegenüber St. Johannes im Kreise mehrerer Frauen, welche die Mutter Maria zu trösten suchten; von allen diesen Gestalten sind

nur noch zwei übrig, wie wir sie hier schauen. Liegende Grabsteine mit berühmten Namen bedecken den Boden des Kirchhofes, und manches gefühlvolle Herz und manches denkende Haupt. Auch Dürer und Pyrkheimer und Hans Sachs schlafen hier. Ueber dem Eisengeländer des Kirchhofs zeigt sich die Reichsburg mit ihren Thürmen; — es ist — man dürfte ihn so nennen — ein deutschclassischer Boden, dieser Kirchhof vor St. Johannes.

Zwischen Baumgruppen und hohem Gemäuer führt der Weg von Albrecht Dürers Platz nach dieser Burg hinauf und gewährt, noch bevor der äussere Hof erreicht ist, mit jedem Schritt eine prächtigere und weitere Aussicht über die grosse Stadt, die zu den Füssen des Berges in weitem Umkreis gelagert ist. Wie schön ihre Thürme ragen, wie ehrwürdig sie daliegt, die Herrliche! Nah am Eingang des Schlosses, beim alten Burgthor, an dessen Flügel der doppelte Adler gemalt ist, erhebt sich der auf unserm zweiten Bilde dargestellte Thurm, der Heidenthurm, so genannt wegen einiger auf seinen Tragsteinen befindlichen Figuren, welche man für Götzenbilder hielt. Dieser Thurm bildet den ältesten Theil des Schlosses und stand bereits im eilften Jahrhundert. Sein Inneres enthält eine Kapelle. In den Schlosshof eingetreten, sehen wir uns von der Laubkrone einer alten Linde beschattet, die in der That, wenn das Alter eines organischen Wesens Ehrfurcht verdient, dieselbe in Anspruch nehmen darf. Schon im dreissigjährigen Kriege war sie ein uralter Baum. Gustav Adolph ruhte unter ihr. Der Schatten ihrer Blätter spielte um das Haupt Carls IV., Friedrichs III. und einer Reihe von Kaisern vor diesen, wenn sie auf der Burg verweilten. Die Geschichte schweigt, die geschwätzigsten alten Chroniken verstummen, wenn das heilige Laub dieser Linde an zu säuseln beginnt. Siebenhundertmal kam es hervor aus seinen Zweigen und welkte im Herbst. Zwanzig Menschengeschlechter versanken um den Stamm dieser Linde. Noch manches Merkwürdige enthält ausserdem die weitläuftige Burg, welche so oft die Residenz des Reichsoberhauptes war. Eine Kapelle, die Gemächer, welche die Kaiser bewohnten und die neuerdings bei einem Besuche des Königs von Baiern sehr glänzend, doch im alterthümlichen Geschmack, für diesen Fürsten hergestellt wur-

den, verschiedene Säle und Corridors, eine Malerschule (unter Leitung des verdienten Reindel) und eine Gemäldegallerie. An einer Stelle der Mauer wird ein Fleck gezeigt, der dem Eindruck eines Hufeisens nicht ganz unähnlich ist. Die Sage berichtet darüber Folgendes: Der wilde Ritter von Gailingen, Eppelin, der guten Stadt Nürnberg geschworner Feind, der von seiner Burg aus ihren Waarenzügen auflauerte und ihr bereits mehr als christlichen Schaden zugefügt hatte, war endlich auf einem Streifzug in ihre Gewalt gerathen und der erbitterte Senat verdammte ihn zum Tode. Auf der Burg schmachtete er im Verliesse und der Tag war da, an welchem er sein schädliches Leben zur Sühne hergeben sollte. Nun heischt der Gebrauch — und dieser Gebrauch ist schön — dass dem zum Tode Verurtheilten vor seinem Ende noch die Erfüllung eines Wunsches gewährt wird. Auch dem armen Ritter Eppelin kam diese Wohlthat zu Gute und er wünschte nichts, als sein gutes und getreues Ross noch einmal besteigen und im Hofe tummeln zu dürfen. Es ward zugestanden. Der mit ihm gefangene Knappe sattelte das Ross und zäumte es auf — lange war dem Thiere solches nicht begegnet und es wieherte hell im Stalle. Und als es nun vorgeführt ward und der Ritter es bestieg, da erkannte das Ross seinen Herrn und schüttelte freudig seine Mähne. Erst ging es ruhig und stolz im Kreise, schaute sich um und schnob mit den Nüstern. Die Hand seines Reiters klopfte seinen kräftigen und schlanken Hals und die Muskeln des edlen Thieres schienen unter dieser Liebkosung zu schwellen, seine Hufe schlugen zürnend den Sand und die Adern an seinen Schenkeln pochten. Immer kräftiger, immer rascher wurde der Gang des Braunen im Kreise, er setzte sich auf die Kruppe und erhob die Vorderfüsse zum donnernden Galopp. Nur leise, nur leicht berührte der Sporn des Ritters seine Weichen, aber das Ross tummelte sich gewaltig innerhalb des Mauerrings. Zurück wichen die Gefangenwärter und Kerkerknechte vor dem Kies und den Steinen, die es mit seinen Hufen hoch in die Luft schleuderte. Aber das Thor war wohl verwahrt und an ein Entrinnen des Gefangenen nicht zu denken. Und wer in den Augen der Thiere zu lesen versteht, würde in denen des Rosses von Ritter Eppelin die Klage deutlich erkannt haben: Wie, mein edler Gebieter! — Du soll-

test hier sterben? In diesem elenden Hofe sollte dein ritterliches Blut schmählich fliessen? An dein thatenreiches und lustiges Leben wollen sie — die Spiessbürger? Und ich soll dich nicht mehr in die muntere Schlacht tragen und durch die Hohlwege und durch die Wälder? Und keinen goldnen Hafer mehr fressen aus deiner tapferen Hand? O mein Gebieter, rette dich! Vertraue auf mich und auf meine ungeheure Kraft — das Unmögliche kann möglich werden.

Und da hob sich das Ross. Beide Sporen drückte der Ritter in seine Seiten, und er holte tief Athem, beugte sich nach vorn und umfasste den Hals seines Thieres, unter dessen Hufeisen Funken sprühten. Und ehe es sich die Knechte versahen, befand es sich, wie durch ein Wunder hinaufgehoben, auf dem Rande der Mauer. Aber nur während der Dauer eines Athemzuges, nur so lange als nöthig war, um den Ansatz zu dem kühnsten Sprunge zu nehmen, der jemals gethan worden ist — das Ross setzte mit gewaltiger Kraft über den breiten Burggraben und erreichte jenseits den Boden — sein Herr war gerettet! Die Stelle, wo sein Hufeisen sich in den Stein drückte, wird noch gezeigt.

Es sei uns erlaubt, bevor wir von Nürnberg scheiden, eine von den zahllosen alten Chroniken, welche von dieser Stadt erzählen, redend hier einzuführen. „Es ist nur Ein Nürnberg!“ sagt sie, „und dieses bekannte Sprüchwort wollen wir in Folgendem zu behaupten suchen:

I. ist diese Stadt die Grösseste unter denen, viele Tagereisen umher liegenden Städten, besonders aber des Fränkischen Craisses und hat, benebst ihren beeden Vorstädten einen merklichen Umkreiss und auch ein sehr ansehnliches Gebiet;

II. passirt sie für die Gesegneteste; ihre Handelsschaft geht nicht nur durch Europam mit feinen, von Metall, Messing, Eisen, Helfenbein, Alabaster, Porcellan und Holze fabricirten Kunst-Stücken, sondern auch gar theils bis in Indien. Ausserdeme zieht ihr Tobac-, Artischocken-, Rossmarin- und Spargelbau vieles Geld von der Nachbarschaft;

III. verdient sie den Namen der Gesündesten wegen ihrer reinen Luft, Sauberkeit auf denen Strassen und in Häusern, imgleichen wegen der gesunden Speisen und Wassers;

IV. ist sie die Angenehmste, wegen ihrer schönen Gärten, vortrefflichen Prospectes und Promenaden um die Stadt, auch verschiedner gelehrten Gesellschaften;

V. dass sie die Sinn-reicheste seye, bestättiget nicht nur das bekannte Sprichwort: Nürnberger Witz und Strassburger Geschütz, Ulmer Geld etc., sondern auch die in Kayserlichen und Königlichen Kabinetten verwahrte, gedrehete, geschnittene, gemahlte und gestochne Kunst-Stücke. Nürnberger Hand geht durch alle Land;

VI. mag man sie wohl das Edle Nürnberg nennen;

VII. verdienet sie den Namen der Geehrtesten unter den Reichsstädten, weilen die öftern Kayserliche allhier gehaltnen Hofläger, Kayserlichen Wahlen und Crönungen, besonders auch die Reichstäge sie distinguiren. (Es folgt hier eine lange Liste der Reichstage und der Kaiser, welche dieselben zu Nürnberg hielten.)

VIII. der Nahmen der Sichersten kommt ihr daher billig zu, weilen sie nicht nur mitten in Deutschland situiret, sondern auch seit 650 Jahren, in denen gefährlichsten Kriegen des Römischen Reiches nicht erobert, ja das alldortige Reichsschloss durch Gewalt gar nie und nimmer eingenommen worden ist, daher man ihr auch die meisten zur Römisch-Königlichen Crönung nöthige Reichs-Kleinodien und Insignien, als: Kayser Caroli Schwert, Cron, Scepter, Reichs-Apffel, den Dalmatischen Rock, Schuhe, Hand-Schuhe, Chormantel, Stola, Gürtel u. s. w. zu verwahren anvertraut;

IX. die Sehenswürdigste zu heissen mag sie auch wohl verdienen (folgt das Verzeichniss der Sehenswürdigkeiten), und endlich

X. Eine Freye Reichsstadt heisst sie sich mit Recht, weilen Kaysere und Könige diese Republique mit so vielen ausserordentlichen Freiheiten, Rechten und Gerechtigkeiten begnadigt, auch selbige jederzeit nur dem Kayser und dem Reich unmittelbar zugehöret hat.“

Solches schrieb die gute fromme Chronik vor 90 Jahren! Nürnberg hat beinah vierzigtausend Einwohner, eine Bevölkerung, welche für die grosse Stadt, worin ehedem 90,000 Menschen wohnten, zu gering ist.

Etwa eine Meile westlich von Nürnberg erheben sich über einer bewaldeten Höhe die Ruinen einer alten denkwürdigen Veste, in welcher Nachts die Geister Wallensteinischer Kürassiere umgehen und die Heerpauke des dreissigjährigen Krieges dumpf unter der Erde rasselt. Drüben, von den Thürmen der Reichsstadt her, antworten ihr die schwedischen Hörner. Es ist Zirndorf, wo Wallenstein Monate lang verschanzt lag, während Gustav Adolph Nürnberg inne hatte. Vergebens lockte Alles zur Schlacht, — die Ebene, die grossen zusammengedrängten Massen der Kriegsheere, die Erbitterung der Soldaten, die Noth, welche die Reichsstadt allgemach zu leiden begann; dennoch kam es zu keiner solchen und es war den Feldern von Sachsen aufbehalten, die eisernen Würfel fallen zu sehen. Sehr anmuthig ist der Spaziergang durch die alte Veste von Zirndorf, und der Blick von ihren ehemaligen Basteien auf das Land herab weit umfassend und reich. Fast die ganze Ebene zeigt sich angebaut und mit Städten bedeckt. Nördlich schimmern die weissen Häuser von Erlangen, näher erhebt sich Fürth, einst ein Marktflecken, jetzt eine bedeutende Stadt mit dreizehntausend Bewohnern und mit einem Ansehen, welches dem neuer amerikanischer Städte am ähnlichsten sein mag; neue Häuser, seine zierlichen Kirchthürme, vollkommen das Abbild der neuen Zeit, bieten einen auffallenden Gegensatz gegen die hohen alten der im Osten ragenden Reichsstadt, von welcher Fürth früher fast eine Meile, jetzt nur wenige Minuten entfernt ist. In der Dampfsäule, die über der Strasse wirbelt, welche beide Städte verbindet, liegt die Erklärung dieses wunderbaren Umstandes. Ein dumpfes heiseres Gebrüll lässt sich vernehmen, lange und immer längere Linien zieht der Rauch über die Baumwipfel; es sind die Athemzüge der Locomotive, die, vor den Menschen-gefüllten Wagenzug gespannt, dahin braust. Die Schienen der Eisenbahn sind das Band, welches beide Städte so nahe gerückt und fast zu Einer gemacht hat.

Wir schlagen die südlich führende Landstrasse von Nürnberg nach Eichstädt ein. Es ist eine grosse, aber sehr angebaute, fruchtbare, mit Ortschaften bedeckte Ebene, die sich unabsehbar ausbreitet. Hinter Schwabach, einer ehemalig markgräflichen, nicht unbedeutenden Stadt, hebt sich der Boden etwas, und eine ziemliche Anhöhe, über welche die Strasse führt, gewährt eine weite

Fernsicht, bei welcher das Auge von einer Thurmspitze auf die andere forteilt. Unendlicher Hopfenbau beginnt — auf Sandboden und zwischen mit Kiefern bewachsenen Hügeln, die Rebe mit ihren hellgrünen Blättern hat längst aufgehört und das Geheimniss des fränkischen Bieres, auch ein vortreffliches Product des Bodens und der Industrie, welches in ganz Deutschland berühmt ist, duftet durch die Atmosphäre. Etwa zwei Stunden seitwärts von der Strasse, bei'm Städtchen Roth, zeigt sich die Thurmspitze von Spalt, einem Dorfe, dessen Bewohner den besten und gesuchtesten Hopfen in ganz Baiern erziehen. Aber immer mehr Aehnlichkeit mit einer preussischen Mark nimmt der Charakter der Gegend an, er wird ganz Plattheit, Sand, Kiefern und Prosa. Die Zinnen eines Schlosses blicken traurig über Föhrenspitzen von einem niedrigen Hügel auf die staubige Landstrasse herab; es ist Sandsee, eine Besitzung des Fürsten Wrede. Selten ward ein passenderer Name gewählt. Erst jenseit Pleinfeld, dem Sitz eines Landgerichtes, wird das Ansehen der Fluren wieder freundlicher, dankbarer gegen die bebauende Menschenhand und mit jedem Schritt näher gegen die Stadt Ellingen zeigen sich die Spuren einer besondern Pflege und Cultur, ja eines deutlich in's Auge springenden Strebens, die immer noch etwas ärmliche Gegend zu schmücken, gewissermassen sie zu dekoriren. In den wieder beginnenden Wiesengründen zu Seiten der Strasse, an Bächen, erblicken wir zierliche kleine Palläste, deren Bestimmung sich nicht gleich errathen lässt; es sind Mühlen, nach den Gesetzen einer idealen Landes-Verschönerung erbaut; andere wirthschaftliche Gebäude von gleich einfacher und ländlicher Bestimmung tragen denselben Stempel einer unländlichen Prätension, der wir nicht ganz unsern Beifall schenken können. Um so mehr verdient diesen der aufmerksame und zarte Sinn des jetzigen Grundherrn der Herrschaft Ellingen, in einem kleinen Monument beurkundet, welches dicht an der Strasse steht. Es ist eine Säule von gefälliger Form, die auf ihren vier Seiten folgende, den Wanderer freundlich belehrende Inschriften trägt:

Unter dieser Säule befindet sich das Fundament der grossen Mauer, welche von Pförring an der Donau bis zum Neckar ununterbrochen fortlief und einst die Gränze zwi-

schen dem römischen Reiche und dem Lande der Germanen bezeichnete.

An der Nordseite:

Vallatum Hadriani
et postea
Vallum Probi
circa annum 279. *p. C. a Romanis*
exstructum.

An der Südseite:

Die Pfahlhecke, der Pfahlrain
später die
Teufelsmauer.

Wir müssen es dankbar erkennen, darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, dass wir nicht leichtsinnig, ohne daran zu denken, einen historisch merkwürdigen Punkt überschreiten. Die Stadt Ellingen, in welche wir nun treten, war früher eine der Residenzen des Deutschmeisterthums und eines Land - Kammerthums der Ballei Franken und enthält einen prächtigen alten Pallast in französischem Geschmack. — Ueberall über den Thoren des Pallastes, wie über denen der Stadt zeigt sich noch das reiche, prunkvolle, in Sandstein oder Marmor gehauene Wappen des Deutschen Ordens, der in Franken allein achtzehn Comthureien besass. — Pallast und Garten tragen jedoch die Spuren des Unbewohntseins und des Verfalls. Inschriften scheinen in Ellingen beliebt und zugleich mit Glück angebracht. Was könnte, zum Beispiel, passender sein als die, welche sich im Vestibul des Rathhauses auf schwarzem Marmor mit goldnen Ziffern eingegraben befindet!

Haec Domus
extollit punit conservat amatque
Justitiam, crimen, Publica, Pacificos.

Ja, wäre dieses Haus, wenn es seinen Wahlspruch in seinem ganzen Umfange erfüllt, nur das Stadthaus der Welt, anstatt des kleinen Ellingen! Nur anderthalb Stunden von da thürmt sich

einmal wieder eine ehemalige Reichsstadt auf, Weissenburg, in deren Nähe die Altmühl fliesst und der Canal befindlich war, welchen einst Carl der Grosse aufwerfen liess, um die Rednitz mit jenem Flusse zu vereinigen und dadurch die Communication zwischen dem Rhein und der Donau zu erlangen. Weissenburg ist eine kleine wohlgebaute steinerne Stadt, die im dreissigjährigen Krieg und noch früher allerlei trübe Schicksale erfahren hat. — In ihrer Umgebung, nahe an der Landstrasse, liegt die Veste Wälzburg, ein unschöner, moderner, flacher Vestungsbau auf einem kahlen Berge. Indessen nimmt von hier an die Gegend einen eigenthümlichen Charakter an und verliert, wenn wir so sagen dürfen, geradehin das deutsche Gepräge. Die Ebene hat aufgehört, kühne Berge sind an ihre Stelle getreten und an deren Abhängen zeigen sich Hütten von durchaus südlicher Form, Dörfer, welche Aehnlichkeit haben mit spanischen oder portugiesischen. Bekanntlich giebt es, ausser in England, nirgends so wohnliche und schöne Bauernhäuser, als in Deutschland, aber die Wohnungen des Landmannes zwischen Weissenburg und Eichstädt haben eine vollkommen andere Gestalt, einen andern Zuschnitt. Alles bereitet auf den Anblick der Bischofsstadt vor, zu deren Thal ein schöner, wildromantischer Hohlweg zwischen Felsen und Laubwald hinabführt. Es ist ein Weg wie in den Appeninen, und die Stadt, die allmälig unten im Thale der Altmühl sichtbar wird, mit ihren Forts, mit den hohen an den Bergen hinlaufenden Mauern, mit ihren weissen flachen Dächern und italienischen Kirchthürmen, begünstigt in der That die Täuschung, dass man sich jenseit der Alpen befände.

Eichstädt,

die dritte und südlichste bischöfliche Residenz in Franken, ist noch jetzt der Sitz eines Bischofs und zugleich Fürstenthum der Herzoge von Leuchtenberg unter baierischer Oberhoheit. Es hat seinen Namen von den ungeheuren Eichen, welche vor Alters hier gestanden haben sollen, was uns indessen gleichgültig ist; mit einem Gefühl von Neugier und Fremdsein treten wir in die freundliche Stadt ein, deren äusserer Anblick so ausländisch erschien; das Innere entspricht diesem Eindrucke weniger, wenn

gleich der Katholicismus, den wir seit Würzburg vermissten, hier wieder zurückgekehrt ist und zwar in einer Form, die an Italien und Rom erinnert. Das kolossale Standbild des heiligen Wilibald, Gründers des Bisthums, mitten auf dem Marktplatz, die langen schweigsamen Palläste in den Umgebungen des Domes — kleine Vatikane — die prächtige Säule, eine Art von Borromäischer, vor der herzoglichen Residenz, Mauern, die sich weit hinstrecken und hinter denen es still und klösterlich athmet — ein Jesuitercollegium, ein italischer Himmel — aber nur so weit er in die Thalschlucht von Eichstädt herabschaut — ringsum ist er wieder deutsch — Alles dies bringt den Eindruck hervor, den wir angedeutet haben. Der Dom mit seinen zwei Thürmen ist gross, aber ohne besondere Schönheit. Hier wollte man im Jahr 1745 die Gebeine des heiligen Wilibald wiedergefunden haben, zu deren Ehren der damalige Bischof einen neuen, kostbaren Hochaltar errichten liess. In der Kirche der heiligen Walpurgis floss von den Gebeinen dieser Heiligen jährlich zweimal ein kostbares Oel. Sehr sehenswerth in moderner Beziehung ist der Pallast, dessen einer Flügel an die Kathedralkirche stösst und der früher die Residenz der Fürstbischöfe war — der jetzige Herr Bischof bewohnt einen anderen. — Hierher haben sich die Erinnerungen eines grossen kaiserlichen Daseins der neuesten Zeit geflüchtet und in diesen Räumen verbebt der letzte persönliche Nachhall von Existenzen, die einst so schön und so gewaltig waren. In der That, es kann kaum etwas von grösserem Interesse geben, als den gegenwärtig herzoglich Leuchtenbergischen Pallast zu durchwandern; da blicken von allen Wänden Gemälde, weltbekannte Stirnen, schöne, ruhm- und liebeglühende historische Augen uns an. Wir kennen die Deinigen wohl — ausgelassner Sohn der Zeit und der Kirche, der die Schuld trägt, dass Windsheim keine Reichsstadt, Eichstädt kein Bisthum mehr und Baiern ein Königreich ist, der den heiligen Vater in seinem Vatikan zu Rom incommodirte und ihn zu einer Reise nach Paris beredete, der auf den Wällen der Veste von Kronach wandelte und nebenher das heilige römische Reich auflöste — wir kennen Dich wohl, Du Arger! — Du hast Deine Physiognomie in alle Seelen geprägt. — Wie? und Dein Auge könnte auch zärtlich blicken? Es scheint beinahe so auf diesem bräun-

lichen Bilde. Und dies ist nicht etwa das einzige vom Kaiser im Schlosse, es sind deren mehrere da in allen Grössen und aus allen Perioden seines Lebens; kleine Portraits, wie sie Gatten- und Familienliebe sammelt, bis zu den Oelgemälden der Thronsäle oder dem Kupferstiche der Allgemeinheit. Und jene schöne ausdrucksvolle Frau mit kurzer Taille und zärtlich besorgtem Blick — wer sollte sie verkennen, die einst so glückliche und so unglückliche Josephine? Der dunkle, schöne Jüngling dort ist Eugen Beauharnois und das reizende, rosengeschmückte Mädchen seine Schwester Hortensia. Aber auch in späterer Zeit finden wir sie wieder. Eugen als Vicekönig von Italien, als Herzog von Leuchtenberg — als Schwager eines Königs, der dieser Verschwägerung die Krone verdankte — als Gatten, als Vater. Wer sind die holden Kinder in jenem Cabinet? Es sind Eugens Kinder. Dieser muthwillige Knabe schläft jetzt in Portugals Königsgruft, und dieses engelschöne Mägdlein, das nach einem Schmetterling hascht, hat die Krone von Brasilien getragen. — In einem kleinen Schauspielsaal ist noch das Theater aufgeschlagen, auf welchem diese Kinder an Festtagen zuweilen spielten — noch ohne Ahnung der Rollen, welche die tragische Schicksalsgöttin ihres Hauses auf der Weltbühne für sie aufbewahrt haben würde. Auch die Bildnisse von Napoleons Brüdern und verschiedener seiner ausgezeichnetsten Feldherrn fehlen im Schlosse von Eichstädt nicht — es ist ein Album der Kaiserherrschaft, das mit stiller, aber gewaltiger Stimme von der Vergänglichkeit des Irdischen spricht, dem das Edelste wie das Gemeinste, das Höchste wie das Niedrigste unterworfen ist. Wer könnte es ohne Wehmuth durchblättern? Uns ist es nicht gegeben, denn unser Herz hängt mit heimlicher Liebe an diesen erhabenen Gestalten, die unsere Zeitgenossen waren, und an ihrem ewigen Ruhm. — Die Blüthe auf den Wangen dieser Frauen ist das Morgenroth des Jahrhunderts, und das Schicksal der Welt liegt wie ein neugebornes Kind unter ihren liebenden Brüsten. Aber dieses Kind, das sie eine Zeitlang nährten, wurde ihnen selber tödtlich. Die meisten dieser Herzen schlagen nicht mehr, fast alle diese Wangen sind erbleicht, und alle diese Rosen gebrochen. Eine grosse meisterhafte Ansicht der schwedischen Hauptstadt schmückt eines der Gemächer; es lässt sich begreifen, wie sie dahin kam.

Das Bild noch mancher Hauptstadt dürfte unter ähnlicher Beziehung im Schlosse von Eichstädt zu treffen sein, denn es giebt fast keinen Himmelsstrich mehr, wo dieses erhabene Haus nicht Throne besass.

Der Dom ist nahe am Pallast. Nehmen wir an, dass es acht Uhr Abends sei, wo wir seine Hallen betreten; schon senkt sich die Dunkelheit der Nacht über die weiten Räume und hüllt Pfeiler und Gewölbe allmälig in ihre Schatten. Aber eine gläubige Menge erfüllt ihn und Kerzen fangen an auf einzelnen Ampeln und vor den Altären zu brennen. — Gebückte, verhüllte Gestalten, unter Vortragung eines Crucifixes paarweise neben einander gehend, bewegen sich durch einen Kreuzgang heran; sie begrüssen den Boden der Kathedrale durch einen Kniefall und nehmen den ihnen bestimmten Platz in derselben knieend ein; es sind die Brüder Kapuziner aus ihrem Kloster, oder die Schwestern Benedictinerinnen, die gleichfalls ein Haus hier haben. Nun tritt ein schöner, etwa vierunddreissigjähriger Mann, von schlankem noch jugendlichen Wuchse, bekleidet mit der bischöflichen Stola, aus der Sakristei in die Kirche. Ihm folgen Priester und Chorknaben. Es ist der gegenwärtige Herr Bischof, der Sprössling eines gräflichen Geschlechtes, der dreizehn Jahre in Rom unter den Augen des heiligen Collegiums und am Hofe des Papstes lebte, dessen Freund er ist. Er hält zu Ehren eines von seinem hohen Freunde der Christenheit ertheilten Sünden-Ablasses dreissig Tage lang eine Abendandacht in seiner Kirche. Die Litanei beginnt, während der Bischof vor dem Hauptaltar in der Mitte des Chores kniet und in dieser Stellung verharrt, bis jene geendigt ist. Er erhebt sich sodann und schreitet nach der Kanzel, deren Brüstung mit Wachskerzen erleuchtet ist. Von hier herab redet er mit feiner, fast kränklich lautender Stimme zu dem Volke, und wir, die wir gewohnt sind, unsere Prediger oder Candidaten meist aus dem unteren Mittelstande hervorgehen zu sehen, hören hier zum ersten Male einen jungen Grafen predigen. Ueber Gehalt und Werth seiner Predigt wollen wir nicht urtheilen, da sie an einem Orte gehalten wird, wo auf Glauben und Gemüth, nicht auf den Geist gewirkt werden soll. —

War es ein Schatten früherer Jahrhunderte, der hier unsre Seele berührte — ein düsterer, grandioser und doch so schaurig

süsser Athemzug der Vergangenheit, so weht es uns dagegen recht lebensfrisch und sonnenhell an, wenn wir des andern Tages das schöne Naturaliencabinet im Hofgarten besuchen. In langen lichtvollen Sälen sind hier die wunderbaren Naturerzeugnisse eines Landes aufgestellt, das sehr weit vom Fürstenthum Eichstädt entfernt, sehr viel grösser, sehr viel anders ist als dieses Fürstenthum, und doch in eine Art von Beziehung zu demselben kam. Amalie von Leuchtenberg, Eugen's Tochter, die im hiesigen Pallaste erwuchs, ward die Braut des Kaisers von Brasilien. Ihr Bruder August, später *Dom Augusto*, derselbe, der als Gemahl einer Königin in *San Vicente da Fora* zu Lissabon schlummert, begleitete die Schwester nach ihrer neuen Heimath, und was er daselbst mit Hülfe mehrerer in seinem Gefolge befindlicher Naturforscher während seines Aufenthaltes sammelte, bildet jetzt, systematisch geordnet, das ausserordentlich reiche und herrliche Cabinet von Eichstädt. Diese Vögel mit ihren Paradiesfedern, diese gewaltigen farbenglühenden Schmetterlinge, diese Kolibri's — die Blumen und die Diamanten der Luft — scheinen sich erst so eben noch in tropischem Aether gewiegt zu haben. Unendlich in ihrer Anzahl sind die vortrefflich erhaltenen Exemplare aus allen Classen der Thierwelt, von der höchsten bis zur letzten. Sogar ein paar menschliche Gestalten, Nachbildungen von Eingebornen, mit ihrem reichen Federschmuck, ihrer Bewaffnung und ihren Canots, sind zu schauen. In der That ist der rege Sinn eines fürstlichen Jünglings für Wissenschaft, unter dessen Mitwirkung oder Schutz diese in ihrer Art einzige Sammlung zu Stande kam, anzuerkennen. Ein hübscher Garten umgiebt das Gebäude, worin sie aufgestellt ist, und letzterem gegenüber erblicken wir einen andern Garten hinter hohen Mauern, das Dach einer Kirche mit ihrem Thürmlein und eine Art von Pfortenhalle, in welcher das Seil eines Glockenzuges herabhängt, dessen Griff ein Crucifix bildet. Sollte hier auch ein Tempel des Wissens, der Forschung, der Belehrung sein? Wir entscheiden solches nicht; es ist das Kapuzinerkloster, und die guten Mönche da drinnen stehen in dem Rufe der Frömmigkeit, der Mildthätigkeit und des Wohlwollens. Welch ein Ruf aber kann schöner sein? —

Die hohe Burg Wilibaldi, des ersten Bischofs von Eichstädt,

der ein Britte und naher Verwandter des heiligen Bonifacius war, mit ihren weitläuftigen Mauern, Thürmen und Zinnen, die selbst einer Stadt gleichen, lockt den Fremdling unwiderstehlich auf ihre Höhe. Diese Höhe ist bedeutend, aber ein sehr gebahnter Weg führt hinauf und solcher wird von muntern Soldaten belebt, denn die alte heilige Burg dient jetzt, halb verfallen, zur Kaserne. Ihrer Höfe und Hallen sind viele, und Schwindel erregend ist der Blick aus den Fenstern ihrer morschen Gemächer auf das Thal hinab, welches sich um den Fuss ihres steilen Felsberges schlängelt. Der Ort, wo die Wilibaldsburg steht, ist der jähe Absturz eines Gebirgsrückens, welcher lange die südliche Begränzung des Altmühlthales bildete. Auf dieser Seite überragt er die Stadt und, wo die Biegung des Thalgrundes beginnt, zwei stattliche Abteien, das Nonnenkloster Mariastein und ein wenig weiter aufwärts Rebdorf, eine ehemalige Prälatur der regulirten Chorherrn St. Augustins, welche mit zwei Thürmen geziert und von prächtiger Bauart ist. — Wenden wir von dem Gipfel des Berges unsere Blicke südwärts in die Ferne, so überschreiten sie bereits die Gränze unserer Darstellung, Franken, und schweifen in die Ebene hinüber, durch welche die Donau strömt. Wir nehmen daher Abschied von diesem Gränzpunkte des alten fränkischen Kreises und suchen eine andere Gegend desselben auf.

Dritte Reise.

Das Saalthal und Rhöngebirge.

Mehrere Städtenamen erschienen vor Jovis Throne im hitzigen Streite. Jeder machte Anspruch auf den Vorzug in Rücksicht der Anmuth und Wahrheit seines Klanges und seiner Gefälligkeit für das menschliche Ohr. Der Göttervater sollte entscheiden. Mir gieb die Krone! schrie Ochsenfurt. Nein, mir gebührt sie! rief Schweinfurt; mir! mir! mir! riefen verschiedene feinere Stimmen, unter denen auch die von Kitzingen zu erkennen war. Immer heftiger wurde der Streit, man brummte, grunzte, stiess mit den Hörnern und wühlte mit blanken Hauern in der olympischen Erde, den Sieg zu erkämpfen. Jupiter war in der That verlegen, was er unter diesen Umständen anfangen sollte. Da liess sich in der Ferne ein sanfter Ton vernehmen, wie der eines Lammes, welches so eben im Begriff ist, schuldlos in das reifere Alter zu treten, und der Gott war aus seiner Verlegenheit gerettet. Haltet ein! sprach er zu den kämpfenden Parteien, ein Dritter besiegt Euch. Seht, da kommt er, Wolle duftend. Und Hammelburg nahte. Besiegt floh die Lieblingin des königlichen Schafhirten, ihr nach Schweinfurt; Ochsenfurt hielt sich am längsten, aber endlich musste es dennoch dem Stärkeren weichen.

Diese Anekdote aus der Chronik des Himmels macht eben keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit, aber sie leitet unsern Blick auf eine kleine süsse Stadt, welche nicht allzufern von der Mündung der fränkischen Saale ihr harmloses Dasein behauptet. — Es würde sehr unrecht von den Geschichtsschreibern sein, wenn sie erzählen wollten, dass Hammelburg jemals blutige Kriege geführt oder mit der Schärfe des Schwertes Eroberungen gemacht, dass es sich je wider seine Landesherrn aufgelehnt habe, selbst wenn diese — wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt — es schoren, und was dergleichen Dinge mehr sind, die hier offenbar Verläumdungen wären. Streng genommen, gehörte Hammel-

burg nicht zum alten fränkischen Kreise, sondern es machte Theil des oberrheinischen und war Besitzthum der Bischöfe von Fulda, die auch ein schönes Sommerschloss hier hatten, wo sie sich dann von Zeit zu Zeit niederliessen wie in der Wolle und sich ihres bischöflichen Daseins erfreuten. — Jetzt aber gehört Hammelburg, so wie das ganze Saalthal, zum Königreich Baiern und nach der neuesten Eintheilung desselben zu Mittelfranken. Wäre dies aber auch nicht, wir hätten bei unserm Eintritt in das Saalthal die liebe Stadt schon wegen des Klanges ihres Namens und wegen ihrer entzückenden Lage für uns erobert. Ohne Scherz oder Uebertreibung, es ist der schönste Punkt des schönen Thales, auf welchem Hammelburg gelagert ist. Mit hohen Mauern, viel ausgezackt und gethürmt, erhebt es sich in der Mitte anmuthiger und reizvoller Umgebungen, deren malerische Natur es nicht im mindesten stört. Eine steinerne Brücke führt dicht vor dem westlichen Thor über den Fluss, und die Aussicht von dieser Brücke ist in der That romantisch und prächtig. Von allen Seiten steigen schön geformte Berge, mit Reben und Waldungen bedeckt, zum üppigen Wiesenthal herab und tragen auf ihren Stirnen Schlösser oder Ruinen. Dicht vor uns, eine Viertelstunde vor der Stadt, erblicken wir das Schloss Saaleck auf der Höhe eines solchen Berges, und an dessen Fuss die Kirche und langgestreckten Mauern eines Franziskanerklosters, das noch besteht und von dessen Gärten Stationen bis zu der Burg emporführen. Die letzte dieser Stationen, die aus weissem Stein geformt sind und aus dem traulichen Grün des Weinlaubes anmuthig hervorschimmern, bildet ein Golgatha mit kolossalen Crucifixen, welche letzteren mit den Massen der alterthümlichen Burg, an deren Pforten sie errichtet sind, wohl harmoniren und den malerischen Effect derselben vollenden. Der Wein, der hier wächst, ist berühmt. Ueberhaupt fehlt es Hammelburg nicht an Gründen zum Ruhm; es ist wohlgebaut, hat ein Landgericht, eine Irrenanstalt, ein Spital, 2450 Einwohner und, was mehr als das Alles ist, seine Reisen, womit ihm der unsterbliche Ritter von Lang selbst etwas von seiner Unsterblichkeit abgab. Ganz in der Nähe liegen Fuchsstadt und Ochsenthal.

Ein sehr anmuthiger Weg führt von Hammelburg, den Fluss aufwärts, immer zwischen Weinbergen hin, welche das wunder-

schöne Saalthal bekränzen, nach dem Dorf Trimberg. Die Ruine einer alten Burg erhebt sich hoch über demselben und eine Kirche liegt auf halbem Wege aufwärts vom Dorf zur Burg. Diese letztere ist so schön, so malerisch gebrochen und gewährt eine so herrliche Umsicht nach allen Seiten, dass sie die Lieblingsausflucht der Gäste des nahen Kurortes zu sein pflegt. Hier, wo sonst hinter unersteiglichen Mauern, aufgezogenen Brücken, Thürmen und Thoren und unter eisernen Harnischen der einsame Ritter hauste, wandeln und streifen jetzt unzählbare fremde Füsse in leichten Schuhen; seidene Sonnenschirme flüstern ziersam von den Ufern der Spree und der Düna, und die Sprache des Vaterlandes ertönt in allen ihren Mundarten. — Eine Gesellschaft Kissinger Badegäste lagert in den Ruinen. Hinter dem Marktflecken Euerndorf beginnt ein Waldpfad über die Berge zu steigen, der den Weg kürzt und zwischen anmuthigen Schatten dahin führt. Der Wald öffnet sich und das Thal liegt wieder vor uns, angefüllt mit einer Häusermasse, die uns bei'm ersten Blick unsicher macht, ob wir eine grosse Stadt oder ein prächtiges Dorf erblicken. Der in neuerer Zeit so berühmt gewordene Kurort

Kissingen

ist es, welcher sich zeigt. Wer kennte Kissingen nicht? Es war noch vor nicht zwei Decennien ein wenig bedeutendes Städtchen, welches trauernd über die Undankbarkeit der Welt sein herrliches Wasser selbst trank und dessen nächste Wirkungen allein an sich erprobte — jetzt helfen ihm in dieser Probe tausend Fremdlinge, die sich von nah und fern herbeidrängen und schweres Geld dafür zahlen. Ach, es ist so süss, Ragozi zu trinken und dessen heilsame, liebliche Gewalt in sich zu empfinden! Was thut, was treibt man nicht Alles in Kissingen! Man nimmt ein und giebt aus, man badet in Wasser und Gas und vollbringt alle die Arbeiten, die in dem Strafarbeitshause des Luxus und des Wohllebens, in einem Bade einmal vorgeschriebenes Gesetz sind. Man langweilt sich mit Anstand und kostbar, man spielt und verliert lächelnd sein Geld, lächelnd bezahlt man der Natur lang vorenthaltene Schulden und zwingt selbst verhärtete Harpaxe von Bäuchen freigebig bis zur Verschwendung zu sein. Wie weich und

mild dem Kurländer, dem Russen, dem Polen die süddeutsche Luft erscheint, die er athmet, wie gern der Berliner dort, der an unverdauten Dingen leidet, diese nach einiger Pein der Nymphe des Ragozi zum wohlgefälligen Opfer bringt! Es ist doch etwas Reizendes um ein Bad, wie Kissingen. Der Kurplatz wimmelt von reichen und eleganten Leuten, die keine Sorge zu haben scheinen, als die, wie sie die Fähigkeit zum Genuss ihres bevorzugten Daseins herstellen mögen oder erhalten; ein Anschein von Glück, der indessen nicht selten täuscht; Fürsten, Herzöge, königliche Prinzen und Damen sind unter der Menge; reiche Equipagen — vor einem halben Jahrhundert hier ungekannte, ungeträumte Formen — rollen durch die neuen, fensterglänzenden Häusserreihen des Städtchens, Alles athmet Luxus, Pracht, grossartiges Leben. Ein neues Kurhaus mit einem herrlichen Saale dient zur besondern Zierde Kissingens. Die Umgebungen des Ortes sind freundlich, wenn auch durchaus ohne jenen Charakter fast erhabner Schönheit, wie die von Hammelburg oder Trimberg. An einer Burgruine fehlt es zwar hier auch nicht, aber die Trümmer der sogenannten Bottenlaube, welche eine Viertelstunde westlich vom Badeort auf einem mässigen Berge gelegen sind, entbehren der malerischen Formen von Saaleck oder Trimberg. Diese Burg, vor Zeiten dem Geschlecht derer von Steinau, genannt Steinrück, zugehörig, war einst der Schauplatz tiefer, tiefer Trauer. Noch ein Mal — doch es geschieht zum letzten Mal — müssen wir den Leser an den Klosterhof von Marieburghausen erinnern. Gyso von Steinau's Heimath war hier. Auf dieser Burg waltete seine Mutter, eine ehrsame Wittib mit zwei Töchtern, fromm, wohlthätig und geliebt im ganzen Lande. Als es unruhig ward in der Gegend, Mord und Plünderung immer näher rückten und bald da bald dort die Brandfackel eines Rittersitzes leuchtete, da zagte die Wittib wohl und sehnte sich nach dem Sohne, der seit einem Jahr am fernen Markgrafenhofe war, aber sie wagte nicht, ihn zu beschicken, um ihn keiner Gefahr auszusetzen. Denn Gyso, der schöne, blonde, muthwillige Sohn war der Liebling ihrer Seele. Und die Burgfrau hatte einen wackern Voigt und ergebene Mannen und gute Mauern und Thore. Aber eines Abends zog es die Glocke an der äusseren Pforte, und eine verhüllte Klosterfrau begehrte Einlass. Er ward

ihr gewährt. Man führte sie auf ihr Verlangen zur Herrin der Burg, die sie in ihrem Klosett, umgeben von ihren Fräuleins, empfing. Und als die Nonne in ihren Schleiern und schwarzen Gewändern vor ihnen stand, als sie ein ernstes, bleiches, Unheil verkündendes Antlitz enthüllte, überlief Alle ein leises Grauen. Seid Ihr die Burgfrau von Steinau? fragte die Nonne, und nachdem sie hierauf bejahende Antwort erhalten, richtete sie die Blicke gen Himmel. So bittet, fuhr sie mit tiefer Stimme fort, so bittet die heilige Jungfrau um Stärke für Euer Mutterherz, das ich im Begriff bin zu brechen. Euer Sohn.....

Die Fräuleins schrieen auf — die Burgfrau entsetzte sich, sie wollte aufstehen von ihrem Stuhl, sank aber zitternd in denselben zurück. Da neigte sich die Nonne vor ihr, umfasste ihr Knie und rief, wie im heftigsten Schmerze: Er ist todt, er ist todt! Vor meinen Augen haben sie ihn erschlagen. In meinen Armen ist er verblutet. Ich bringe Euch ein Tüchlein mit seinem Blute gefärbt und eine Locke von seinem Haar. Sie griff in ihren Busen und holte beides hervor. Es war ein feines, weisses Tüchlein mit grossen purpurnen Flecken und eine starke, vollgerundete jugendliche Locke. Die Nonne kam aus Marieburghausen und hatte nicht gelogen. Lange hielt sich die Burgfrau standhaft und hörte mit an, was Jene berichtete, aber als sie nun Alles wusste, sank sie ohnmächtig in die Arme der Clarisserin. — Der Jammer der Fräuleins war nicht minder gross. Ein Glück, dass Gyso's Vatersbruder noch lebte und Nachkommen zeugte, sonst wäre der edle Name seines Geschlechtes erloschen gewesen.

Wir haben die Absicht, den höchsten Punkt des nahen Rhöngebirges, den Kreuzberg zu besteigen, welcher Frankens nordwestliche Gränze bildet, und schlagen daher von Kissingen aus diese Richtung ein. Lange Zeit begleitet uns, neben der Strasse sich hinziehend, eine Saline, deren inneres Triebwerk in voller Thätigkeit ist; elegante Kutschen rollen auf diesem Wege, denn das nahe Aschach und Bocklett sind Vergnügungsplätze und Ausflüge-Orte für die schöne Welt des Bades. Aschach zeigt die steingraue Stirn eines alterthümlichen, wohlerhaltenen Schlosses mit bekannten Wappenschildern; es war eines der Schlösser von Fürstin Adelgundens Gemahl und theilt jetzt Ein Schicksal mit Maiuberg, indem es Eigenthum des Herrn Sattler geworden

ist und dieser daselbst eine Fabrik angelegt hat, eine Porzellanfabrik, wenn wir nicht irren. Bocklett, eine Stunde von Kissingen, auch ein Bad, vermuthlich eine Tochter des letzteren, bleibt mit seinen freundlichen Gebäuden rechts im Wiesengrund liegen, und wir beginnen alsbald, wenn auch anfangs nur wenig bemerkbar, zu steigen. Das lustige Leben der reichen, quellengesegneten Thäler, der Bäder mit ihrer Herrlichkeit, weicht zurück und die öde Stille nur wenig betretener Pfade, das Waldgebirge, empfängt uns in seinen Vorhallen. Dieser Wechsel ist um so auffallender, als in der That die Rhön mehr Abgeschiedenes, Ernstes, Stilles und Schweigendes zu haben scheint, als andere Gebirge von ähnlicher Lage und Beschaffenheit. Wie lustig und lieblich dagegen ist der Thüringer Wald, mit seinen Kunststrassen, seinen herrlichen, Bäche-durchströmten Wiesen, seinen zahlreichen Städten, Dörfern, Hammern und Mühlen, deren gewerbfleissiges Geräusch durch die Thäler ertönt! Es erscheinen zwar auch hier und da Dörfer in den Vorbergen des südlichen Rhön-Abfalls, doch sehr einzeln, und sie haben wenig Freundliches und Belebtes in ihrer Umgebung. Oft liegen grosse Moorstrecken dazwischen, die keine oder nur kümmerliche Vegetation tragen. Immer mehr tritt der Gebirgscharakter hervor, immer merkbarer wird das Emporsteigen, und nachdem wir die Dörfer Premich und Waldberg, deren Aermlichkeit uns durch nichts fesseln kann, hinter uns haben, beginnt die eigentliche hohe Rhön, oder derjenige Theil des Gebirges, wo dessen höchste Erhebung und schärfster Abfall sich findet und der seine südliche Hälfte ausmacht. Noch eine weithingestreckte schiefe Haidefläche ist quer zu durchschneiden, bevor wir an den Eingang des Waldes gelangen, der den Fuss des hohen Kreuzberges umgürtet; in der Mitte jener aufsteigenden Fläche steht einsam und düster ein Crucifix und nicht weit davon ein Opferstock, der bei dem Landvolk in grossem Rufe steht und selten nicht mit frommen Gaben gefüllt ist. Mit dem Beginn des Waldes hebt ein steiler, ungemein ermüdender Weg an, der sich in verschiedenen Windungen mehr als eine gute Stunde aufwärts zieht und auf den Gipfel des Gebirges führt. Noch bevor dieser ganz erstiegen ist, winken dem ermüdeten Wanderer Gebäude, Kirchenfenster, Mauern, Dächer, und der überdeckte Zugang einer Pforte zeigt sich mit dem Schellenzug, des-

sen Griff ein roh aus Holz geschnittenes Crucifix ist. Wir befinden uns vor dem Eingang des Franziskanerklosters, das auf dieser unwirthlichen Höhe liegt. Es trägt überall die Spuren des rauhen Wetters, dem seine Mauern trotzen müssen; nicht von glattgehauenen Quadern erheben sich diese, sondern von scharfem schieferhaltigen Gestein. Indessen ist es von ziemlichem Umfang,

das Kloster auf dem Kreuzberg,

wovon wir hier eine Ansicht geben. Etwa zehn bis zwölf Mönche unter einem Pater Guardian bewohnen es und sind heiter, freundlich, gastfrei und gefällig, wie alle Bewohner hoher Gebirge. Selten, dass ein Tag im Sommer vergeht, wo nicht Wanderer an ihrer Pforte läuten, entweder fernher kommende Fussreisende oder die Zöglinge der Seminarien oder Gymnasien aus den katholischen Städten der Nachbarschaft; Allen wird geöffnet, der Pförtner geleitet die Ankommenden durch lange Kreuzgänge zum Refectorium, wo ihnen Brod und Wein zur Erfrischung gereicht wird. Freilich ist dieser Wein keiner von dem, welcher an der Leiste oder am Fuss von Saaleck gereift ist, aber er mundet dennoch vortrefflich dem, der den Kreuzberg so eben erstiegen hat. Auch ein sehr gutes Bier brauen die Mönche und zwar von solcher Güte, dass sie, wie sie sich rühmen, jährlich eine Quantität davon nach München in den Hofkeller liefern müssen; wir, unsern Theils, haben aber weder diese Manna gekostet, noch ihre Ablieferung für die königliche Tafel gesehen. Das Refectorium oder der Speisesaal der Mönche ist hell, freundlich und sogar mit einer Art von klösterlicher Eleganz ausgestattet, welche der Orden nicht ausschliesst, wie der der Kapuziner, obgleich sie beide Bettelorden sind. — In einem der Fenster des Refectoriums befindet sich eine in den Stein gehauene Vertiefung, ein kleines Bassin, immer voll des schönsten, frischesten Gebirgswassers, hell wie Krystall; es ist der Erguss eines Quells, der etwas höher liegt als das Kloster und welchen die Mönche, ihrer Bequemlichkeit halber, hierher zu leiten wussten. Trink- und andere Gefässe stehen immerwährend um den Rand dieses Bassins. Das Innere der Kirche — wer sollte es auf dieser Höhe vermuthen? ist bunt, goldleuchtend und prächtig. Freilich ist sie das Ziel von

Wallfahrten, wie Vierzehnheiligen, Banz und Dettelbach. An der nördlichen Wand der Kirche, aussen in der Mauer befinden sich mehrere steinerne Köpfe mit einer Inschrift, welche den Wanderer belehrt, dass diese Köpfe Andenken schwedischer Gottlosigkeit seien, indem ein Haufe dieses Volks (während des dreissigjährigen Krieges) bis auf diese Höhe gedrungen und verschiedne der heiligen Bilder auf den Stationen vom Kloster bis nach dem Kreuz, auf dem Gipfel des Berges, geköpft habe. Das war nun freilich sehr übel, denn es giebt nicht leicht ein unangenehmeres Ereigniss für Personen und Heiligenbilder, als das, geköpft zu werden. Unser Bild zeigt das Kloster von seiner Nordseite und den Weg der Stationen, wovon wir zwei erblicken, die eine dicht an der Klostermauer, die andere, uns näher stehend, jedoch mit der Hinterwand uns zugekehrt; sie hat die Form einer kleinen Kapelle mit gerundetem Dach und ihr Inneres birgt in lebensgrossen buntgemalten Figuren, wobei vorzüglich der Hahn in vollem naturgemässem Farbenschmelz prangt, die Verläugnung Petri. Das Haus der Station gegenüber ist ein Wirthshaus, bestimmt für alle die, welche die Gastlichkeit des Klosters nicht in Anspruch nehmen mögen. Ein terminirender Mönch, ausgerüstet zu seiner Bettelwanderung in das Gebirge mit Sack und Körben für die frommen Gaben der Gläubigen, hat, bevor er aus dem Gebiet des Klosters kommt, erst noch eine fromme Handlung zu verrichten. In der Heerde, die dort weidet, kränkelt ein Schaf und der Hirt bringt das Thier zu den Füssen des Mönchs, damit sein Segen es heile. Vielleicht lächelt Mancher darüber, aber es liegt doch etwas Schönes darin. Indessen folgen wir dem Weg der Stationen und gelangen so zur letzten, dem Golgatha (der Kreuzigung), und von hier aus auf den Gipfel des Kreuzbergs und des ganzen Gebirges. Ein achtzig Fuss hohes Kreuz, das aber der Blitz gespalten hat, erhebt sich auf diesem Gipfel neben einem kleinen steinernen Hause, in welchem, wie man sagt, mathematische Instrumente verwahrt werden. Das Panorama, das sich hier dem Auge bietet, ist weit, gross und prächtig. Es umfasst das ganze nördliche Franken bis zu dem Fichtelgebirge, welches bei hellem Wetter dem Blick erreichbar ist. Auf der andern Seite, nach Westen, soll er unter gleicher Begünstigung bis zum Taunus tragen. Südlich schliessen die Berge von Würzburg und der Stei-

gerwald die Aussicht, nördlich die Kette des Thüringer Waldes und die Fulda'ischen Höhen. Wir sehen die Gleichberge bei Römhild, die Veste Coburg und noch manchen uns schon bekannten Punkt. Ueber das Nächste, worauf unser Auge weilt, über das Gebirge selbst, auf dessen erhabenstem Punkte wir uns 2835 Fuss hoch über dem Fluss-Niveau der Saale befinden, gebe Nachstehendes einige nähere Erläuterung:

Die Rhön, deren Namensursprung wir nicht weiter nachforschen wollen, streckt sich vom Kreuzberg aus in zwei Armen einerseits hinauf in das Fulda'ische, andererseits verliert sie sich bei Zell in dem Eisenachischen. Ihre Länge beträgt beiläufig 6 deutsche Meilen, ihre Breite an manchen Orten eine ganze oder halbe Meile und ihre Höhe erreicht die vorhin angedeutete des Kreuzberges. Im Osten ist Basalt, im Norden und Westen bunter Sandstein vorherrschendes Gestein dieses Gebirges. Rings um seine beträchtliche Kette sind noch heut die Spuren ausgeloschner Vulkane zu erkennen. Die kegelförmige, fast isolirte Gestalt mancher Berge, verfallne Schlünde, die an manchen Orten aufrecht stehenden, grossen, schwarzen und eisenfesten Steine, die Menge der vielen kleineren Basalten, die graue, lava-artige Erde, die sich vorfindenden Steinkohlen und noch manche andere nicht zu verwerfende Anzeichen lassen mit Bestimmtheit auf die einstige Existenz von Vulkanen in der Umgebung der Rhön schliessen.

Das ganze Gebirge streckte wahrscheinlich vor Zeiten ein kahles, steiniges Haupt empor, noch bedeckt es eine schwarzbraune Erde, und eine grüne Hülle von Moos, erzeugt von der Feuchtigkeit der Wolken, die es fast immer umgeben, überzieht grösstentheils diesen Boden. Das Wasser, da es nicht im Stande ist, durch das Innere der Berge zu dringen, sieht sich genöthigt, nach der Abneigung derselben zu fliessen und sich hier, wenn es keinen weiteren Ausfluss findet, zu stämmen. Daher kommt es, dass auf der Rhön, selbst auf ihrer grössten Höhe, Moore und viele sauere und wasserreiche Wiesen, selbst beträchtliche Sümpfe angetroffen werden, die man ohne Gefahr, zu versinken, nicht betreten darf. Der Volksglaube lässt in den beiden beträchtlichsten dieser Sümpfe, dem sogenannten rothen und schwarzen Moor, Städte untergegangen sein, deren Glocken ein begünstigtes Ohr noch zuweilen läuten hört. Der Winter ist lang und rauh auf

der Rhön und die Armuth ihrer Bewohner gross. Auch in ihren Städten, die noch nicht versunken sind — ausser in dem Moor des Vergessenseins und der Unberühmtheit — wie zu Frankenheim, Bischofsheim u. a., herrscht nur wenig überfliessende Opulenz und fast keine Spur von orientalischem Luxus.

Ein in neuester Zeit in schnurgerader Linie durch den Wald gehauener Weg führt bei fortwährendem Niedersteigen bequem und angenehm auf der Ostseite des Kreuzberges wieder hinab in die nächsten Thäler. Burg Wallbach, etwa zwei Stunden vom Kloster entfernt, ist das erste Dorf, welches wir auf dem Wege nach Neustadt antreffen, wohin wir gedenken und dessen ehrwürdige Kaiserburg wir bereits vom Gipfel des Gebirges aus entdeckten. Das Dorf Wallbach hat schon wieder eine andere Physiognomie als die traurigen Dörfer der hohen Rhön und verkündet die Nachbarschaft des gesegneten Saalthales, in welchem die Dörfer kleinen Städten gleichen und die Städte — wie Hammelburg glänzen. Schöne Wiesen führen von Wallbach aus in das Thal der Brennt, eines Flüsschens, welches mit raschem Lauf in die Saale strömt. Lange schon winken die spitzen Thürme von Neustadt, und die Ruinen der Salzburg, vom Gipfel des Gebirges aus fast in der Tiefe verschwindend, erheben sich immer gewaltiger in die Luft und scheinen, ihrem Umfange nach, bedeutend mehr Raum auf ihrem Bergrücken einzunehmen als die Stadt, die im Thale liegt. Ueberhaupt verschwindet die Merkwürdigkeit der letzteren gänzlich vor der uralten historischen Burg. Neustadt ist ein sauber und massiv erbautes Städtchen mit doppelten Mauern eingefasst, dessen Geschichte mit der über ihm thronenden Salzburg ungefähr so analog ist, wie die eines Küchenbuben mit der eines Fürsten, an dessen Hofe er dient. Nur lebte der niedrig geborne Knabe länger als sein alternder Herr und ist noch jetzt ein recht thätiger Dienstmann, während jener längst zur Leiche geworden. Es liesse sich allenfalls anführen von Neustadt, dass es 1525 mit den rebellischen Bauern im Bündniss stand und dafür späterhin der Ehre genoss, von Bischof Konrad auf seinem Zuge besucht zu werden und sechs Köpfe seiner Bürger hinzugeben. Ein recht wohlgebahnter Pfad führt von der Stadt nach der Burg an dem Dorfe Neuhaus vorüber, worin ein schönes adliges Schloss in neuem Geschmack mit einem franzö-

sischen Garten befindlich ist, den wir im Vorbeigehen flüchtig durchwandern. Die Saal mit ihren geheimnissvollen heissen Quellen fliesst dicht am Garten hin, und gerade hier hat sie deren zwei, welche mit die stärksten in ihrem ganzen Laufe sind. Das Schloss mit seinen anmuthigen Umgebungen war früher Besitzthum der Familie von Jaxthausen, jetzt soll es einer Dame zugehören, die allerdings um solchen Besitz zu beneiden ist, aber noch beneidenswerther sein würde, wenn ihr Name zugleich ihr freies Eigenthum bezeichnete, denn sie heisst Freifrau von Messina. Man sieht, mit Feuer und Flammen will dieser Name verwandt sein, und sind es nicht des Aetna unterirdische Gluthen, die er hier beschützt, so ist es doch wenigstens etwas Aehnliches, was unter dem Bett der harmlosen Saal kocht. — Bei Neuhaus beginnt der Weg zur Burg

Salzburg

erst steil aufwärts zu führen und nicht ohne Mühe wird ihr äusseres Thor erreicht. Deutlich sind noch die Thürme, die es beschützten, und die Zugbrücke zu erkennen, welche dereinst den willkommnen Gast zum Eingange leitete. Gross, weitläuftig und prächtig sind die Ruinen, in deren inneren Raum wir getreten sind; in der That war der Charakter dieser Kaiserpfalz mehr der einer kleinen befestigten Stadt als der einer Burg. Der Umfang der Mauern und die Zahl der innerhalb derselben in Trümmern liegenden grossen Gebäude, Thürme und Palläste entspricht diesem vollkommen. Es zeigt sich sogleich dem forschenden Blick, dass nur mächtige Herrscher es vermochten, in so früher Zeit solche ausserordentliche Gebäude aufzuführen; die zierlichen Fensterbogen im reinsten altdeutschen Styl, Spitzthore, Wappen und Bildwerke blicken überall aus grauem Schutt oder dem lebendigen Grün von Gesträuchen und Gebüschen hervor. Unser Bild versinnlicht dies; es zeigt uns einen der innern Höfe des Schlosses mit dem Giebel eines Gebäudes, welches die Münz genannt wird, weil man annimmt, es sei hier unter den Carolingern und sächsischen Kaisern Geld geschlagen worden. Noch unlängst befanden sich Stier- und Hirschköpfe auf dem hier sichtbaren Gie-

bel dieses Pallastes. Nicht fern davon, unter einem Bogengewölbe, das man zur Hälfte sieht, ist ein tiefer, tiefer in Felsen gehauener Brunnen, und der viereckige Thurm in der Mitte des Blattes gilt für einen Ueberrest der Kirche, in welcher Bonifacius der Heidenbekehrer dem Christengott opferte und ihm Diener weihte. Der Altarstein, welcher ihm dabei diente, ward erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den Dom nach Würzburg versetzt.

Tief in den Schacht der Vergangenheit reicht die Geschichte der Salzburg hinab, und es würde dieselbe dunkel und unsicher sein, wären es nicht Namen von unsterblichem Glanze, deren Wiederschein sie erhellt. Der erste dieser Namen ist Carl Martell, dem die Erbauung der Saalburg oder später Salzburg ums Jahr 741 mit grosser Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird. Die Könige der Franken bereisten in jener frühen Zeit stets ihre Länder, um Gericht zu halten, Gesandtschaften zu empfangen, Gesetze zu geben und andere Verwaltungsgeschäfte ihrer weitläuftigen Reiche zu besorgen, wohl auch zum eignen Vergnügen, den Freuden der Jagd zu huldigen. Es wurden daher in den Gegenden, wo sich Gelegenheit für dies Alles bot, königliche Schlösser erbaut, *Palatia*, *Cures regiae*, und so entstand auch das *Castrum*, *Palatium Salz*, dessen Umgebungen alle Bedürfnisse und Freuden eines königlichen Hoflagers lieferten und das im Innern zugleich jede Forderung eines solchen nach damaliger Zeit befriedigte.

Von Carl Martell an nennt die Geschichte der Kaiser, die oft und lange hier verweilten, uns der wichtigen hier stattgefundenen Begebenheiten gar viele. Der Aufenthalt des heiligen Bonifacius auf dieser Pfalz, des Königs Pipin, Carls des Grossen, der am öftesten und am längsten sie bewohnte, der Kaiser Ludwig, Arnulph, Otto I., III., Heinrich, Philipp u. a., und endlich die Concilien und Reichstage, die hier gehalten, die Schenkungen, die hier bestätigt, die Urkunden, die von hier ausgestellt, die Gesetze, die hier für ganze Nationen gegeben, die Gesandtschaften fremder Völker, welche hier empfangen wurden. Alles dies umgiebt die ehrwürdige Burg mit dem reichsten Abendroth historischer Erinnerungen. Die unsichere, lügenhafte Sage verstummt

vor solcher Geschichte und verkriecht sich in anderes, unberühmtes Gemäuer, das den Schimmer ihrer phantastischen Erzählung verträgt und sich unter ihr verschönert. Bei der Salzburg braucht nichts ersonnen, nichts durch Dichtung hinzugefügt oder ergänzt zu werden, ihre Vergangenheit ist ein aufgeschlagenes Buch voll goldner Kaisercharaktere, erhaben über jeder Fiction.

Aber allerdings wohnen Geister in der alten Kaiserburg. Abends, wenn der Mond seinen bleichen Glanz über ihre Trümmer ausgiesst, da wird es lebendig im Bankettsaal, es summt und schwirrt und tönt und zittert wie silberner und goldner Klang durch die stillen Räume. Die italischen Sänger Carl's stimmen ihre Harfen, liebliche Klänge erheben sich leise und doch voll schwellender Harmonie, und an der schweren eichenen Tafel, das Haupt auf seine weltbeherrschende Rechte gestützt, erscheint die edle, ernste, majestätische Gestalt des grossen Kaisers, der vorzugsweise so gern hier verweilte. Und noch manche Gestalt schwebt vorüber, noch manche mit der Krone, mit dem Fürstenhut, mit dem Prälatenstab. Und vom Hof herauf schallt geisterhafte Musik. Cymbeln klingen und die Timbale rollt. Abenteuerliche Gestalten zeigen sich; die Gesandten von Asien kommen auf Kameelen geritten*). — Da schmettert es unten im Thal, wie ein Posthorn; der Würzburger Eilwagen fährt rasselnd auf der Kunststrasse vorüber und die Geister auf der Salzburg zerstäuben. —

Es sei nur hier noch bemerkt, dass sie später das Eigenthum von Vögten ward, die sich mit Hinweglassung ihres Familiennamens Voyte von Salzburg nannten und ein Geschlecht bildeten, was Jahrhunderte lang blühte. Auch in dem Besitz der Grafen von Henneberg befand sich die Salzburg einige Zeit hindurch und im Bauernkrieg traf sie das allgemeine Loos der Zerstörung. Sie ging nun von einer Hand in die andere, manche von den Familien, die sie bewohnten, erloschen im Laufe der Zeit, aber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kam

*) Im Jahre 803 empfing Carl der Grosse die Gesandten des orientalischen Kaisers Nicephorus auf der Salzburg.

die Burg durch Kauf wieder an ihre früheren Herren, die Voyte von Salzburg, welche bis zum Jahr 1796 in ihrem Besitze verblieben. Um diese Zeit aber verkauften drei Gebrüder, Friedrich, August und Ernst Voyt von Salzburg, ihren Antheil an dem alten Sitz ihrer Ahnen dem Freiherrn von Hüttenbach, dessen Nachkommen sie noch besitzen. —

Vierte Reise.

Die fränkische Schweiz.

Die fränkische Schweiz.

Die Gegend, welche mit einiger Anmassung also genannt wird, breitet sich im nordöstlichen Franken zwischen den Städten Baireuth und Erlangen aus und wird von den Vorbergen des Fichtelgebirges gebildet. Sie ist schön, sehr schön, malerisch, wild, romantisch und lieblich in reicher Abwechselung, aber sie mit der Schweiz zu vergleichen oder ihr gar deren Namen zu geben, müssen wir dennoch für eine kleine Anmassung erklären, so alt diese auch sein mag. Thäler von dem weichsten Wieswachs bedeckt, und durchströmt von kristallklaren, schäumenden kleinen Flüssen, eingeengt bald von schönen Waldbergen, bald von Felsen, deren Anblick so wild ist, als kämen sie so eben erst aus dem Kampf der Natur mit dem Chaos, in ihrem Innern noch voll jener Höhlen oder unermesslicher Gewölbe, worin die Urwelt ihre organischen Gebilde für die Forschung späterer Aeonen aufbewahrte, über dies Alles schwebend, hängend, auf himmelhohen Klippen ragend, Ritterburg an Ritterburg, Schloss an Schloss, Trümmer an Trümmer; solches zusammen bildet in einem Umkreis von etwa zehn deutschen Meilen die fränkische Schweiz — ein einziger See der wirklichen würde sie zudecken. —

Dieses kleine Gebirgsland wird begränzt und durchschnitten durch die drei Flüsse Rednitz, Wiesent und Aufseess. Die letztere ergiesst sich unweit Muggendorf in die Wiesent, und diese wieder bei Vorchheim in die Rednitz. Die Gebirgsart der Felsen ist ziemlich im ganzen Umfang dieselbe, sie besteht aus grauem dichten Kalkstein, welcher jedoch nicht überall von gleichem Alter zu sein scheint. Innerhalb der Höhlen nämlich ist er von groberem Korne, so dass er sich bisweilen dem körnigen Kalkstein nähert, die Oberflächen mehrerer Berge dagegen scheinen aus mächtigen Lagen einer späteren Formation zu bestehen, die sich von der vorigen durch mehrere Dichtigkeit, ein

feineres Korn und eine Beimischung von unzähligen Versteinerungen von Seethieren auszeichnet; überall sind die Felsen auf wunderbare Weise zerklüftet, zertrümmert und zusammengesunken, und in einem Umfang von fünf bis sechs Stunden, um Muggendorf, dem Hauptort der Landschaft, herum, durch viele grosse und kleinere Höhlen, die zum Theil wenig Aehnlichkeit mit einander haben, unterwölbt.

Die Geschichte der fränkischen Schweiz ist im Ganzen die von Franken und im Einzelnen die etwas verworrene zahlloser Adelsgeschlechter, die hier hausten, mit ihren Fehden, bald mehr, bald minder wichtigen Kriegen und ihren bald friedlichen, bald feindlichen Beziehungen zum benachbarten mächtigen Bisthum oder der grossen Reichsstadt in ihrer Nähe (Bamberg und Nürnberg). Die Namen vieler Dynasten und Freiherrn aus diesem Felsengebiet sind mit der Zeit erloschen und existiren nur noch in Chroniken, Turnierbüchern oder in den Trümmern ihrer Schlösser, die von Klippen herabschauen. Wir nennen unter solchen die von Neideck, von Streitberg, von Rabeneck, von Gösweinstein, von Wüstenstein, von Gailingen, von Weischenfeld und halten noch ein langes Register Aehnlicher zurück. Die Reformation drang auch in diese Thäler und der Bauernkrieg durchwüthete sie. Und wie ein ausgetretener Strom in einem engen Bett heftiger zu brausen pflegt, als wo er Platz findet, wie das Ungewitter in geschlossenen Thälern furchtbarer als in der Ebene rollt, so war der Ausbruch jener unglücklichen Empörung auch hier in den tiefen Thälern, von hochgelegenen Burgen beherrscht, gewaltsamer und zerstörender als irgendwo anders. Die Burgen alle wurden erklimmt, erstürmt, gebrochen, herabgestürzt von ihren Klippen in die Abgründe oder in Aschenhaufen verwandelt. Dieses Schicksal betraf Burg Gailenreuth, Egloffstein, Neideck, Gösweinstein, Rabeneck, Wüstenstein, Aufseess, Greifenstein, Freienfels, Hundshaupten, Plankenfels, Wiesentfels und noch eine lange Reihe anderer. Streitberg und Rabenstein blieben aus Furcht vor dem strengen Casimir von Brandenburg verschont, zu dessen Landesantheil sie gehörten. — Vom dreissigjährigen Krieg litt die fränkische Schweiz ebenfalls nicht wenig, besonders zu der Zeit, als König Gustav Adolph von Schweden in Nürnberg dem auf der Veste Zirndorf gelager-

ten Wallenstein gegenüberstand; die Streifcorps des Letzteren, besonders Croaten, drangen bis in die verborgensten Thäler und wütheten hier dergestalt, dass die Einwohner zuletzt sich genöthigt sahen, Haus und Hof zu verlassen und in die Höhlen ihrer Berge zu flüchten. Die Kaiserlichen brannten ihre Dörfer nieder und schleuderten zurückgebliebene Greise oder Kranke in die Flammen. Spurloser ging ein Jahrhundert später der siebenjährige Krieg an dieser Gegend vorüber, doch nicht so der Jourdan'sche Einfall in das Bisthum Bamberg im Jahr 1796. Wilde republikanische Schaaren — eine hier nie gesehene Erscheinung — überschwemmten die Thäler der Wiesent und erlaubten sich überall die grössten Erpressungen und Gewaltthaten. Sie erschossen Bauern und der ergrimmte Landmann suchte sich dadurch zu rächen, dass er einzelne Abtheilungen der Franzosen in die Abgründe seiner Höhlen stürzte und sie hier jämmerlich verschmachten liess. Tagelang soll man zuweilen das Wimmern solcher Unglücklichen gehört haben.

Doch wenden wir uns zu der heiteren Gegenwart. Das Gebiet der sogenannten fränkischen Schweiz verdankt mehr noch als der Schönheit seiner Thäler, seiner besondern Naturbeschaffenheit, den wunderbaren Höhlungen seiner Gebirge einen allgemein verbreiteten Ruf und zog durch letztere schon seit Menschengedenken gelehrte Forscher von nah und fern, selbst aus fremden, weit entlegenen Ländern herbei. Deutsche, französische und englische Naturforscher kamen und untersuchten die Klüfte der Felsen und die Beschaffenheit ihrer unterirdischen Dome. Zahlreiche Reisebeschreibungen verkündeten der Aussenwelt die Resultate ihrer Forschungen und schilderten nebenher die Lieblichkeit reizender Thäler, die Biederherzigkeit ihrer Bewohner und die romantischen Ansichten der Felsenburgen. So geschah es, dass Jahr für Jahr der Besuch der Muggendorfer Thäler zunahm und gegenwärtig wallen in jedem Sommer zahlreiche Schaaren Fremder von nah und fern nach dem reizend gelegenen Muggendorf, um von hier aus, so ziemlich dem Mittelpunkt, die Thäler zu durchwandern, die Berge zu erklimmen und in die Höhlen hinabzusteigen. Indessen so rüstig ein Wanderer auch sei, wird er hierzu dennoch nicht weniger als fünf Tage bedürfen. Wir würden ein Buch anfüllen, wollten wir

ihn hierbei Schritt vor Schritt begleiten; es genüge, dass wir in kurzen Umrissen diejenigen Orte bezeichnen, die wir, geleitet vom Kraussold'- und Brock'schen Wegweiser, mit ihm besuchen.

Von Vorchheim kommend, betreten wir bei

Streitberg

die fränkische Schweiz. Ueber diesem Dorf erheben sich die Burgtrümmer gleichen Namens, die nur noch in wenigen Ueberresten die Grösse des Schlosses verkünden, welches einst hier stand. Ihnen zur Seite westlich droht der sogenannte hängende Stein auf den Ort herabzustürzen, eine Drohung, die, seit tausend Jahren Drohung geblieben, von den Bewohnern des Dorfes kaum mehr beachtet wird. Die schönste Aussicht über das Thal, bewässert von der Wiesent, welche der Rednitz entgegeneilt, und geschmückt mit zahlreichen Ortschaften, auch von den Thürmen des Städtchens Ebermanstadt, wie das hier beigegebene Bild veranschaulicht, bietet sich von der Höhe Streitbergs dar. Verschiedne Höhlen, eines Besuches würdig, öffnen schon hier ihre mächtigen Wunder dem Wissbegierigen. Unser zweites Blatt zeigt die Ruine von

Neideck*)

auf dem Weg nach Muggendorf; auf schroffen Felsen ruht sie, und auch sie umschliesst, fast in ihren Höfen noch, eine im Gestrüpp verborgne Steingrotte, welche tief in den Berg führt. Der angenehme Wiesenpfad leitet nun nach dem nahen

Muggendorf,

einem ansehnlichen Marktflecken mit guten Wirthshäusern, der in der weitesten Oeffnung des Thals liegt und Raum hat, seine friedlichen und zierlichen Wohnungen auszubreiten. Von hier aus besuchen wir vier höchst merkwürdige Höhlen, die Rosenmüllers-, Oswalds-, Wunders- und Witzhöhle, so benannt nach den Namen ihrer Entdecker. In jeder dieser unterirdischen Wölbungen treten uns die wunderbarsten Tropf-

*) Mit einer Ansicht.

RABENECK

steingebilde und Stalaktiten entgegen, wir finden Lager fossiler Knochen und Wasserbecken.

Den ersten Tag beschliessen wir mit dem Besuch von Guckhüll, einem der höchsten Punkte der Gegend, und mit dem der Ludwigs-Wundershöhle, deren Räume durch die Mondmilch ihrer Wände ausgezeichnet sind. Das Nachtlager nehmen wir in Muggendorf und brechen mit dem frühesten Morgen wieder auf; denn es giebt heut weite Wege zu machen. Auf dem, hinter dem Kirchthurm sich hinaufziehenden Weg erreichen wir das Dorf Engelhardsberg und wenden uns von da zum **Adlerstein,** einem hohen, durch eine Treppe zugänglich gemachten Felsen mit herrlicher Aussicht ringsumher bis zum Fichtelgebirge und über alle hervorragende Plätze und Schlösser der Gegend. Vom Adlerstein geht es wieder durch Engelhardsberg zur **Riesenburg.** Kein von Menschenhänden gethürmter Bau, sondern eine natürliche Felsengruppe mit Bogen und Klippen-Thürmen ist die Riesenburg. Ihre Zugänge können verschlossen werden und sind es durch ihren Besitzer, den Grafen von Schönborn; doch ist der Schlüssel unten im Tooswirthshaus zu bekommen. Verbindende Brücken, Brüstungen, Pallisaden an gefährlichen Stellen sind innerhalb der Felsen angelegt und verdienen den Dank des Wanderers. Wieder in das Thal hinabgestiegen, gelangen wir zu dem, schon in der Ferne gehörten Wasserfall beim Zusammenfluss der Aufseess und Wiesent, Toos genannt, dem Mittelpunkt dreier hier zusammenlaufender Thäler. Wir schlagen das Rabenecker ein Durch die mannigfachste Abwechselung von Felsthürmen, weichen Matten und dem kosenden Fluss, kürzt sich der Weg und bald blickt die altersgraue Burg **Rabeneck** ernst in das Thal hinab. Sie liegt hoch und malerisch auf starren Klippen, ist noch keine Ruine, sondern ein bewohntes Schloss und gräflich Schönborn'sches Eigenthum, wie auch das eine halbe Stunde weiter gelegene **Rabenstein,** was in neuerer Zeit grosse Verschönerungen erfuhr, und wo sich eine bedeutende Sammlung fossiler Knochen findet. Unweit Rabenstein sind einige merkwürdige Höhlen, die einen Besuch erfordern: die König Ludwigs-Höhle, in deren grossartigem erhabenen Dom der Boden das mehrere Fuss tiefe Lager einer

Erde darbietet, welche aus der Verwesung von Tausenden antediluvianischer Thiere entstanden sein soll; ferner die neuentdeckte grosse Zoolithenhöhle, voller Merkwürdigkeiten für Petrefacten und Geologen, in welcher sich namentlich die Ueberreste der ungeheuren urweltlichen Thiere, des Mammuth und des Höhlenbären vielfältig finden. Von dem letzteren sind bereits über vierzig Schädel aus dieser Höhle zu Tage gefördert worden. Zwei kleinere das Schneiderloch und das Zahnloch, befinden sich noch in der Nähe. — Ueber das Gebirge setzen wir nun den Weg fort durch das Dörfchen Langenlohe nach der kleinen Stadt **Weischenfeld**, die auch von einem hohen Felsenschloss, jetzt Ruine, überragt wird. Bemerkenswerth dabei ist der sogenannte steinerne Beutel, ein auf einem isolirten Felsen stehender Thurm, in dessen Inneres man nur mittelst eines Flaschenzuges durch eine Thür an der Zinne gelangen konnte. Nicht weit von Weischenfeld, in dem angränzenden Zaubachthale, liegt nun die letzte heut noch zu besuchende Höhle, nach dem verstorbenen Gastwirth Förster genannt, die **Försterhöhle**, deren domartiges, mit schönen Stalaktiten geziertes Gewölbe sechzig Fuss Höhe, achtzig Länge und dreissig in der Breite hat. Am Abend kehren wir durch die so eben bezeichneten Thäler, an der schäumenden Toos vorüber, nach unserm Standquartier Muggendorf zurück.

Der dritte Tag muss fast ausschliesslich dem Besuch der merkwürdigsten Höhlen gewidmet werden, welche in den Umgebungen der alten Burgruine Gailenreuth, etwa eine halbe Stunde von Muggendorf, zu finden sind. Es giebt viele beschwerliche Dinge auf Erden, der Zugang zur **Kappshöhle** gehört zu diesen. Durch Hülfe eines Seiles muss man sich gegen funfzig Fuss hinablassen, um den halsförmigen Eingang der Höhle zu gewinnen, der sich spiralförmig in fast senkrechter Richtung noch über hundert Fuss in die Tiefe hinabzieht. Ein weites, mit den herrlichsten Stalaktitenfahnen und Cascaden geziertes Gewölbe thut sich hier dem staunenden Auge auf. Die Tropfsteinfahnen, welche fast den Boden berühren, geben beim Anschlagen einen hellen Klang. Ueberall hängen hier Fledermäuse von der Gattung Hipposideros an den Felsen. Leider kann

diese schöne Höhle, wegen ihrer Tiefe, nur mit Hülfe eines Flaschenzuges und eines sehr langen und starken Seiles und auch da nicht ohne Fährlichkeit befahren werden. Die nicht gar weit entfernte **Gailenreuther Zoolithenhöhle** ist nach der nun entdeckten bei Rabenstein die in jeder Beziehung merkwürdigste. Sie hat seit Espers, Rosenmüllers und Cuvier's Untersuchungen den Muggendorfer Höhlen eine europäische Berühmtheit verschafft. Der Zugang ist weniger gefahrlos als bei der Kappshöhle, und doch belohnender. Drei bis vier Etagen wölben sich hier über einander und jede dieser Etagen ist in verschiedene Kammern abgetheilt. Und diese Kammern sind angefüllt mit Ueberresten von Bären, Löwen, Hyänen, Wölfen und Katzen. Einer der vorhin genannten Gelehrten fand bei seinem frühesten Besuche allein gegen 180 Bärenschädel hier beisammenliegen, und viele andere wurden unter der Stegmalitendecke gefunden. Acht Nürnberger Metzen grosser Zähne wurden zusammengelesen. Welche Menge von Thieren musste hier ihr Grab gefunden haben! Ueber Burg Gailenreuth wandern wir zur **Espershöhle,** zum Andenken an den verdienten Naturforscher und Geologen Esper also genannt: sie enthält eine oben offne Arena und mehrere tiefe Höhlen. Nahe dabei liegt die **Wassergrotte,** die aus mehreren Gängen und Grotten mit Stalaktiten und Wasserbassins besteht. In einer Entfernung von ein und einer halben Stunde zeigt sich der weit hervorragende **Wühsenstein,** eine Felsgruppe in der Nähe des Dorfes gleichen Namens mit den Ueberresten einer alten Burg. Eine weite Aussicht besonders gegen Süden erfreut hier das Auge. Wir beschliessen den Tag mit dem Besuch der **Mocka's-Höhle,** deren Eingang wieder äusserst beschwerlich ist und nur mit einem guten Führer unternommen werden darf, der mit Lichtern wohl versehen sein muss. Die Höhle ist sehr gross und hat unendliche Verzweigungen, welche die Sage sogar bis zu meilenweiten, unter der Erde fortlaufenden Gängen ausdehnt. — Am vierten Tage treten wir abermals die Wanderung durch das Wiesentthal an, in welches die Burg Gailenreuth wie aus einem Verstecke herabblickt. Diese alte Burg hat eben nichts Merkwürdiges, als dass sie ein Raub-

nest war, wie so viele andere, und ihre geschwärzten Trümmer verdienen kaum die Theilnahme der Gegenwart; aber eines Tages vor vielen hundert Jahren fand an dem Fuss ihres Waldberges, nah bei der Mühle, wo die Brücke über die Wiesent führt, ein Auftritt Statt, den zu erzählen wir nicht umhin können. Eine schöne adelig gekleidete Frau mit drei Knaben, die sie umsprangen, und einem Mägdlein, welches sie an der Hand führte, kam den Burgpfad herab und setzte sich auf die Bank vor der Sachsenmühle. — Aber so schön sie war, tiefer Kummer wohnte in ihrem Antlitz und Thränen rieselten, wie sie so da sass, über ihre gebleichten Wangen. Springt nur, sagte sie zu den muthwilligen Knaben, ihr seid doch arme Waisen. Euer Vater wird nimmer zurückkehren aus der Haft, denn den Tod hat ihm die Reichsstadt geschworen. Ach, vielleicht lebt er schon nicht mehr, denn sie machen gar kurzen Process da drinnen gegen gefangene Ritter. Und kaum hatte sie das Wort gesprochen, als aus dem Dickicht ein Mann hervorbrach, athemlos und mit verstörten Zügen. Sein eilender Gang war nach der Mühle gerichtet, an deren kleines Fenster er heftig klopfte. Brod! rief er der Müllerin entgegen, welche erschrocken heraussah, Brod und Wein! und Linnen zum Verband. Geschwind, Weib! eilet Euch, es ist kein Augenblick zu verlieren! Da schrie die Burgfrau von Gailenreuth laut auf und stürzte auf den Mann zu und umfing ihn mit ihren Armen. Eppelin! Eppelin! war der einzige Laut, den sie hervorbringen konnte. Und die Knaben eilten herbei und sprangen laut jubelnd an dem Vater empor und das zarte Mägdlein schmiegte sich an sein Knie. Er aber starrte Alle an und drängte sie zurück. Das Brod und den Weinschoppen, welches beides die Müllerin aus dem Fenster hielt, riss er an sich und ein weisses feines Tüchlein, womit die Burgfrau ihre Thränen getrocknet hatte, und ihren Schleier noch dazu und rannte damit in das Dickicht zurück. Aber Frau Hedwig, die den Gatten nur zu wohl erkannt hatte, folgte mit ihren Kindern jählings nach. Und da, wo das Gebüsch sich nach dem Wege öffnete, hart am Rande des Waldes, sahen sie den Ritter zu einem Gegenstand hineilen, der am Boden lag. Es war ein Ross. Er warf sich neben ihm auf die Kniee nieder, benetzte

seine mattschnaubenden Nüstern mit Wein und steckte ihm Brod, das gleichfalls damit befeuchtet war, zwischen die Zähne. Dann zerriss er den Schleier und das Tuch, tauchte sie in den nahen Fluss und schlang sie um die blutenden Beine des Gaules, während er ihm zuweilen die Seiten und den Hals klopfte. Staunend sahen solches Frau Hedwig und ihre Kinder mit an. Sie erkannten jetzt wohl das braune Streitross des Gatten, des Vaters, aber fast war es schwer zu erkennen, Blut und Schaum bedeckte es und ohnmächtig streckte es seine starken und schönen Glieder. Eppelin! Eppelin! rief jetzt Frau Hedwig noch einmal — Du siehst dein Weib und deine Kinder nicht vor dem Rosse und hast uns zurückgestossen seinetwegen. Verwundet ist es, wie es scheint; nun — es giebt der Rosse mehr — sollte man glauben. Da wandte sich Eppelin um und umarmte zärtlich sein Weib. — Nur keines mehr wie dieses, erwiederte er auf ihren liebenden Vorwurf. Weib! Kinder! geht hin, liebkoset das Ross in seinen letzten Zügen, denn ihm verdankt ihr, dass ihr mich wiederseht. Ueber den Burggraben der Nürnberger Veste hat es mich getragen. — Und sie thaten, wie er gebot. Mit zarten Händen streichelten sie das treue Thier und thaten ihm wohl und suchten sein fliehendes Leben zu halten, aber der Sprung war zu gewaltig gewesen und hatte seine Sehnen zerrissen. Nur bis hierher noch reichte seine Kraft, den Herrn in flüchtigem Laufe zu tragen, jetzt war sie erschöpft. Noch einmal wieherte das Ross aus tiefer Lunge auf, noch einmal wandte es den Kopf nach seinem Herrn und wieder von ihm ab, dann gab es sich dem Todeskampfe hin. Ritter Eppelin von Gailingen liess später einen Stein errichten, wo das Ross starb.

Nach nicht zu langer Wanderung zeigt sich uns auf schwindelnder Höhe das Schloss **Gösweinstein,** welches, von unten betrachtet, in der That den Anblick gewährt, als könne es von seinen Klippen in das Thal hinabstürzen. Wir erklimmen den Bergrücken und sind überrascht auch ein hübsches Städtchen auf dieser Höhe zu finden. Es hat eine Wallfahrtskirche, die stark besucht wird, und ein Kapuzinerkloster. Das gut erhaltene Felsenschloss, jetzt der Sitz eines Rentamts, wird vom Städtchen aus auf einer langen, hölzernen, überdeckten Treppe erstiegen,

und so überraschend sein Anblick in der Ferne war, so entzückend ist die Aussicht von seinem Felsenaltane. Vier Thäler breiten sich tief unten am Fuss des Berges aus. Am Abhang desselben aber sind verschiedene Anlagen, Einsiedeleien und Ruheplätze angebracht. Eine Stunde von Gösweinstein treffen wir auf das Städtchen **Pottenstein**, von dessen malerischer Lage wir eine Ansicht geben. Das alte, sehr grosse Schloss ist noch bewohnbar und ladet zum Genuss einer lieblichen Aussicht ein. Auf dem Rückweg nach Muggendorf besichtigen wir **Tüchersfeld**, eine wild durch einander geworfene Klippengruppe, welche thurmartig emporragt und einst zu Pfeilern zweier einander gegenüberliegenden Burgen gedient haben soll. —

Am fünften Tage endlich verlassen wir mit einem Führer das Wiesentthal und steigen nordwestlich über verschiedene Bergrücken, bei welcher Wanderung wir auf der sogenannten Heidenstadt auf ehemalige Hünengräber treffen, nach Wüstenstein und dem Schlosse **Aufsess.** Diese alte Burg, nicht zu verwechseln mit dem, eine kurze Strecke davon thalaufwärts gelegenen neueren Schlosse, gab dem Thal, über das sie gebietend emporragt, dem Fluss, der dasselbe bewässert, und einem freikerrlichen noch blühenden Geschlechte den Namen. Sie ist vollkommen erhalten und sehenswerth sowohl in Rücksicht ihrer äusseren malerischen Lage, als auch wegen ihrer innern Einrichtung; der jetzige Besitzer hat mit Geschmack und Auswahl eine Sammlung von Alterthümern darin angelegt. — Schloss **Greifenstein** und Marktflecken **Heiligenstadt** sind die zwei letzten Orte im Gebiete der fränkischen Schweiz, welche unser Wegweiser als bemerkenswerth bezeichnet. — Wir entlassen ihn und zugleich uns selbst als Wegweiser des freundlichen und — wie wir hoffen, nachsichtigen Lesers, durch das freundliche Franken. Wir haben es versucht, ihm dieses heitre Land auf heitre Weise vor Augen zu führen — möchte er unser aufrichtiges Bestreben danach nicht verkennen, wenn auch die That hinter dem Willen zurückgeblieben sein sollte. Der grosse, überschwängliche Reichthum des Stoffes hat uns, wir bekennen es gern, oft überwältigt. Ein schönes, seelenvolles Antlitz darf ja wohl den Maler befangen, der sich hinsetzt, um seine Linien

AUFSEES.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 226 946 2